

An der Rezeptions- und Wirkungsgeschichte des ‚Werther‘ werden nicht so sehr Wandel in der Einschätzung kanonisierter Werke der Literatur und Formen des Verständnisses überkommener Werke sichtbar als vielmehr Probleme der Zuordnung literarischer Texte zu bestimmten Lebenssituationen: sei es — so der sozialpsychologische Ansatz — als Identifikationsmuster, das den sozialhistorischen Kontext zu überschreiten scheint, sei es als Frage nach dem Kulturbesitz und seiner Weiterverwendung im Zitat, in der Anspielung oder im bewußten Abbiegen provokatorisch-utopischer Züge; immer aber versteht sich Literaturgeschichte in diesem Sinne als Beitrag zur Sozialgeschichte, wird der Text verstanden als Erscheinungsform eines umfassenden Sprachspiels (im Sinne Wittgensteins).

Insofern vermag die hier vorgelegte Differentialdiagnose der Kommunikations- und Konsumtionsbelege (Lämmert) den mit der Reihe ‚Literaturwissenschaft — Gesellschaftswissenschaft‘ initiierten historisch-kritischen Literaturbegriff im Rahmen einer Sozialtheorie der Literatur nicht nur modellhaft vorzuführen, sondern auch von der Seite einer soziolinguistisch orientierten Interpretationsmethode her zu ergänzen: worin auch die Verwendbarkeit für Kursprogramme auf der reformierten Oberstufe wie für Studierende zu liegen scheint.

Die Beschränkung auf exemplarische Formen der ‚Werther‘-Rezeption und ‚Werther‘-Wirkung einerseits und die Bevorzugung gegenwartsrelevanter ‚Werther‘-Wirkung (Plenzdorf) begründet sich somit didaktisch.

Karl Hotz, geb. 1939, ist seit 1969 Fachleiter für Deutsch am Studienseminar Speyer und seit 1971 Leiter der Lehrplankommission Deutsch für die Kollegstufe des Landes Rheinland-Pfalz (Mainzer Studienstufe).

Veröffentlichungen: über Wilhelm Raabe 1968 und 1970; fachdidaktisch: 1973.

6.7 GÖE. HOT

Literaturwissenschaft — Gesellschaftswissenschaft

VII  
Goethe  
Hotz

6

## Goethes ‚Werther‘ als Modell für kritisches Lesen

Materialien zur Rezeptionsgeschichte,  
zusammengestellt und eingeleitet von Karl Hotz

SBW 5096



Ernst Klett Stuttgart



UNIVERSITA' DI TORINO  
BIBLIOTECA DEL DIPARTIMENTO  
DI SCIENZE DEL LINGUAGGIO

Materialien und Untersuchungen zur Literatursoziologie  
herausgegeben von Theo Buck und Dietrich Steinbach

\* Vom Herausgeber in einen übernommenen Text eingesetzte Fußnoten und  
Titel

1. Auflage

1 6 5 4 3 2 | 1980 79 78 77 76

Alle Drucke dieser Auflage können im Unterricht nebeneinander benutzt werden. Die  
letzte Zahl bezeichnet das Jahr dieses Druckes.

© Ernst Klett, Stuttgart 1974. Nach dem Urheberrechtsgesetz vom 9. September 1965  
i. d. F. vom 10. November 1972 ist die Vervielfältigung oder Übertragung urheber-  
rechtlich geschützter Werke, also auch der Texte, Illustrationen und Grafiken dieses  
Buches — mit Ausnahme der in den §§ 53, 54 URG ausdrücklich genannten Sonder-  
fälle —, nicht gestattet. Dieses Verbot erstreckt sich auch auf die Vervielfältigung für  
Zwecke der Unterrichtsgestaltung, wenn nicht die Einwilligung des Verlages vorher  
eingeholt wurde. Im Einzelfall muß über die Zahlung einer Gebühr für die Nutzung  
fremden geistigen Eigentums entschieden werden. Als Vervielfältigung gelten alle Ver-  
fahren einschließlich der Fotokopie, der Übertragung auf Matrizen, der Speicherung  
auf Bändern, Platten, Transparenten oder anderen Medien.

Umschlag: H. Lämmle, Stuttgart

Druck: Adolf Röhm, Sindelfingen

ISBN 3-12 391600-6

<b>A I. Leiden an der Gesellschaft und gesellschaftliches Leiden</b> .....	5
1. Vorwort .....	5
2. Die Liebesidee im ‚Werther‘ (Textanalyse; Brief vom 16. Julius) .....	7
3. Kommunikation und Interaktion im ‚Werther‘ .....	12
4. Werthers ‚Krankheit zum Tode‘ .....	13
5. Formen der Abbiegung im ‚Werther‘ .....	16
6. Aufweichung des ‚Werther-Syndroms‘: Intimitätsjargon in Friedrich Schlegels ‚Lucinde‘ .....	23
7. Der ‚Werther‘ im Dienste der ‚deutschen Ideologie‘: Joseph Goebbels’ ‚Michael‘ .....	28
8. Ideologische Sprachverwendung und kommerzieller Zynismus .....	40
9. Zusammenfassung: Der Kunstcharakter des ‚Werther‘ .....	41
<b>B II. Materialien und Texte zur ‚Werther‘-Rezeption und ‚Werther‘- Wirkung</b> .....	43
1. Inhaltsübersicht: Begründung der Auswahl und des Verfahrens .....	43
2. Integrationsversuche und künstlerische Sublimierung .....	48
3. Identifikation und Distanz .....	58
a) Der ‚Werther‘ im Literaturbetrieb seiner Zeit .....	58
b) Der ‚Werther‘ und die Popularästhetik seiner Zeit .....	81
4. Verklärung und gesellschaftliche Entschärfung. Auf dem Wege zur Totalinterpretation .....	96
<b>III. Die Wirkungsgeschichte des ‚Werther‘</b> .....	130
1. Der literaturimmanente Ansatz .....	130
2. Der gesellschaftsbezogene Ansatz .....	141
a) Die gesellschaftliche Wirklichkeit .....	141
b) Gesellschaftskritik als ästhetisches Mittel .....	159
c) Der sozialpsychologische Ansatz .....	178
<b>C IV. ‚Werther‘-Rezeption und ‚Werther‘-Wirkung 1973</b> .....	189
1. Dokumentation .....	189
2. Kritik: Diskussion um Plenzdorf .....	193

D V. Anhang .....	204
1. Arbeitsfragen und weiterführende Arbeitsaufgaben .....	204
2. Namenregister .....	206
3. Sachregister .....	207

## AI. Leiden an der Gesellschaft und gesellschaftliches Leiden

### 1. Vorwort

Ist es Zufall, daß der Heidelberger Literaturwissenschaftler E. Lämmert bei seiner Forderung nach einer Neuorientierung der Literaturwissenschaft in Richtung der Rezeptions- und Wirkungsgeschichte auf die ‚Werther‘-Rezeption in ihrer „sozialen und regionalen Spannweite“<sup>1</sup> als exemplarischen Lehrgegenstand verweist?

Ulrich Plenzdorfs ‚Werther‘-Paraphrase, ‚Die neuen Leiden des jungen W.‘ — zunächst in der Bühnenfassung, nun auch als Roman vorliegend —, hat inzwischen nicht nur in der DDR eine lebhaft diskutierte ‚literarische Tradition‘ ausgelöst<sup>2</sup>, der Insel-Almanach 1973 ist dem ‚Werther‘ und seiner Rezeptionsgeschichte gewidmet, 1973 legt derselbe Verlag eine Ausgabe des Romans mit wesentlichen Zeugnissen aus der Rezeptionsgeschichte vor<sup>3</sup>: Die Präsenz des Goetheschen Jugendwerks scheint unwiderlegbar.

Das scheint auch ein Blick auf die literarische Szenerie vor dem Jubiläumsjahr 1972 zu bestätigen: 1966 geht Reinhard Baumgart dem ‚Erbe des jungen Werthers‘ nach<sup>4</sup>, zu Adornos 60. Geburtstag montierte K. M. Michel eine ‚Etüde aus Werther-Zitaten‘<sup>5</sup>, in der Goldmann-Taschenbuch-Ausgabe liegt der ‚Werther‘ bereits (wieder) in der 72. Auflage vor, die Reclam- (51.—60. Tausend schon 1960) und dtv-Ausgaben und die zahlreichen Schul-Ausgaben kommen hinzu; schwer zu erfassen ist dabei der Lese-Anteil in den unzähligen Klassiker-Ausgaben, die vor allem durch Buchklubs und Leseringe weit über die literarischen Bildungsbarrieren hinausreichen<sup>6</sup>; zu bedenken wäre nicht zuletzt der Auflagen Erfolg von Kultur- und Sittengeschichten des 18. Jahrhunderts (z. B. Franz Blei, A. Cobban), in denen der ‚Werther‘ als „typische Zeitererscheinung“ seinen angestammten, durch Belege, Zitate und Beigabe der berühmten Kupfer von Chodowiecki gesicherten Platz behauptet<sup>7</sup>.

Nicht ohne Reiz und Belang für die Wirkungsgeschichte wäre es außerdem, die Richtlinien und Lehrpläne für den Deutschunterricht ‚hüben wie drüben‘ daraufhin anzusehen, ob und unter welchen Zielsetzungen der ‚Werther‘ er-

(1) Lämmert, Eberhard: Rezeptions- und Wirkungsgeschichte als Lehrgegenstand. In: Neue Ansichten einer künftigen Germanistik. Reihe Hanser 122. München 1973, S. 160 ff.

(2) Plenzdorf, Ulrich: Die neuen Leiden des jungen W. Suhrkamp, Frankfurt/Main 1973. — S. a. Materialenteil.

(3) Insel-Taschenbuch 25. Frankfurt/Main 1973.

(4) Baumgart, Reinhard: Literatur für Zeitgenossen. Essays. edition suhrkamp 186.

(5) Michel, K. M., in: Zeugnisse. Th. W. Adorno zum 60. Geburtstag. 1963. Siehe S. 177.

(6) Vgl. die folgende Ankündigung einer ‚Werther‘-Ausgabe im Bertelsmann-Lesering: „Dieser Roman versetzte ein Volk in Hysterie: Ströme von Tränen wurden seinerwegen vergossen, und das nicht nur von jugendlich empfindsamen Seelen, sondern auch von gesetzten, nüchternen Männern.“ — Roman. 152 Seiten. 17 Illustrationen von Gerhard Ulrich. Ganzleinen in Schuber. Clubpreis 15,—.

(7) Auch in der Insel-Taschenbuch-Ausgabe (Anm. 3).

scheint und — ähnliches ließe sich für die fachdidaktische Literatur sagen — auf diese Weise einen kanonischen Rang perpetuiert<sup>8</sup>: Die ‚Handreichungen für den Sekundarbereich II‘ des Landes Niedersachsen<sup>9a</sup> führen im Leistungskurs Deutsch als Beispiel für die Rezeption „eines älteren [...] literarischen Werkes durch die Zeitgenossen“ den ‚Werther‘ und die Wertherwirkung an — unter anderem mit den Lernzielen: „Informationen über den gesellschaftlichen Hintergrund des Werks aufnehmen (Aufklärung, Entwicklungsstadium des Bürgertums in Deutschland, Lesepublikum usw.) — diese Informationen so verarbeiten, daß begründete Vermutungen über die gesellschaftliche Relevanz des Werks ausgesprochen werden können“ (S. 25).

Solche und ähnliche, empirisch zu gewinnende Fakten und Werte aber bleiben (beabsichtigt) wirkungslos, wenn sie nicht auf Ideologie-Verdacht hin untersucht würden: Handelt es sich bei diesem fortdauernden Erfolg um ein (globales) Mißverständnis, glauben die neuen und alten Leser, im ‚Werther‘ ein Modell gesellschaftlicher Verstrickungen oder gar eine Love story des späten 18. Jahrhunderts (auf dem Hintergrund einer fragwürdigen, rückwärtsgewandten, gefühlhaft-seichten Nostalgie) wiederentdecken zu müssen?

Eignete sich demnach der ‚Werther‘ zur gesellschaftlichen Fall-Studie, in der sich sozialpsychologische und psychopathologische Züge verdichten, zum Modell für das Verhältnis von Sprache und gesellschaftlichem Rollenspiel — wäre der ‚Werther‘ demnach ein Beispiel für „Leiden an der Gesellschaft und gesellschaftliches Leiden“?<sup>9</sup>

Die nachhaltige Spannung, die gerade hier das „Klima der Kunst“ schafft, belegt die Wirkung des Werks: in der Rezeption „als Aspekt ihrer eigenen Geschichte“, die stattfindet „zwischen dem Nicht-sich-verstehen-Lassen und dem Verstanden-werden-Wollen“ (Th. W. Adorno).

Mit aller Konsequenz also muß der *Widerspruch, der in dieser Wirkung zu liegen scheint, durchdacht werden*: daß die Gesellschaft, die ihr „Werther-Problem“ gelöst hat, ja existent ist und daß Wieder-Hinaufführen des ‚Werther‘ Verlust seiner antagonistischen Substanz bedeutet, insofern er lebendig wird „als etwas anderes[,] als [er] war“ — Verlust gerade dessen, was die Substanz seiner Wahrheit ausmacht?<sup>10</sup>

(8) Vgl. z. B. ‚Texte für den Oberstufenaufsatz‘, zusammengestellt von Richard Bochinger. Klett, Stuttgart o. J., S. 171 — dagegen: Plenzdorf: „Werther stand nie auf dem Lehrplan“ (Sinn und Form‘ Jg. 25, 1973, Heft 1, S. 154. Verlag Rütten & Loening, Berlin-Ost).

(8 a) Handreichungen für den Sekundarbereich II. Sprachlich-literarisch-künstlerisches Aufgabenfeld. A. Der Niedersächsische Kultusminister. Mai 1973. Herausgegeben vom Niedersächsischen Kultusminister, Presse- und Informationsdienst, 3 Hannover, Am Schiffgraben 12. S. 25 ff.

(9) Nach Dreitzel, Hans Peter: Die gesellschaftlichen Leiden und das Leiden an der Gesellschaft. Vorstudien zu einer Pathologie des Rollenverhaltens. dtv Wiss. Reihe 4128, 1972 (zuerst 1968).

(10) Marcuse, Herbert: Der eindimensionale Mensch. Sammlung Luchterhand 4. Verlag Hermann Luchterhand, Neuwied und Berlin 1967 (26.—38. Ts. 1970), S. 80.

Fände die ‚Geschichte des armen Werther‘ nur deshalb unser Interesse, kaum mehr unser Mitgefühl, „weil sie sich in einer rückständigen Gesellschaft abspielte mit einer noch nicht liberalisierten Geschlechtsmoral und einer noch nicht institutionalisierten Psychologie“?<sup>11</sup>

Oder aber: Wirkt sich die Überschuß-Qualität des ‚Werther‘ auch dahingehend auf den Leser aus, daß er darin „Bilder“ jener „Erfüllung“ bewahrt sieht, „welche die Gesellschaft auflösen würde“, die sie (Werthers Utopie von einem erfüllten Leben) zwar nicht „unterdrückt“, sondern konsumiert?<sup>12</sup>

Die Beantwortung der ersten Frage zielt in Richtung eines *historisch-kritischen Vorgehens*, indem sie glaubt, Wirkungs- und Rezeptionsgeschichte durch Befügung von Quellentexten usf. erklären zu können. Dabei muß allerdings gesehen werden, daß gerade dieser dem historischen Denken verhaftete Versuch, wie Nietzsche überpointiert formuliert hat, eben dieses historische Denken „zu Grabe trägt“, wenn es nicht die transportierten Inhalte ernst nimmt und problematisiert.

Die Beantwortung der zweiten Frage zielt auf ein *formal-analytisches Verfahren* bzw. eine das Verstehen und den Erkenntnis-Gegenstand eingrenzende *Theorie-Diskussion auf der Basis eines operationalen, textanalytischen Verfahrens*, das vielleicht am ehesten in der Lage ist, Phänomene wie Textherstellung, Texttendenz, Konkordanz mit der Gegenwart, Interrogativität, Superstruktur zu erhellen.

Daß bei diesem „Eingreifen in den Text vom Standpunkt der Gegenwart aus“ (Steinbach<sup>12a</sup>) ganz bestimmte inhaltliche wie methodische Fragen im Vordergrund stehen, wird aus dem erkenntnisleitenden (Interpretations-)Interesse begründet.

Das *Programm* ist demnach: — auf dem Wege einer bestimmten und ‚abhängigen‘ Textanalyse die im literarischen Text ‚Werther‘ stillgelegte Wirklichkeit in den ästhetischen und sozialen Kontext zurückzusetzen (A) und (B) — die verändernden Wirkungen zu erspüren, das Werk gleichsam in den heutigen Seinszusammenhang zu bringen: „Das Werk ist wesentlich paradoxer Natur, es ist Zeichen für die Geschichte und zugleich Widerstand gegen sie“ (Roland Barthes<sup>12b</sup>).

## 2. Die Liebesidee im ‚Werther‘ (Textanalyse: Brief vom 16. Julius)

### a) Vorgriff

Die Liebesidee im ‚Werther‘ ist nicht erst seit Schöffler<sup>13</sup> Fundament jeder ‚Werther‘-Interpretation: Die höchste Entfaltung des *bürgerlichen Individualis-*

(11) Siehe Anm. 10.

(12) Vgl. Werthers Brief vom 18. August.

(12 a) Steinbach, Dietrich: Die historisch-kritische Sozialtheorie der Literatur. Reihe: Literaturwissenschaft—Gesellschaftswissenschaft. Klett, Stuttgart 1973, S. 35.

(12 b) Barthes, Roland: Literatur oder Geschichte. edition suhrkamp 303, 1969, S. 13.

(13) Siehe Materialenteil S. 110 ff.

mus geschieht in der individuell-persönlichen Liebe, stellt sie doch zugleich sowohl höchste Realitätsergreifung als auch höchste Selbstentfaltung dar: korrespondierend dazu der Verlust des erotischen Gefühls als Realitätsverlust. Hier hat die geistesgeschichtlich-philosophisch orientierte Germanistik von Kluckhohn bis zu Schöffler und Staiger Wesentliches für die gesamte Geistesgeschichte und die ‚Geschichte der deutschen Seele‘<sup>14</sup> in der ihr gemäßen Sprache niedergelegt; was sich noch bei Horkheimer so liest: „Aus der Unbedingtheit, Irreparabilität und der Nähe des Todes kam die Süßigkeit der Liebe.“<sup>15</sup>

Oft aber blieben Implikationen, die dem gewünschten Bild der Zeit zu widersprechen schienen, unaufgedeckt, un-aufgeklärt. Solange nämlich die Liebesidee im ‚Werther‘ von innen heraus hingenommen und fraglos akzeptiert wurde, war eine kritische Außenbetrachtung nicht möglich; erst als die Außenbetrachtung die Idee des ‚Werther‘ sozusagen ‚suspendierte‘, war ein Neuansatz möglich. Ein solcher Neuansatz kann sich dabei nicht mit der Verschiebung des ontischen Akzents im Wirklichkeitserleben auf die wirtschaftlich/ökonomisch-gesellschaftliche Ebene und damit auf eine positivistische Seinshierarchie begnügen, sondern muß das von der historischen Hermeneutik vorgezeichnete „Prinzip der Einbettung der Funktionalisierung in einem höher gelagerten Sinneszusammenhang“ (K. Mannheim) anerkennen. Diesen Standpunkt wird man gerade dann einnehmen, „wenn man [...] im Auge behält, daß jedes historische Erkennen stets durch *das historisch soziale Sein* hindurch muß, daß es stets gebunden an eine umfassende geistige Lage entsteht und zunächst nur für diese da ist“<sup>16</sup>.

Der Weg der sich anschließenden Textanalyse eines Briefes ist damit vorgezeichnet: schrittweises Einbringen in ein *literarisches Kommunikations-Modell*, das unter besonderer Beachtung der Empfänger-Leser-Situation die Inhalte lebensgeschichtlich ernst nimmt und den Text sozusagen in eine historische und aktuelle Gesprächssituation zurückführt<sup>17</sup>.

#### b) Textanalyse

Der Charakter des fiktiven Briefs, die Denaturierung der Brief-Form durch die ein anderes Lese-Verhalten suggerierende Roman-Form ist auch für das Verständnis dieses Briefes wichtig. Allerdings ist zu bedenken, daß schon die ge-

(14) So Günther Müllers berühmtes Werk (1939). Zum Gesamtkomplex: Germanistik — eine deutsche Wissenschaft. edition suhrkamp 204, 1968.

(15) Horkheimer soll damit keineswegs in diese Reihe einbezogen werden; er spricht im angezogenen Zitat eine sehr konzise Folgerung aus einer schon latent gesellschaftskritischen Betrachtung der Rolle der Frau aus. (Horkheimer, Max: Der Mensch in der Wandlung seit der Jahrhundertwende. In: M. H.: Gesellschaft im Übergang. Jetzt: FAT 4004, S. 96.)

(16) Mannheim, Karl: Wissenssoziologie. Soziologische Texte 28. Luchterhand, Neuwied, S. 392 ff.; vgl. das gesamte Kapitel ‚Ideologische und soziologische Interpretation der geistigen Gebilde‘, S. 388 ff.

(17) S. J. Schmidt, der von der „Restitution in eine historische bzw. aktuelle Gesprächssituation“ spricht. In: Zur Grundlegung der Literaturwissenschaft, hrsg. von S. J. Schmidt. Bayerischer Schulbuchverlag, München 1972, S. 41 ff.

nuine Briefform und daß ihr gemäße Sprechen in ihrem hohen Grad an Deixis und Explizität stets einen starken Situationsbezug voraussetzen, eine gewisse Übereinstimmung von Briefschreiber und Briefpartner.

Auch für diesen Brief gilt das Schema des gesamten Romans: Mit Hilfe von Vorstellungen und Reflexionen versucht Werther, sich über sich selbst Klarheit zu verschaffen. ✓

Die deiktischen und expliziten *Referenzmittel* in diesem Brief täuschen Kommunikationsverhalten vor, das — wie ja die Rückantworten erkennen bzw. vermuten lassen — nicht akzeptiert wird/werden kann: „Dir darf ich’s wohl sagen. Du hast Sinn für so etwas“ — „Du verstehst mich [...]“ (13. Juli) — Aposiopese — zielt hier nur auf Sprachkonvention, bedeutet nicht: Du akzeptierst meine Lage, also im existentiellen Sinne; und endlich: „Wie denn auf der Welt keiner leicht den andern versteht“ (12. August)<sup>18</sup>.

Aufschlußreich in diesem Zusammenhang ist die Funktion der grammatisch-semantischen *Mittel zweiter Ordnung*: z. B. das ‚Und‘: „Und Wilhelm!“, es verknüpft nicht, der Anschluß liegt vielmehr in der dem gesamten Brief eigentümlichen semantischen Tönung (Lage Werthers!): Es ersetzt mögliche, gedachte — Handlung! In diesem Schwanken zwischen schon akzeptierter Erfüllung und Entfernung des geliebten Objektes als anbetungswürdig enthüllt sich der Zwiespalt in der Seele Werthers: „Sie ist mir heilig.“ Die historisch und soziologisch weit zurückverfolgende geistige Sublimierung der Frau als Liebesobjekt, die den Gegenstand aus der Verfügbarkeit herausnimmt, wird hier weitergespielt. Das Eingebundensein in gesellschaftliche Abhängigkeiten setzt die sexuellen Schranken, die der Sublimierung der Sexualität zuarbeitet und die sich dennoch in den Einleitungssätzen zu Wort meldet: „Feuer“ — „geheime Kraft“ — „schwindelig vor allen Sinnen“, besonders dann in der Konfrontation „Unschuld“ — „unbefangene Seele“.

Im Vergleich des den Brief einleitenden Satzes, der den ersten körperlichen Kontakt zwischen Werther und Lotte beschreibt — „Wenn mein Finger unversehens den ihrigen berührt, wenn unsere Füße sich unter dem Tische begegnen“ —, mit einer Stelle aus Günter Grass’ ‚Blechtrommel‘ wird der Unterschied, aber auch die Gefahr deutlich, die in einer sich eskapistisch abschirmenden und idealistisch hochgeschraubten Sublimierung des Triebhaft-Erotischen liegt, insofern als sie gesellschaftlich mißbraucht werden kann und die Versagung reiner Erfüllung eine andere Wirklichkeit für sich hat: „Unter dem Skattisch jener Jahre gab es keine Erotik mehr, geschweige denn Liebe.“<sup>19</sup>

„Ich ziehe zurück wie vom Feuer, und eine geheime Kraft zieht mich wieder vorwärts — mir wird’s so schwindelig vor allen Sinnen“; hier, und das muß bei der Wirkung des ‚Werther‘ in seiner Zeit, wie man es auch ansehen mag, eingerechnet werden, ist eine Grenze in der Darstellung des erotischen Gefühlsbereichs gewahrt, weil in die Abhängigkeit bestimmter Normen verfügt: Das

(18) Zit. nach dtv-Gesamtausgabe Bd. 13, 1962.

(19) Grass, Günter: Die Blechtrommel. Luchterhand, Neuwied 1966, S. 257 (im Vergleich zu S. 78).

aufkeimende erotische Verlangen wird mit Schuldgefühlen besetzt, die den Gegenbegriff der Unschuld evozieren: „Oh und ihre Unschuld [...]“<sup>20</sup>

Gaston Bachelard hat, aus psychoanalytischer Sicht, auf die Bedeutung der Feuer-Metaphorik in diesem Umkreis hingewiesen; er erkennt solche sexuelle 'Besetzung' vor allem für die Romantiker an: Novalis, Schlegel, E. Th. A. Hoffmann<sup>21</sup>.

Die oben schon angezogene Frage, ob sich in der Okkurrenz dieser Darstellung sowohl der zeitgenössischen Trivilliteratur gegenüber wie vor allem gegenüber der beinahe zynischen und alles andere als individuelle oder gesellschaftliche Wahrheit provozierenden Rokoko-Erotik jene poetische Überschuß-Qualität beweise, soll in einer eingehenderen Textanalyse aufgeworfen werden (vgl. S. 40). Um den zeitgenössischen Hintergrund zu beleuchten, vergleiche man diesen Brief mit der Rezension des Okelschen Werks 'Über die Sittlichkeit der Wollust' (1772) in den 'Frankfurter Gelehrten Anzeigen' (vgl. S. 142).

#### Textbeschreibung

Der vorliegende Brief gliedert sich in drei Absätze, die ihren Basisthemen nach aufgeführt werden sollen:

1. Wirkung der ersten Berührung — tiefenstrukturell wirksam der Gegensatz 'Schuld — Unschuld'
2. Verstärkung des erotischen Themas — zugleich Sublimierung des Erotischen —; Musik-Topos<sup>22</sup>
3. Innere Befreiung in der Einschränkung — pietistisch-religiöses Wortgut

Über diesen Grundstrukturen liegen sekundäre Strukturen rhetorischen Charakters. Bedeutsam zunächst die Art der Sprachverwendung: Der Brief ist weitgehend Kundgabe-(Ausdrucks-)Funktion, eine Kommunikation zum Briefpartner wird höchstens angedeutet; Selbstaussprache, die sich in der Briefform ihrer selbst versichert, zu sich selbst findet. Die Kundgabe-Funktion wird in der 'fonction émotive', ja sogar in dem Jargon der (stilisierten) Leidenschaft<sup>23</sup> signifikant; die sehr wenig ausgeprägte temporale Reliefgebung bestätigt den Befund: Das Präsens ist ein Präsens des Andauerns, oftmals sogar temporale Indifferenz (ist/schweigt/ist).

(20) Vgl. dazu auch S. 10 ff. und Glaser, Hermann: Das öffentliche Deutsch. Reihe Fischer 28, S. 78 ff.

(21) Bachelard, Gaston: Psychoanalyse des Feuers. Curt E. Schwab, Stuttgart 1959 (zuerst 1938), bes. Kap. 4: 'Das sexualisierte Feuer', S. 72 f.

(22) Über dieses Musik-Motiv wird schon im 'Siegwart' im Vorgriff auf die Romantik in Form eines manipulativ einsetzbaren Versatzstückes für Todessehnsucht/Tristan-Motiv frei verfügt.

(23) Vgl. dazu Schöffler, Herbert: Die Leiden des jungen Werther. Ihr geistesgeschichtlicher Hintergrund. In: Deutscher Geist im 18. Jahrhundert. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1967. — Kohlschmidt, W.: Form und Innerlichkeit (zuerst Francke, Bern). Leo Lehnen Verlag, München 1955. — Zum Problemkreis 'Sprachfunktionen' auch Jakobson, R.: Linguistik und Poetik. Jetzt in: Literaturwissenschaft und Linguistik, Bd. 1, hrsg. von J. Ihwe. Fischer — Athenäum Taschenbücher, S. 99 ff.

Die *Satzmuster* sind relativ einfach: 20 Sätze, in der Minderzahl reine Aussagesätze, die, wo sie auftreten, Reflexion enthalten, zugleich etwas Apodiktisches mitenthalten. Unter dieser Oberflächenstruktur verbirgt sich — wie bei den Ausrufesätzen, mit denen sie schon vom Satzbauplan her in Verbindung stehen — das reliefgebende *Satzmuster* des iterativ-durativen Nebensatzes, der nicht umsonst im Vordergrund steht: Werther wünscht sich nichts sehnlicher als die Wiederholung der Ereignisse, auf die er sich in diesem Brief bezieht.

Die *Verknappung* — Ellipsen, Einwortsätze, Ausrufe — weist auf die Emotionalität des Sprechens, das emphatische Moment in der Rede Werthers. Es fällt auf, daß er in diesem Brief nicht ein einziges Mal den Namen Lottes nennt<sup>24</sup>, nur mittels der Pronomina wird Text konstituiert, sozusagen der Kontakt geschlossen: „mein—den ihrigen—unsere“ / „ihre—mich—ihre—die meinige—ihres—meine“ / „Sie—mir—ihrer“ / „ich—mir—ich—bei ihr“ usf., in der Häufigkeit der Possessivpronomina wird das erotische Verhältnis vorbereitet.

Eine *Feldanalyse*<sup>25</sup> bestätigt die relative Einsichtigkeit:

1. Adern — Finger — Füße / Feuer / geheime Kräfte / alle Sinne — Hand — Mund — Lippen
2. Unschuld — unbefangene Seele / Verwirrung — Grillen — Irrung — Finsternis — Himmel — Vertrauen — Seele — Engel
3. das Herz als Zentrum der Liebe im 'Werther'
4. Melodie — Klavier — Note — Zauberkraft der Musik — Gesang

Die starke semantische Tönung wirkt sich in den Verkettungen qua Wiederaufnahme aus: „Ach, wie mir das durch alle Adern läuft, wenn“ — „wie vom Feuer, und eine geheime Kraft“ — „schwindelig vor allen Sinnen“; besonders deutlich in dem dem Pietismus entlehnten Wortfeld 'Irrung—Pein—Finsternis'<sup>26</sup>.

Bliebe noch hinzuweisen auf den ausgewogenen Mischungsgrad von relativ umfangreichen zu kurzen, knappen Sätzen<sup>27</sup>, auf die leichte Rhythmisierung in den Klauseln (und ich átme wieder fréier).

Entscheidender — und damit leiten wir zum zweiten Ansatz über — ist die Frage nach der ermöglichten oder verunmöglichten Kommunikation.

(24) Ein Grundzug des Romans; gegen Ende Zunahme.

(25) Es handelt sich hier nicht um eine Feldanalyse im Sinne von Jost Trier; vgl.: Wortfeldforschung. Zur Geschichte des sprachlichen Feldes, hrsg. von Lothar Schmidt. Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1973 (Wege der Forschung 18).

(26) Zum Wortschatz des Pietismus: Langen, A.: Der Wortschatz des Pietismus. 1968. — Bes. auch Blackall, E. A.: Die Entwicklung des Deutschen zur Literatursprache 1700 bis 1775. Metzler Studienausgabe, Stuttgart 1966. — Mackensen, L., in: Wirkendes Wort 14, 1964, S. 157 ff.

(27) Ähnlich verhält es sich mit der mittleren Silbenzahl — dem Entropie-Wert: vgl. dazu u. a. Bense, Max: Informationstheoretische Ästhetik. rde 320, 1969.

### 3. Kommunikation und Interaktion im ‚Werther‘

Wesentlich ist das kommunikative Element<sup>28</sup>: daß sich Werther an die Gemeinde der Gleichgesinnten wendet, daß die besondere Kodierung nur von Gleichgesinnten ‚dekodiert‘ werden kann/soll, daß zwischen Autorintention und Lesererwartung sich kein Bruch herzustellen scheint; nur so kann Außenwelt, Sozialität (in diesem Brief) weitgehend ausgeklammert werden — das liebende, erschütterte Herz „führt, selbstbewußt, ein Plädoyer gegen den zeitgenössischen Weltzustand und utopisch für einen glücklicheren“ (R. Baumgart) — im Aushalten dieses „unglücklichen Bewußtseins der gespaltenen Welt“ (Marcuse) liegt zwar der ästhetische Überschuss des Werks verborgen, zugleich aber auch der Hinweis auf Werthers gesellschaftlich-politische ‚Naivität‘: Mag er sich mit seiner Liebe noch so sehr und noch so zur Nach-Ahmung aufrufend gegen Tendenzen der zeitgenössischen Gesellschaft und ihre Konventionen stellen, er verbleibt doch immer innerhalb dieser Gesellschaft, deren — und weil er deren — grundlegende Normen er akzeptiert: nicht zuletzt durch seinen aus dieser Perspektive ‚sinnlosen‘ Tod; wie sinnlos-fatal im Sinne der ursprünglichen Bedeutung damit auch das sog. ‚Werther-Fieber‘ (geworden) ist, wird ersichtlich. Ein Sozialrevolutionär oder gar Sozialbandit wie Karl Moor, das liegt nicht auf der Ebene des ‚Werther‘, dazu fehlten Werther wohl auch die sozialen Wurzeln<sup>28a</sup>. Werthers Selbstmord als Ende einer „Krankheit zum Tode“ wirft zugleich, wie das „erregte Gespräch über den Selbstmord zwischen Werther und Albert“ beweist, die Frage nach der Stellung des Todes in der Gesellschaft auf und führt in die Nähe Rousseaus, der den Selbstmord in einem langen Brief (St. Preux in der ‚Nouvelle Heloise‘) verteidigt. Erst „der Tod [...] befreit auch aus dem Geflecht sozialer Zwänge, indem er [...] daraus entläßt“ (Fuchs)<sup>29</sup>.

Eher schon lassen sich Werthers Bilder von einer befreiten Gesellschaft als Sozialutopien verstehen — auf dem Hintergrund der „Abbiegung“<sup>29a</sup>. Beispielhaft dafür ist der berühmte Brief vom 18. August, der inmitten zentraler Bildkomplexe des Goetheschen Werks (Erdgeist, Kranich u. a. m.) eine Art Gesellschafts-Vision ausbreitet: „Und ich sah sie wirken und schaffen ineinander in den Tiefen der Erde [...] alles, alles bevölkert mit tausendfachen Gestalten

(28) In dem Sinne der Theorie der Sprechakte nach Searle/Wunderlich. — Holzer-Steinbacher (Hrsg.): Sprache und Gesellschaft. Hoffmann & Campe, Hamburg 1972, S. 153.

(28 a) Zum Gesamtkomplex Hobsbawm, Eric J.: Die Banditen. st 66, Suhrkamp, Frankfurt/Main 1972, S. 17 ff. — Kraft, G.: Historische Studien zu Schillers Schauspiel ‚Die Räuber‘. Weimar 1959.

(29) Fuchs, Werner: Todesbilder in der modernen Gesellschaft. Suhrkamp Taschenbuch 102. Frankfurt/Main 1973, S. 14.

(29 a) Hierzu v. a. Lorenzer, Alfred: Psychoanalyse als Sprachuntersuchung — Sprachfiguren und Interaktionsformen. In: A. L.: Sprache und Interaktion. es 572. Suhrkamp, Frankfurt/Main. S. 96 ff. — Steinbach, Dietrich (Anm. 12 a), S. 43.

und die Menschen dann sich in Häuflein zusammen sichern und sich annisten und herrschen in ihrem Sinne über die weite Welt.“<sup>30</sup>

Zweifelsohne enthält diese hochpoetische Kodierung zugleich auch ein Moment der „Abbiegung“: Die über die soziale Wirklichkeit weit hinausgreifende nostalgische Utopie („Ach, damals, wie oft habe ich mich mit Fittichen eines Kranichs [...]“) schlägt in Verzweiflung um: „Armer Tor! der du alles so gering achtest, weil du so klein bist“ [...] „Der Schauplatz des unendlichen Lebens verwandelt sich vor mir in den Abgrund des ewig offenen Grabes“ [...] „Und so taumle ich beängstigt [...]“ „[...] ich sehe nichts als ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer“ — Nachweis der höchsten Entfremdung<sup>31</sup> Werthers, der den Widerspruch von Natur und Geschichte erfährt, ihn aber seines eigentlichen Inhalts beraubt. Die Sprachskepsis Werthers, die Privatisierung seiner Sprache führt somit weiter zurück: in dieser Privatisierung ‚entlarvt‘ sich seine privatistisch abgesonderte Interaktions- und Kommunikationsweise (Sprachbedeutungen sind Interaktionsfiguren); die heikle Frage, ob die gesellschaftlichen Widersprüche der Zeit vorweg konstitutiv für das Subjektive sind<sup>32</sup>, ist insofern entscheidend, als damit zugleich das sog. ‚Werther-Fieber‘ und die Formen der Rezeption und der Wirkung des ‚Werther‘ in seiner Zeit eine andere Bewertung erführen.<sup>33</sup>

Die zweite Begegnung Werthers mit der ‚Frau unter der Linde‘ beleuchtet den Zusammenhang von Sprache und Interaktion: „Ihr erstes Wort war: Guter, Herr, ach mein Hans ist mir gestorben! [...] Ich war stille.“ Nun gibt die Frau in wenigen Worten den Ausschnitt aus einer Lebens- und Sozialgeschichte: „Und mein Mann ist aus der Schweiz zurück und hat nichts mitgebracht, und ohne gute Leute hätte er sich herausbetteln müssen, er hatte das Fieber unterwegs gekriegt.“ — „Ich konnte ihr nichts sagen und schenkte dem Kleinen was [...]“ (Brief vom 4. August II). Die narrative Darstellung ist an die Umgangssprache gebunden<sup>34</sup>, nur so vermag die Frau diesen Fall zu interpretieren, Werther dagegen ist diese Kommunikationsmöglichkeit abhanden gekommen.

### 4. Werthers „Krankheit zum Tode“

(Über die Möglichkeit, den ‚Werther‘ und seine Wirkung aus dem Blickwinkel der Psychoanalyse zu beschreiben)

Die banale Erkenntnis, daß wir heute den ‚Werther‘ anders lesen als Goethes

(30) Werthers Brief vom 18. August; vgl. dazu auch Wolfe, Th.: Es führt kein Weg zurück — Motto —; vgl. ferner Bloch, Ernst: Über Karl Marx. es 291. Suhrkamp, Frankfurt/Main, S. 37 ff.

(31) Dreitzel (Anm. 9), S. 6 ff. — Israel, Joachim: Der Begriff Entfremdung. Makrosoziologische Untersuchung von Marx bis zur Soziologie der Gegenwart. rde 359, 1972. — Immer noch grundlegend: Popitz, H.: Der entfremdete Mensch. Basel 1953 u. ö.

(32) Lorenzer (Anm. 29 a).

(33) Vgl. dazu Dreitzel (Anm. 9), S. 15.

(34) Umgangssprache im Sinne von Habermas und Wittgenstein. — Vgl. Habermas, J.: Erkenntnis und Interesse. Suhrkamp-Theorie 1970. III. 11. und 12. S. 300 ff.



Zeitgenossen oder die Leser des 19. Jahrhunderts, wirkt sich aufgrund der gesteigerten Reflexionsfähigkeit und Reflexionsbereitschaft, wie sie die Psychoanalyse beim modernen Leser vorbereitet hat, dahin gehend aus, daß der Leser von heute weniger die historischen, auf die Literaturgeschichte bezogenen 'Konkretisationen' der Leerstellen (des Romans) vornimmt, sondern eher geneigt ist, ins Sozialpsychologische, ja Psychoanalytische verweisende Konkretisationen anzusetzen. Der in der Interpretation bisher akzentuierte gesellschaftstheoretische Aspekt wird durch den psychologischen, sogar durch den psychoanalytischen Standpunkt keineswegs verstellt; als vermittelte dienen die von der Psychoanalyse beigebrachten Erkenntnisse zugleich immer dem Verständnis der gesellschaftlichen und historischen Zusammenhänge.

Adornos Verdikt gegenüber einer Aufweichung gesellschaftlicher Prozesse „in bloße Subjektivität“ gilt auch hier insofern, als das Werther-Problem nicht einzig ins Individuelle aufzulösen ist. Jene „funktionale Interdependenz“, in der gesellschaftliche Objektivität mit psychologischen Determinanten „kommuniziert“, ist auch hier wirkend.<sup>35</sup>

Von hierher verbietet uns also nichts, den ‚Werther‘ für eine Weile (methodisch) in der Form einer ‚Fallstudie‘ zu lesen; Goethe hat ein solches Leseverhalten eher unterstützt als abgewehrt; erst eine einseitig werk- und strukturorientierte Literaturwissenschaft hat, auf dem Hintergrund einer letztlich kaum haltbaren Abwehrstrategie gegen die Literaturpsychologie und gegen die Psychoanalyse, in welcher (Abwehr) noch Diskriminierungen einer totalitären Wissenschaft erkennbar sind, dieserart Konkretisationen diskreditiert.

Tatsächlich ist der ‚Werther‘ zwar keine neurotische, aber ebensowenig eine, wie Freud es nannte, „Just-so-Geschichte“<sup>35a</sup>. Insofern kann eine aus der Perspektive der Psychoanalyse vorgenommene Integration des Werther-Syndroms nicht weniger (überzeugende) Evidenz für sich beanspruchen als eine auf das Literar-Historische abhebende, wie sie Clemens Heselhaus in seiner ‚Metaphorik der Krankheit‘<sup>36</sup> vorgelegt hat, der — obzwar von der Romantik ausgehend — den Charakter des „Just-so“ nicht verbergen kann. Heselhaus erkennt in Werthers Verliebtsein zunächst die „überlieferten Krankheitssymptome“ (bei einer kurzen Abwesenheit Lottes) und sieht die Endstufe in dem berühmten Gethsemane-Brief, in dem Werther „die Gottverlassenheit Jesu im Ölgarten auf sich bezieht“ (Heselhaus). Auch Heselhaus hebt das vertiefte Verständnis der Krankheit, die von Werther selbst als eine „Krankheit zum Tode“ verstanden wird, hervor: „Die Krankheitsmetaphorik dient jetzt dazu, den psychopathischen (!) Zustand, der im Selbstmord endet, verständlich zu machen“

(35) Adorno, Theodor W.: *Authoritarian Personality*. Zit. nach Reimann, Bruno W.: *Psychoanalyse und Gesellschaftstheorie*. Sammlung Luchterhand 107. Neuwied — Darmstadt 1973, S. 117 oben.

(35 a) Nach Mazlish, Bruce: *Autobiographie und Psychoanalyse. Wahrheit und Selbsttäuschung*. In: *Psycho-Pathographien I. Schriftsteller und Psychoanalyse*. Herausgegeben und eingeleitet von Alexander Mitscherlich. Suhrkamp, Frankfurt/Main 1972, S. 261 ff.

(36) Heselhaus, Clemens: *Die Metaphorik der Krankheit*. In: *Die nicht mehr schönen Künste. Poetik und Hermeneutik III*. Fink-Verlag, München 1968, S. 407 ff.

(S. 418). Allein Heselhaus scheidet zu wenig exakt zwischen beiden Aspekten, dem literarhistorischen und psychologischen, will eins durch das andere erklären. Nur in einer konsequenten Verfolgung des psychologischen Ansatzes böte sich zugleich und sehr einfach der Übergang vom Individuellen zum Allgemeinen und zu gesellschaftlich-historischer Erkenntnis an: Dort nämlich läßt sich — wie es der Begriff ‚Sturm-und-Drang-Periode‘ überdeutlich macht — das Phänomen extremer Selbstbeobachtung im Adoleszenzstadium mit dem Begriff der Entfremdung zusammenbringen, als deren eine Seite sozusagen (in dem oben skizzierten dialektischen Verhältnis): „Nur die ‚kranke Seele‘, das ‚gespaltene Selbst‘, das in eigener Person krankhafter Melancholie zum Opfer gefallen ist, [vermag] die Welt als das zu erkennen [...], was sie ist.“<sup>36a</sup>

Der werkimmanente Ansatz aber stellt Werthers Leiden immer ‚nur‘ in eine für den Leser belanglose, ihn nicht betreffende Motiv- und Bildersprachen-Kette, die selbstredend Leiden auch gesellschaftstheoretisch zu begreifen nicht in der Lage ist, da sie es außerhalb des Interaktionsfeldes als eines Kampfplatzes des Leidens stellt.

Aus jener Warte aber erhalten Werthers Gefühlsausbrüche erst ihre Gefühlswahrheit, die sie so turmhoch über die Rezeptionen seiner Zeit heraushebt, die als Symptome einer „Krankheit zum Tode“ den Sieg der psychischen Realität über die faktische Realität vollkommen machen; von hier aus auch wird der fast ungeheure Abstand bemerkbar, der die Rezeption des Edgar Wibeau in Plenzdorfs Roman von Werthers Gefühlhaftigkeit trennt; auch dort, wo er (Wibeau/Plenzdorf) sich der schnodderig-gefühlhaften Sprache J. D. Salingers bedient.

Die Briefe aus der letzten Phase jener „Krankheit zum Tode“ behaupten freilich über jede psychologische Deutung hinaus und auch von dorthier unangestastet eine eigene religiöse Sprachmächtigkeit (in säkularisierter Form): Ausruf, Hilferuf, Schrei, Frage, Fragment, Asyndeton, Formen der Steigerung und Geminatio, besonders aber in Umkehrung der ersten Briefe angesichts der (sprachlich) nicht zu bewältigenden Fülle der Natur Formen des Adynaton-Topos und eines letzten Sprachzweifels: „Ich kann Dir es nicht ausdrücken [...] Was ist der Mensch, der gepriesene Halbgott! Ermangeln ihm nicht eben da die Kräfte, wo er sie am nötigsten braucht? Und wenn er in Freude sich aufschwingt oder im Leiden versinkt, wird er nicht in beiden eben da aufgehoben, eben da zu dem stumpfen kalten Bewußtsein wieder zurückgebracht, da er sich in der Fülle des Unendlichen zu verlieren sehnte?“ (6. Dez. 1772).

Die antithetische Struktur ist deutlich, ebenso die Form eines Sprechens, das nicht mehr auf Kommunikation abzielt, nicht mehr auf Antwort hofft. Bemer-

(36 a) James, William, nach: Mazlish (Anm. 35 b). Inwieweit auch das Phänomen des Narzißmus auf ‚Werther‘ Anwendung finden könnte, vermag ich nicht zu entscheiden; vgl. dazu bes. Kohut, Heinz: *Narzißmus. Eine Theorie der psychoanalytischen Behandlung narzißtischer Persönlichkeitsstörungen*. Aus dem Englischen von Lutz Rosenkötter. Frankfurt/Main, Suhrkamp 1972. — Zum Gesamtkomplex vgl. Erikson, Erik H.: *Identität und Lebenszyklus*. Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft 16, Frankfurt/Main 1973, S. 118 ff.: ‚Integrität gegen Verzweigung und Ekel‘, und S. 153 ff.: ‚Identitäts-Diffusion‘.



kenswert auch, welches Gewicht die sprachlichen Mittel sekundärer Ordnung, die Partikeln, hier gewinnen: „so/eben — da/da“, die nicht nur (Beispiel „da, wo“) syntaktische Klammerfunktion besitzen, sondern durchaus von der starken Gesamttonung des Leidens her bestimmt werden, 'fixiert' sind.

Erinnert sei auch an den berühmten, die Natur einbeziehenden Brief vom 12. Dezember, der den Leidensdruck besonders nachhaltig festhält: „Es ist ein inneres unbekanntes Toben, das meine Brust zu zerreißen droht [...] Es war plötzlich Tauwetter eingefallen [...] Ach mit offenen Armen stand ich gegen den Abgrund und atmete hinab! hinab! und verlor mich in der Wonne, meine Qualen, meine Leiden hinabzustürzen [...]“ — und zwei Tage darauf: „Ich erschrecke vor mir selbst!“

Bedenken wir die Wirkung auf den Leser, dann wird die Berechtigung eines Wortes von Mazlish, wonach die höheren Anforderungen eher an uns, die Leser, gestellt werden als an den Autor, verständlich; wir erkennen, daß wir gerade bei so nachhaltig 'wirkenden' Werken/Texten schon immer anders 'disponiert' sind: „Zumindest potentiell auf die tieferen Bedeutungen [...] sowohl dessen, was gesagt, als auch dessen“ (gerade dessen!), „was nicht gesagt wird, eingestellt“ (Mazlish<sup>36b</sup>); wir bestehen darauf, „gleichermaßen Signale aus der Tiefe des Unbewußten“ (= linguistisch/psycholinguistische Tiefenstruktur!) „zu erhalten [ebenso] wie Oberflächenbeschreibungen vom Bewußtsein“ (= linguistische Oberflächenstruktur-Beschreibung!).

Den in die (semantische) Tiefenstruktur reichenden Kontext des Verstehens erschafft der Leser: Hier lassen sich von einer psychologisch orientierten Literaturbetrachtung aus Rezeptions- und Wirkungsgeschichte begründen. Welche Verlängerung und Vertiefung, ja Belastung in die Historizität die modernen Konkretisationen damit immer auch gewinnen, machen die Materialien aus der Rezeptions- und Wirkungsgeschichte des ‚Werther‘ anschaulich.

##### 5. Formen der Abbiegung im ‚Werther‘

Interpretiert man Werthers Sprachkepsis — wie die des Irrationalismus — als grundsätzliche Absage an die Möglichkeit der Erkenntnis durch Sprache, werden zugleich die emanzipatorischen Möglichkeiten ver-sagt, besitzt doch Sprache immer auch die Kraft, „zu entfremden und einzuverleiben“ (Humboldt).

Eine die Textinterpretation aus dem Zusammenhang Sprache—Gesellschaft lösende Betrachtungsweise verhielte sich dann allerdings wirklich werkgetreu, indem sie die im ‚Werther‘ stillgelegte Erfahrung gemäß einem bis in die Moderne wirkenden und konsequent vorgezeichneten Weg des sprachlichen Irrationalismus ver-nichtet: „Und wir gingen auseinander, ohne einander verstanden zu haben. Wie denn auf dieser Welt keiner leicht den andern versteht“ (Brief vom 12. August).

(36 b) Mazlish (Anm. 35 b), S. 285.

Eine zweite Form der „Abbiegung“ stellt die auf den Kunstcharakter — die komplexe Einheit vieler Teile — abhebende Interpretation dar, auch sie ist von Goethe selbst initiiert: „Denn diese Frage [nach den historisch-sozialen Bedingungen; K. H.] zu beantworten, hätte ich mein Werkchen, an dem ich so lange gesonnen, um so manchen Elementen eine poetische Einheit zu geben, wieder zerrupfen und die Form zerstören müssen, wodurch ja die wahrhaften Bestandteile selbst wo nicht vernichtet, wenigstens zerstreut und verzettelt worden wären“ (Dichtung und Wahrheit III, 13). Bedeutsamer noch ist jene Stelle aus ‚Dichtung und Wahrheit‘, die in der Werk-Biographie Thomas Manns im Umkreis der Entstehung des ‚Tod in Venedig‘ eine beinahe ‚archetypische‘ Wirkung behauptet: „Hier schoß, im eigentlich kristallinen Sinn des Wortes, vieles zusammen, ein Gebilde zu zeitigen, das im Licht mancher Facette spielend, in vielfachen Beziehungen schwebend, den Blick dessen, der sein Werden tätig überwachte, wohl zum Träumen bringen konnte“ (XI 123/HA); vgl. a. S. 31.<sup>37</sup>

Es ist für die Vielschichtigkeit der Wirkungsgeschichte nicht ohne Belang, daß auch Theodor Fontane gerade auf diesen Prozeß der Transformation rekurriert: „Kennte man nicht die Entstehungsgeschichte, (so hat es den Anschein,) daß niemand ein solches Zusammenweben aus ganz verschiedenen Teilen ahnen würde.“<sup>38</sup>

Angesichts des bekannten Satzes aus einem Brief an Zelter (1812) könnte der Eindruck entstehen, als habe auch Goethe eine Weile die gesellschaftsbezogene Interpretation nicht völlig verworfen: „Ich getraute mir, einen neuen ‚Werther‘ zu schreiben, über den dem Volke die Haare noch mehr zu Berge stehn sollten als über den ersten“; doch stehen dieser zudem noch sehr offen gehaltenen Bemerkung zahlreiche andere über den ‚Werther‘ gegenüber, die auf eine andere (dritte) Form der „Abbiegung“, diesmal ins Individuelle, ja Subjektive, verweisen, allerdings deutlich affirmativen Charakters sind: „Auch hätte ich kaum nötig gehabt, meinen eigenen jugendlichen Trübsinn aus allgemeinen Einflüssen meiner Zeit und aus der Lektüre einzelner englischer Autoren herzuleiten. Es waren vielmehr individuelle naheliegende Verhältnisse, die mir auf die Nägel brannten und mir zu schaffen machten.“ Deutlich auch hier, daß Goethe dies von der Gesellschafts- und Sozialstruktur her zwangsläufig Reproduzierte und Reproduzierbare (psychologisch: Wiederholbare) am ‚Fall Werther‘ durchaus sieht, ebenso deutlich, daß er es aber herunterspielt aufs unverbindlich Subjektive. „Gehindertes Glück, gehemmte Tätigkeit, unbefriedigte Wünsche sind nicht Gebrechen einer besonderen Zeit, sondern eines jedes einzelnen Menschen, und es müßte schlimm sein, wenn nicht jeder einmal in seinem Leben eine Epoche haben sollte, wo ihm der ‚Werther‘ käme, als wäre er bloß für ihn geschrieben“ (Gespräche mit Eckermann, 2. Januar 1824).

Die Bedenklichkeit der Wendung „es müßte schlimm sein“, die sich durch

(37) Vgl. Lehnert, Herbert: Thomas Mann. Fiktion — Mythos — Religion. Kohlhammer, Stuttgart—München 1965, S. 127/128.

(38) Zitiert nach Migge, Walter: Goethes ‚Werther‘. Entstehung und Wirkung. Insel-Verlag, Frankfurt/Main 1967, S. 13 (Faksimile-Druck des ‚Werther‘ mit Kommentar).

den Konjunktiv II nicht genügend abschirmt, ebenso wie die dazu in Abhängigkeit stehenden, erweisen den Text als offen auf Ideologie-Verdacht hin aus. Entscheidend ist nicht so sehr der durch die bewußte Stilisierung, die sich mit Andeutungen begnügt, untermauerte eskapistische Zug, der den rationalen Zugang verstellt, Literatur in den Bannkreis Werk-Innerlichkeit zurückverweist und damit ihren Wahrheitsanspruch einschränkt, entscheidender ist: daß damit für die Rezeption des Werks eine fortan verpflichtende, kanonische Aussage über menschliche, personale Entwicklung, die ihrerseits aber nur historisch-sozial begründbar ist, mitgesetzt wurde. Er verschweigt — aus dem rätselhaften Verhältnis sich selbst und den 'abgelebten' Werken gegenüber —, was schon Rousseau an Erkenntnis verhinderte: Es ist gesellschaftliche Natur, Geschichte, was hier als Natur und natürliche Entwicklung 'unterschoben' wird. Solchermaßen wird „der Widerspruch von Natur und Geschichte seines Inhalts beraubt, da Natur aus der Geschichte herausgesetzt wird, Schäferidyll“<sup>39</sup>.

Die Geschichts- und (in diesem Sinne) Folgenlosigkeit einer so verstandenen Literatur hebt schon Georg Forster 1797 in einem Brief aus Paris hervor: „Es gab eine Zeit, wo man sich in Deutschland mit einer Art von Siegwarts-Empfindsamkeit über die Harmlosigkeit unsrer Revolution hoch erfreute; alles schien so gelassen, so friedlich abzulaufen, daß man Frankreich für das glückliche Schlaraffenland hielt, wo einem die — Freiheit? von selbst in den Wurf nähme [...] *Diese utopischen Träume.*“<sup>40</sup>

Und nur scheinbar verschiebt Heinrich Heine die Kritik aufs Individuell-Psychologische: „Und wegen dieser dummen Geschichte haben Sie sich totschießen wollen?“ (Das Buch Le Grand, XX. Kapitel), der dann — in Vorwegnahme der Position von Lukács! — die Gesellschaftskritik im ‚Werther‘ und zugleich die Unzulänglichkeit der zeitgenössischen Rezeption heraushebt: „Sein erstes Publikum fühlte nimmermehr seine eigentliche Bedeutung, und es war nur das Erschütternde, das Interessante des Faktums, was die große Menge anzog und abstieß [...] Es liegt aber noch ein Element im ‚Werther‘, welches nur die kleinere Menge angezogen hat, ich meine nämlich die Erzählung, wie der junge Werther aus der hochadeligen Gesellschaft höflichst hinausgewiesen wird. Wäre der ‚Werther‘ in unseren Tagen erschienen, so hätte diese Partie des Buches weit bedeutsamer die Gemüter aufgeregt als der ganze Pistolenknalleffekt.“<sup>41</sup>

Wir lesen mit besonderem Interesse, wie Heine die Rezeptionsmöglichkeiten in seiner Zeit einschätzt — und, wie wir heute sagen müssen, sicher überschätzt. Hier wird die Sprache des ‚Vormärz‘ laut, die das „Ende der [Goetheschen] Kunstperiode“ markiert: „Die Luft wird schwül. Das Prinzip der Goetheschen Zeit, die Kunstidee, entweicht, eine neue Zeit mit einem neuen Prinzip steigt

(39) Heydorn, Heinz-Joachim: Zu einer Neufassung des Bildungsbegriffes. edition suhrkamp 535, 1972, S. 61/62.

(40) Forster, Georg: Werke in zwei Bänden. Aufbau-Verlag, Berlin/Weimar (BDK), Bd. 1, S. 246 (o. J.).

(41) Heine, Heinrich: Sämtliche Werke. Ausgabe Elster. Bd. 7 (o. J.), S. 226.

auf, und seltsam [...], sie beginnt mit der Insurrektion gegen Goethe.“<sup>42</sup> In der neuen, gesellschaftlich-historisch ausgerichteten Literaturtheorie Heines und der Dichter des ‚Vormärz‘ werden Positionen sichtbar, die erst in unserer Zeit wiederaufgenommen werden. Wir ziehen im Zusammenhang unseres Themas nur die folgenden Sätze heran: „Der Dichter, der sich über Zeit und Raum zu erheben scheint, ist doch kein Vogel, der sich selbst überfliegt, und wie hoch er auch steige, er nimmt auf seinem Fluge stets etwas vom eigentümlichen Gehalte der Gegenwart mit sich, ja er ist um so mehr ein wahrer Dichter, je mehr er dieses thut.“<sup>43</sup> Wieviel an kritischer Reflexion über Literatur in der Auseinandersetzung mit Goethe im sog. ‚Vormärz‘ geleistet und dann wiederum für fast ein Jahrhundert beiseite gebracht wurde — und gerade die Geschichte der ‚Werther-Rezeption‘ und ‚Werther-Wirkung‘ ist ein prägnantes Beispiel dafür —, beweisen die folgenden Sätze: „Denn in der That, es gibt nichts Höheres, als die Gegenwart, in der ja auch die Geschichte der früheren Jahrhunderte mit ihren dauernde Folgen fortlebt, zu begreifen, um sich ihr handelnd für alle Zukunft zu widmen.“<sup>44</sup> Hier wird, auch in der Herausbildung einer ganz spezifischen wissenschaftstheoretischen Umgangssprache, die durch die Aufklärung in Gang gesetzte Literaturtheorie wieder lebendig.

Werthers Verhältnis seinem Freund, seiner Mutter, besonders dem Gesandten, Albert, ja gerade auch Lotte und den Kindern gegenüber macht das Problem *Sprache — gesellschaftliches Rollenspiel* evident: „Ja, lieber Wilhelm, meinem Herzen sind die Kinder am nächsten auf der Erde. Wenn ich ihnen zusehe [...] erblicke, alles so unverdorben, so ganz! — immer, immer wiederhole ich dann die goldenen Worte des Lehrers der Menschen: Wenn ihr nicht werdet wie eines von diesen! Und nun, mein Bester, sie, die unseresgleichen sind, die wir als unsere Muster ansehen sollten, behandeln wir als Untertanen [...]“ (Brief vom 29. Juni). Das als Reflexion erscheinende „Radotieren“ schlägt in der Konsequenz auf Werther selbst zurück und verweist auf das schon angezogene Mißgeschick des Rousseauismus: Aufkündigung einer geschichtsbewußten Welt, Auslieferung an eine scheinbar „gütige, in Wahrheit aber eine grausame Mutter“<sup>45</sup>.

Siegfried Kracauer hat 1929 in scharfsinniger Analyse aufgedeckt, wie konsequent in der gesellschaftlichen Entwicklung die Metapher ‚Kindheit‘ als „letztes Residuum der zerstörten Träume des Menschen“ bis in unsere Zeit fungiert: „Wenn aber die Menschen den Blick nicht auf ein bedeutendes Ende richten dürfen, entgleitet ihnen auch das äußerste Ende, der Tod. Ihr Leben, das mit ihm konfrontiert werden müßte, um Leben zu sein, staut sich und treibt zu seinen Anfängen, zur Jugend, zurück. Sie, aus der es kommt, wird zu seiner pervertierten Erfüllung, weil die echte Erfüllung verwehrt ist“ (‘Ach,

(42) Heine, Heinrich: Sämtliche Schriften, hrsg. von K. Briegleb. Hanser, München 1968, Bd. 1, S. 455.

(43) Der literarische Vormärz. 1830—1847. List-Taschenbuch der Wissenschaft 1462, S. 12 (Conversations-Lexikon der Gegenwart 1838—1841).

(44) Vormärz (Anm. 43), S. 12.

(45) Heydorn (Anm. 39), S. 65.

wie bald').<sup>46</sup> Die Wahrheit, daß die Kindheit stets Geburt eines 'neuen Menschen', neuer Möglichkeiten bedeutet, die Werther an anderer Stelle durchaus sieht, wird dadurch seins-unmächtig, weil er räsoniert, sein Schmerz elegisch-hilflos bleibt: „Wir sollen es mit den Kindern machen wie Gott mit uns, der uns am glücklichsten macht, wenn er uns in freundlichem Wahne so hintaumeln läßt“ (Brief vom 6. Juli). (Daß — etwa im Sinne der ‚Heiligen Familie‘ und der Feuerbach-Kritik durch Marx — im Rekurs auf die christlichen Kindheitsvorstellungen eine besondere Form einer soziologisch-politischen „Abbiegung“ liegen kann, sei hier nur angedeutet.<sup>47</sup>)

Vergleicht man diese ‚Werther‘-Zitate auf dem Hintergrund des Zusammenhangs von Sprache und Interaktion mit den folgenden Auslassungen Büchners in seinen Briefen (an die Familie und an Gutzkow), so wird der Unterschied in geradezu eklatanter Weise sichtbar, der das Wort von der ‚deutschen Misere‘ auch von der Sprachverwendung her verbrieft: „Ich komme vom Christkindelsmarkt her: überall Haufen zerlumpter, frierer Kinder, die mit aufgerissenen Augen und traurigen Gesichtern vor den Herrlichkeiten aus Wasser und Mehl, Dreck und Goldpapier standen. Der Gedanke, daß für die meisten Menschen auch die armseligsten Genüsse und Freuden unerreichbare Kostbarkeiten sind, machte mich sehr bitter“ (Brief vom 1. Januar 1836). — Dagegen Werthers ‚Bildnis‘ vom 27. Mai: „Die Kinder sind ganz an mich gewöhnt, sie kriegen Zucker, wenn ich Kaffee trinke, und teilen das Butterbrot und die saure Milch mit mir des Abends. Sonntags fehlt ihnen der Kreuzer nie, und wenn ich nicht nach der Betstunde da bin, so hat die Wirtin Ordre, ihn auszuzahlen. Sie sind vertraut, erzählen mir allerhand, und besonders ergetze ich mich an ihren Leidenschaften und simplen Ausbrüchen des Begehrens, wenn mehr Kinder aus dem Dorfe sich versammeln.“

Voraus geht dem das Erlebnis Werthers, das ihm „den Riß zwischen der gebildeten und der ungebildeten Gesellschaft“ vermittelt („Die geringen Leute des Ortes kennen und lieben mich, besonders die Kinder. Wie ich mich im Anfange zu ihnen gesellte, sie freundschaftlich fragte über dies und das, glaubten einige, ich wollte ihrer spotten, und fertigten mich wohl gar grob ab“ —) und das dann in der ‚Reflexion‘ endet: „Ich weiß wohl, daß wir nicht gleich sind noch sein können“ (Brief vom 15. Mai)!<sup>48</sup>

Büchner seinerseits: „Ich habe mich überzeugt, die gebildete und wohlhabende Minorität, so viel Konzessionen sie auch von der Gewalt für sich begehrt, wird nie ihr spitzes Verhältnis zur großen Klasse aufgeben wollen [...] Ich glaube, man muß in sozialen Dingen von einem absoluten Rechtsgrundsatz ausgehen, die Bildung eines neuen geistigen Lebens im Volk suchen und die abgelebte moderne Gesellschaft zum Teufel gehen lassen. Zu was soll ein Ding

(46) Kracauer, Siegfried: Die Angestellten. (Jetzt) Suhrkamp-Taschenbuch 13, 1971, S. 52 („Ach wie bald“).

(47) Vgl. Bloch, Ernst (Anm. 30), S. 73 ff.

(48) Sehr aufschlußreich hier der Vergleich mit Lenz: Der Waldbruder. Brief. Deutsche National-Literatur Bd. 80, S. 177 ff. Vgl. Materialenteil, S. 137 ff.

wie dieses zwischen Himmel und Erde herumlaufen?“ (Brief an Gutzkow vom Jahre 1836).<sup>49</sup>

Daß der zeitliche Abstand hier nicht allzu viel verschlägt<sup>50</sup>, macht ein Blick in die ‚Frankfurter Gelehrten Anzeigen‘ vom Jahre 1772 deutlich, wo es anlässlich der Rezension von Basedows ‚Anschläge zu Armenanstalten wider die Unordnung der Betteley, besonders in mittelmäßig großen Städten‘ heißt: „Wir wissen [zu Basedows Vorschlägen] noch zweien Vorschläge: Nehmt dem Wohlhabenden weniger, so braucht ihr den Armen weniger zu geben; und geizt nicht mit Untertanen, die ihr nicht ernähren könnt oder wollt. Unsr Vorväter vermehrten sich wie die Bienen, aber wie den Bienen war ihnen auch jedes Blumenfeld recht! und doch hatten sie ein Vaterland, für das sie unerkaufst starben.“<sup>51</sup>

Auf dem Hintergrund der ökonomischen Situation um das Jahr 1770, die von einigen als prekär bezeichnet wird<sup>52</sup> (die Vorschläge der Physiokraten Quesnay und Turgot hielten auch in Deutschland, durch den Finanzrat Schlettwein in der Markgrafschaft Baden, Einzug; sie forderten eine gewisse Einschränkung des Feudalismus und des Leibeigenschaftssystems und die Sicherstellung eines „echten materiellen Eigeninteresses der Produzenten“ und Maßnahmen gegen die Landflucht), erscheint Werthers „Analyse“ der ökonomischen Situation überraschend harmlos: „Wie wohl ist mir's, daß mein Herz die simple harmlose Wonne des Menschen fühlen kann, der ein Krauthaupt auf seinen Tisch bringt, das er selbst gezogen, und nun nicht den Kohl allein, sondern all die guten Tage, den schönen Morgen, da er ihn pflanzte, die lieblichen Abende, da er ihn begoß, und da er an dem fortschreitenden Wachstum seine Freude hatte, alle wieder in einem Augenblicke wieder mitgenießt“ [!] (Brief vom 21. Juni).

An Gemüt, Gewissen und gutem Willen fehlt es Werther nicht; um aber sein Bewußtsein bis zur Analyse des bisherigen gesellschaftlichen Seins vorzutreiben, fehlt ihm Erkenntnis. Der so bloß „enge Mensch kann sich zwar an gemeinsamen Vorgängen beteiligt fühlen, solange und soweit sie ihn selber zeitweise angehen. Doch ist das erledigt [...], legt [er] die Karten des gemeinen Wohls, als eines ihm bloß äußerlich erscheinenden, auf den Tisch und bietet Feierabend.“<sup>53</sup>

Wir deuteten oben schon an, wie sehr die offizielle Germanistik am Prozeß

(49) Büchner, Georg: Werke und Briefe, hrsg. von F. Bergemann. Insel-Verlag 1953, S. 244.

(50) Der Gegensatz: vor-industrielle versus industrielle Phase, verschlägt hier weniger; vgl. dazu u. a. Bruford im Materialenteil; vgl. auch Anm. 51.

(51) Frankfurter Gelehrte Anzeigen vom Jahre 1772 — Auswahl. Reclam, Leipzig 1971, S. 183. Man vergleiche insgesamt das (deutlich Position beziehende) Nachwort S. 437 ff. (schon die vorgenommene Auswahl ist signifikant).

(52) Nachwort zu ‚FGA‘ (Anm. 51) S. 454: „akute Krise“; ähnlich auch in: Streisand, Joachim: Deutsche Geschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart. Eine marxistische Einführung. Pahl-Rugenstein 1972, S. 98 ff. (ideologische Sicht). (Vgl. Materialenteil, S. 150 ff.)

(53) Bloch (Anm. 30), S. 14.

der „Abbiegung“ gesellschaftsrelevanter Aussagen im ‚Werther‘ beteiligt war; ein treffendes Beispiel dafür bietet Emil Staiger im ersten Band seiner verbreiteten Goethe-Biographie. Dort lesen wir: „Die Kritik, die Werther sich an der deutschen Bürgerlichkeit erlaubt, hat neuerdings einen Forscher bewogen [gemeint ist G. v. Lukács!], das Buch als Phase des großen revolutionären Prozesses, als Wegbereiter des Klassenkampfes aufzufassen. Es eignet sich schlecht für diese Rolle. Denn Werther leidet wohl an vielem, was ihn in seinem Alltag umgibt; und er ist, wie in seiner Rede gegen die üble Laune, überzeugt, daß manches sich vermeiden ließe, was Menschen einander gedankenlos antun. Aber er glaubt nicht, daß man das Übel beheben könne, indem man die Standesunterschiede beseitigt.“

„Ich weiß wohl, daß wir nicht gleich sind, noch sein können“, schreibt er am 15. Mai. So fühlt er sich auch nach der Szene beim Grafen nicht als Bürger zurückgesetzt, sondern als Mensch von Menschen gekränkt, und klagt nicht den Adel als solchen an, sondern jene, die sich so schlecht auf die Würde ihrer höheren Geburt verstehen. Nein, Werther ist kein Revolutionär“<sup>53a</sup>. Auch hier wäre eine Kritik am Inhalt über eine Sprachanalyse zu leisten; sie hätte vor allem Sprachmuster wie „er ist [...] überzeugt, daß manches sich vermeiden ließe, was Menschen einander gedankenlos antun“ im — durch den vorgezogenen Einschub signifikant! — tiefenstrukturellen Abhängigkeitsverhältnis zu „wie in seiner Rede gegen die üble Laune“ zu untersuchen; ebenso aufschlußreich in der kontextuellen Bindung: „klagt nicht den Adel als solchen an“ — was wohl unter ‚Adel als solchem‘ wirklich zu verstehen ist, davon reden z. B. die ‚Frankfurter Gelehrten Anzeigen‘! — und „jene, die sich so schlecht auf die Würde ihrer höheren Geburt verstehen“!

Indem zugunsten der „einzig gültigen Aussage [durch] den Text“ (Staiger, S. 154) die Probleme hermeneutischen Verstehens wie der Wirkungs- und Rezeptionsgeschichte beiseite geschoben werden, kann zugleich eine ‚werthafte‘ Unterscheidungsnorm für Literatur, wie sie bei Staiger bekanntlich bis in den ‚Züricher Literaturstreit‘ hinein nachweisbar ist, eingeführt werden: „Plebeische Methoden [?] der Umwälzung, den Terror, der in Schillers ‚Räubern‘ so gräßliche Orgien feiert, traut ihm ohnehin [!] niemand zu. Doch nicht einmal der Gedanke an einen langsamen, stillen Fortschritt zu gerechteren Einrichtungen taucht auf. So seltsam es klingen mag, dieser deutsche Jüngling hat keine Illusionen. Das Theater der Hoffnungen läßt ihn kühl“ (Staiger, S. 159).

Man lese dazu noch einmal Büchners Brief zum Neujahr 1836!

Weitere Beispiele eines solchen ‚Lesens gegen den Strich‘ wären etwa die Briefe vom 20. Juli („Ein Mensch, der um anderer willen, ohne daß es seine eigene Leidenschaft, sein eigenes Bedürfnis ist, sich um Geld oder Ehre oder sonst was abarbeitet, ist immer ein Tor“): folgenlose Entfremdung, noch im Sinne von ‚Entäußerung‘, wie sie Rousseau und seine Zeit weithin verstand<sup>54</sup>;

(53 a) Staiger, Emil: Goethe. 3 Bde. Bd. 1, 1964, S. 158.

(54) Israel: Entfremdung (Anm. 31), S. 33 ff.: Entfremdung bei Rousseau.

der Brief vom 20. Oktober (Einordnung in die bürokratische Ordnung), der berühmte Brief vom 24. Dezember („Was mich am meisten neckt, sind die fatalen bürgerlichen Verhältnisse“) und vom 24. März: „Sie mag sich gefallen lassen, wenn ich ihr auch nicht helfen kann“ (von der Mutter gesprochen), und im Schlußbericht: „Zumal da es so schwer ist, die eigensten wahren Triebfedern auch nur einer einzelnen Handlung zu entdecken, wenn sie unter Menschen vorgeht, die nicht gemeiner Art sind“ [!].

Bevor wir uns der Frage, was eine solchermaßen kritische Interpretation des ‚Werther‘ bezüglich seines ‚Kunstcharakters‘ bedeute, zuwenden, soll anhand dreier Texte aus der Rezeptions- und Wirkungsgeschichte im weitesten Sinne die ideologieverhaftete Sehweise bestimmter historisch-sozialer Phänomene dargestellt werden.

#### 6. Aufweichung des Werther-Syndroms: Intimitätsjargon in Friedrich Schlegels ‚Lucinde‘

Beim ersten Beispiel handelt es sich um einen Text und Belegstellen aus Friedrich Schlegels Roman ‚Lucinde‘.

„Indessen floß die Zeit, und die Freude wuchs. Julius fand in Lucindens Armen seine Jugend wieder. Die üppige Ausbildung ihres schönen Wuchses war für die Wut seiner Liebe und seiner Sinne reizender, wie der frische Reiz der Brüste und der Spiegel eines jungfräulichen Leibes. Die hinreißende Kraft und Wärme ihrer Umschließung war mehr als mädchenhaft; sie hatte einen Anhauch von Begeisterung und Tiefe, den nur eine Mutter haben kann. Wenn er sie im Zauberschein einer milden Dämmerung hingegossen sah, konnte er nicht aufhören, die schwellenden Umrisse schmeichelnd zu berühren und durch die zarte Hülle der ebenen Haut die warmen Ströme des feinsten Lebens zu fühlen. Sein Auge indessen berauschte sich an der Farbe, die sich durch die Wirkung der Schatten vielfach zu verändern schien und doch immer eine und dieselbe blieb. Eine reine Mischung, wo nirgends Weiß oder Braun oder Rot allein abstach oder sich roh zeigte. Das alles war verschleiert und verschmolzen zu einem einzigen harmonischen Glanz von sanftem Leben.“ (S. 61)<sup>55</sup>

In jeder Weise und auf allen Ebenen wird der Unterschied zu Goethe evident: Über einer banalen Tiefenstruktur — Mitteilung eines zwei Jahre dauernden Verhältnisses — liegt, soviel läßt sich an dieser Stelle schon sagen, eine rhetorisch stark verformte Oberflächenstruktur.

Das Hervortreten des Körperlichen, das mit banalen Reflexionen angereichert wird, unterstreicht den Eindruck: des Voyeurturns; alles erscheint wie inszeniert zu einem Gemälde ganz bestimmter Provenienz.<sup>56</sup>

(55) Zit. nach Insel-Bücherei Nr. 759 (1964).

(56) Hierzu vor allem Glaser (Anm. 20), S. 91.

Sehr aufschlußreich hier die ‚FGA‘ (Anm. 51) unter 2. October 1772: ‚Über die Sittlichkeit der Wollust‘ —: „Aber der Genuß der Vergnügungen ‚des Auges und des Ohrs‘ scheint dazu gemacht, jenen Überdruß zu verhüten und den durch Anstrengung er-

Nach zwei zeitungspannenden Sätzen („Indessen [...] / Julius fand [...]“) mit sehr allgemeinem Charakter leitet der Erzähler/Autor in den Jargon des Voyeurismus über: „Die üppige Ausbildung ihres Wuchses“ — korrespondierend dazu, so scheint es, „die Wut seiner Liebe“, mehr als „der frische Reiz der Brüste und der Spiegel eines jungfräulichen Leibes“ usf., usf. —, die Nomina sind so aufschlußreich wie die Epitheta: „frisch“ — „üppig“ — „hinreißend“. Nach der Schlußwendung: „mehr als mädchenhaft“ dürfte auch der letzte Leser im Bilde sein: „Begeisterung und Tiefe, [den nur] eine Mutter haben kann“; nicht nur Jargon der Innerlichkeit und Eigentlichkeit, sondern unverhohlene Ideologie des Reichs der Mütter, des Dumpfen und Irrationalen: korrespondierend dazu die Beschreibung des männlichen Körpers und die völlig anti-emanzipatorische Zweiteilung der Welt, die in den Sätzen gipfelt: „Er erkannte nun wohl, daß die Liebe, die für die weibliche Seele ein unteilbares durchaus einfaches Gefühl ist, für den Mann nur ein Wechsel und eine Mischung von Leidenschaft, von Freundschaft und von Sinnlichkeit sein kann; und er sah mit frohem Erstaunen, daß er ebenso unendlich geliebt werde wie er liebt“ (S. 62).

Die Folgen solcher Rollenverteilung (Mann—Frau) und das Durchspielen dieses sozialen und sozialpsychologischen Musters bis in unsere Tage hinein sprechen für sich!

Die seit Leibniz in die Sprachkonvention eingegangene Spiegel-Metaphorik, der bei Goethe noch die religiös-pietistische Bedeutung anhaftet, ist nun vollends banalisiert und ins Schwül-Erotische herabgezogen, ohne daß der Leser eine 'erotische' Ausstrahlung dieser Szene empfindet. Das unsichere Schwanken zwischen Nominal- und Verbalstil und die fast redundant eingesetzte Doppelfigur, die im ‚Werther‘ anschaulich gehandhabt wird, wirken abgeschmackt und ‚nachgeholt‘: „Wut seiner Liebe und seiner Sinne“ — „Reiz der Brüste und der Spiegel eines jungfräulichen Leibes“ — „die hinreißende Kraft und Wärme“ usf.

Tatsächlich lassen sich viele Belege dafür beibringen, wie der im ‚Werther‘ in Gang gesetzte Prozeß der Verinnerlichung und der monomanen Ausrichtung auf ein Gefühl schon in der ‚Lucinde‘ ‚verpfändet‘ wird. Der folgende Ausschnitt mag für ähnliche stehen:

„Einst überraschte er sie, als sie es am wenigsten erwartete. Sie war schon lange allein gewesen und mochte sich ihrer Phantasie und einer unbestimmten Sehnsucht mehr als gewöhnlich überlassen haben. Da er dies gewahr wurde, wollte er den

schlafenden Ton der Seele zum Denken und Empfinden wiederherzustellen. Kann man wohl halbwarmer, flacher sprechen und diese Gedanken, so ohne alle Erklärung und Vorbereitung, unter die Leute werfen? [...]“ Hier wird der „Empfindungsbrei aus Reflexion und Wollust“, wie ich nicht anstehe, Teile der ‚Lucinde‘ zu nennen, im Bezug auf ein populärwissenschaftliches Werk — Okel: Über die Sittlichkeit der Wollust — erkannt; ebenso dort schon gegen den „Schubkasten der Empfindungen“, wie ihn Schlegel betreffs der Empfindungen der Jünglinge festlegt: S. 12 (3 Grade) — Fr. Schlegel gilt ja immer noch als Verfasser jener berühmten ‚Zehn Sonette‘ (1799), es würde einen bedenkenswerten Hintergrund liefern.

Augenblick, der vielleicht nie wieder käme, nicht verscherzen und geriet durch die plötzliche Hoffnung selbst in einen Taumel von Begeisterung. Ein Strom von Bitten, von Schmeicheleien und von Sophismen flog von seinen Lippen. Er bedeckte sie mit Liebkosungen und geriet außer sich vor Entzücken, da das liebenswürdige Köpfchen endlich an seine Brust sank, wie sich die zu volle Blume an ihrem Stengel senket. Ohne Zurückhaltung schmiegte sich die schlanke Gestalt um ihn, die seidnen Locken der goldenen Haare flossen über seine Hand, mit zärtlicher Sehnsucht öffnete sich die Knospe des schönen Mundes, und aus den frommen dunkelblauen Augen strahlte und schmachtete ein ungewohntes Feuer. Sie setzte den kühnsten Liebkosungen nur noch schwachen Widerstand entgegen. Bald hörte auch dieser auf, sie ließ plötzlich die Arme sinken, und alles war ihm hingegen, der zarte jungfräuliche Leib und die Früchte des jungen Busens“ (S. 41/42).

Mag man zunächst angesichts dieser Stelle vorschnell die Frage der literarischen Wertung aufwerfen und auf typische Muster für Trivialliteratur hinweisen — die hohe Voraussagbarkeit, die Redundanz, der Unterschied zwischen Oberflächenstruktur, die sich (fast) pomphaft aufputzt, und einer so banalen Tiefenstruktur (mit den Worten von Günter Grass: „Ich hab genug. Komm. Zieh dich aus“<sup>56a</sup>) —, so muß man immerhin bedenken, wie stark gerade im Bezug auf die Darstellung solcher Szenen der Zeitabstand zu uns heute ins Gewicht fällt. Vergleicht man diese Szene allerdings schon mit dem ‚Werther‘, etwa dem inhaltlich ähnlichen Erzählbericht kurz vor Ende (S. 141), so wird deutlich, wie sehr Schlegel auf Rokoko-Klischees und trivialliterarische Muster der Goethe-Zeit zurückgreift/-fällt. Die abgegriffene Bildersprache (Blume/Früchte/usf.) sowie die hohe Redundanz und Formelhaftigkeit markieren Jargon: „Inhalt wird ausgeklammert, während doch auf den Schein von Inhalt nicht verzichtet werden darf“ (Adorno) — es sei denn, man halte den geschilderten Vorgang für einen Inhalt.

Das Schwelgerisch-Voyeurhafte, das den Vollzug sozusagen strategisch herauszögert, wird nur scheinbar abgegolten durch Formen ritualisierter und nur ganz bestimmtes Rezeptionsverhalten ermöglichender Sprechweise. So nimmt es auch nicht wunder, daß Schlegel/der Erzähler drei Gruppen von Rezipienten voraussetzt: a) die unterste Leserschicht, die die Fleischelust empfinden; b) die, die bloß warm werden; c) die, die ganz befriedigt werden:

„Wenn dieses tolle kleine Buch einmal gefunden, vielleicht gedruckt, und gar gelesen wird, so muß es auf alle glücklichen Jünglinge ungefähr den gleichen Eindruck machen. Nur verschieden nach den verschiedenen Stufen ihrer Ausbildung. Denen vom ersten Grad wird es die Empfindung des Fleisches erregen; die vom zweiten kann es ganz befriedigen; und denen vom dritten soll bloß warm dabei werden“ (S. 23).

Abgesehen von der Fragwürdigkeit einer solchen Gruppierung, ist festzuhalten, daß hier reiner Selbstgenuß, in sich kreisendes Gefühl ohne soziale Verankerung gefeiert wird. Wie berechtigt und anders nimmt sich dagegen im ‚Werther‘

(56 a) Grass, Günter: März. G. G.: Gesammelte Gedichte. Sammlung Luchterhand 34. Neuwied—Berlin 1971, S. 249/250.

die Ansprache an die Gemeinde der Gleichgesinnten aus, von denen als soziales Verhalten immerhin Mitleid und Verstehen abverlangt werden und die als Leser in ihrer Kompetenz ernst genommen werden: „Ich weiß, daß ihr mir's danken werdet.“ Auch hier, in dem berühmten Vorwort des Herausgebers, das zwischen Tagebuch und Tagebuchbericht eine eigene Form behauptet, als Form ‚interner Kommunikation‘, soll der Leser emotional reagieren, zugleich aber soll er Veränderung mitvollziehen: aus dem Leiden Werthers Trost schöpfen — und Werther also nicht nachfolgen<sup>57</sup>. Es ist klar, daß diese zweite Form intendierten Rezeptionsverhaltens zugleich sozial genannt werden kann; ebenso sicher wird hier auch, nach „Brechung der Herrschaft des theologischen Moments“ (säkularisiert also) und in Reaktion auf die „grundlegende Umstrukturierung des Lesepublikums infolge des sozialen Strukturwandels“, jener bedeutsamen „Verbürgerlichung der Literatur“ (Hauser), eine Zuwendung zum Wert- und Normsystem des Bürgers — ein „Zug auf das praktische Leben“<sup>57a</sup> — deutlich. Für die offiziellen Leser der Zeit wird dieses Muster stilbildend: Schubart wie der Rezensent der ‚Frankfurter Gelehrten Anzeigen‘ vom 1. November 1774 belegen dies; der letztere schlägt die Brücke zu Wieland anlässlich der Herausgabe des ‚Fräulein von Sternheim‘: „Bei aller Wärme meines Herzens blieb doch mein Kopf kalt genug.“<sup>57b</sup> Ohne das Gewicht eines Einzel-Belegs überfordern zu wollen, kann doch erkannt werden, wo und wie groß der Spielraum (nur) ist, innerhalb dessen der Herausgeber ‚agiert‘ (hier: Goethe); literaturimmanent und den historisch-sozialen Kontext abbiegend, ließe sich in dem Appell an das Mitleid und das Verstehen der Leser die Nachwirkung der (übermächtigen) Tragödie und ihrer ästhetischen Begründung seit Aristoteles—Lessing nachweisen. Das oben angezogene ideologische Rollenklischee Mann—Frau bei Schlegel hat in der ‚Lucinde‘ eine Reihe geradezu ‚klassisch‘ zu nennender Formulierungen gefunden; das ist um so erstaunlicher, als man in der Literaturwissenschaft gerade die romantischen Frauendarstellungen als emanzipatorisch verstanden wissen wollte<sup>58</sup>; wesentlicher aber, daß dieses Rollenklischee schon dem aufklärerisch-sentimentalen Roman vor Goethe eignet, wie wiederum das ‚Fräulein von Sternheim‘ zeigt: „Die Natur selbst [habe] die Anweisung hierzu gegeben, als sie, z. E. in der Leidenschaft der Liebe, den Mann *heftig* [Hervorhebung: K. H.], die Frau *zärtlich* gemacht [...]

(57) Paralipomena; vgl. a. im Zusammenhang mit der Schweizer Reise: „[...] Und mögen übrigens dem Gefühl und Urtheil des Lesers auf keine Weise vorgreifen: denn, wie dem auch sei, so wird man die wenigen Blätter nicht ohne Theilnahme durchlaufen können.“ Zit. nach Gräf: Goethe über seine Dichtungen. 1. T. 1902 (S. 493—695), S. 569. Vgl. Materialenteil, S. 55 ff.: Werthers Schweizer Reise.

(57a) Hauser, Arnold: Sozialgeschichte der Kunst und Literatur. Ausgabe in einem Band. Frankfurt/Main—Wien—Zürich 1970, S. 556 ff.: ‚Das neue Lesepublikum‘ — ‚Ideologie der Freiheit‘ — ‚Der Emotionalismus als Oppositionshaltung‘ u. ä. m.

(57b) La Roche, Sophie von: Geschichte des Fräulein von Sternheim. Hrsg. von F. Brüggemann. Reihe: Deutsche Literatur in Entwicklungsreihen. Reihe Aufklärung Bd. 14. Reclam, Leipzig 1938, S. 22.

(58) Vgl. dazu etwa: Gottschalch/Neumann-Schönwetter u. a.: Sozialisationsforschung. Fischer-Bücherei 6503.

Auf diese Weise, und wenn ein jeder Teil in seinem angewiesenen Kreise [!] bliebe, liefen beide in der nämlichen Bahn.“<sup>59</sup>

Ähnliches findet sich in der ‚Lucinde‘ zur Genüge. Ich zitiere fast wahllos: „Denn gewiß ist es, daß Männer von Natur bloß heiß oder kalt sind: zur Wärme müssen sie erst gebildet werden. Aber die Frauen sind von Natur sinnlich und geistig warm und haben Sinn für Wärme jeder Art“ (S. 23); Gaston Bachelard wäre, hätte er sich in seiner ‚Psychoanalyse des Feuers‘ auch der ‚Lucinde‘ zugewandt, auf eine Reihe aufschlußreicher Belege gestoßen! Oder an anderer Stelle:

„Denn jede [Frau] hat die Liebe schon ganz in sich, von deren unerschöpflichem Wesen wir Jünglinge nur immer ein wenig mehr lernen und begreifen“ (S. 23). „Wie die weibliche Kleidung vor der männlichen, so hat auch der weibliche Geist vor dem männlichen den Vorzug, daß man sich da durch eine einzige kühne Kombination über alle Vorurteile der Kultur und bürgerlichen Konventionen wegsetzen und mit einemmale mitten im Stande der Unschuld und im Schoße der Natur befinden kann“ (S. 21). Es ist nicht an einen „qualitativen Sprung“ im Sinne Kierkegaards gedacht, und man mag solche und ähnliche Formulierungen als ‚harmlos‘ abtun, sicher ist jedenfalls: Die bürgerlichen Lotte und Werther verwirklichen Liebe wahrer als Lucinde und Julius, die Gefühl zwar andauernd reflektieren, aber rokokohaft vertändeln. Die Übereinstimmung zwischen Werther und Lotte ist in ihrer Zurückhaltung wahrer, der Autor, wie Werther, nimmt das geliebte Wesen, Lotte, zutiefst ernst: wofür wiederum nicht zuletzt auch Werthers Tod ein Beweis ist.

Die folgenden Zitate wie die oben aufgeführten sprächen eigentlich für sich, wenn nicht in der ‚Lucinde‘ in eins mit der stilisiert-schwülen Erotik ganz bestimmte soziologische und sozialpsychologisch bedenkliche Strukturen transportiert würden: „[Er bat sie] um alles, was man eine Geliebte bitten kann“ (S. 60) — „Sie waren nur wenige Tage allein, als sie sich ihm auf ewig ergab“ (ibd.) — „Amor war hier wirklich, was er so selten ist, ein fröhliches Kind“ (ibd.) — „Die Natur allein ist die wahre Priesterin der Freude; nur sie versteht es, ein hochzeitliches Band zu knüpfen“ (S. 68) — „Ich mag sie gar nicht mehr sehn, diese unbeholfnen Klumpen von allem, was verderbt und krank ist in der Menschheit; und wenn ich sie im allgemeinen denken will [das gerade gesellschaftliche Schuld!], erscheinen sie mir wie wilde Tiere an der Kette, die nicht einmal frei wüten können“ (S. 69).

Hier hat sich der Werthersche Gesellschafts-Haß und Gesellschafts-Ekel, wie er etwa im Brief vom 22. Mai sich andeutet, ins fast Absurde, jedenfalls beinahe Zynische gesteigert.

(59) (Anm. 57b), S. 110.

7. Der ‚Werther‘ im Dienste der ‚deutschen Ideologie‘: Joseph Goebbels’  
‚Michael‘<sup>60</sup>

Eine besonders folgenreiche Rezeptionsweise wird in einem Vergleich des ‚Werther‘ mit Joseph Goebbels’ Tagebuch-Brief-Roman ‚Michael‘, der zuerst 1929 erschien, deutlich: die Indienstnahme des ‚Werther‘ durch die ‚deutsche Ideologie‘.

Einer direkten Verbindung zwischen dem ‚Werther‘ und dem Roman von Goebbels das Wort reden zu wollen hieße zugleich, den letzteren von seiner Struktur her ernster zu nehmen, als er es verdiente; neben dem (hier allerdings) herausragenden Stellenwert, den der Roman von Goebbels in der Entwicklung der ‚deutschen Ideologie‘ besitzt — wovon an dieser Stelle nicht zu reden ist —, verdient der ‚Michael‘ deshalb unsere Beachtung, weil hier zumindest drei signifikante Rezeptions- und Wirkungsweisen der deutschen klassischen Literatur auf bestimmter Ebene hervortreten: die unreflektierte Übernahme der Tagebuch- und Briefform in einem veränderten gesellschaftlichen Interaktionsfeld (1), die Einmontierung von ‚Werther‘-Zitaten in den Erzähltext, ohne die eine solche Technik erst rechtfertigende kritische Distanz im weitesten Sinne (2), und — entscheidend für den ‚Michael‘ — die Einbindung in ein nun fixierbares, freilich keineswegs rational begründbares weltanschaulich-politisches Konzept, hier die Vorstellung vom ‚neuen Reich‘ (3). Die Brücke bildet dabei die dieser Ideologie — so glaubt man wenigstens — taugliche Literatur- und Geistesgeschichte seit dem ‚Werther‘: der ‚Faust‘, Beethoven, Scheffels ‚Ekkehart‘ und Nietzsches ‚Zarathustra‘ zumal (weitere Aufzählungen erübrigen sich). So ahmt der ‚Michael‘ zwar die Tagebuchform des ‚Werther‘ nach, sonst aber ermangelt er gerade der entscheidenden Qualität des Goetheschen Romans: jene durch wiederholte Spiegelung und bei aller ‚Entwicklung‘ Werthers doch völlig eingepaßte, aus der wirklichen Betroffenheit heraus sich bildende Sprachform. Im ‚Michael‘ aber stehen — nicht einmal epigonenhaft — die verschiedensten Muster — vom auf den Hund gekommenen Theologenjargon bis zum planen Ressentiment, kurzum: die ganzen Zutaten aus der Garküche der deutschen Innerlichkeit — nebeneinander. (Zum Inhalt des Romans vgl. die folgenden Auszüge und M. Bonwit.)

(60\*) Goebbels, Joseph: Michael. Ein deutsches Schicksal in Tagebuchblättern. Verlag Franz Eher Nachf., G.m.b.H., München 1931 (2. Auflage, 4.—6. Tausend) — Erstauflage 1929 (243 Seiten).

(Im gleichen Verlag erschienen zur gleichen Zeit: Adolf Hitler: Mein Kampf. — Ernst Röhm: Die Geschichte eines Hochverrätters. — Otto Bangert: Gold oder Blut. — Otto Bangert: Deutsche Revolution. Ein Buch vom Kampf um das Dritte Reich. — Georg Schott: Das Volksbuch von Hitler. — Otto Bangert: Erdenweg. Begegnungen und Gesichte (Gedichte). — Kurt Klare: Leben. Gesammelte Skizzen und Erinnerungen. — Dietrich Eckart — Ein Vermächtnis. Hrsg. von Alfred Rosenberg. — Alfred Rosenberg (Hrsg.): H. St. Chamberlain als Verkünder und Begründer einer deutschen Zukunft.)

Joseph Goebbels: Michael (1929)

„Vorspruch

Das ist der tiefste Segen dieses Lebens: aus seinen Geheimnissen steigen in ewigem Wechsel Kräfte eines jungen Daseins. Not ist Weg zu Glück. Zersetzung und Auflösung bedeuten nicht Untergang, sondern Aufgang und Anbruch. Hinter dem Lärm des Tages wirken in der Stille die starken Kräfte einer neuen Schöpfung.

Die Jugend ist heute lebendiger denn je. Sie glaubt. Woran, darum geht der Kampf. Aus ihr ringen sich Keime neuer Daseinsformen verhalten zum Licht empor.

Die Jugend hat vor dem Alter immer Recht.

In zukunftsreichen Herzen brennt heiß und glutend der Wille zum Schaffen, zum Leben, zur Form. Mit Schmerzen warten Millionen auf den Tag. In den Dachkammern der Mietskasernen, in Tagelöhnerscheunen und Wanderlagern voll Hunger, Kälte und geistiger Qual bilden sich Hoffnung und Symbol einer anderen Zeit. Glaube, Kampf und Arbeit sind die Tugenden, die die deutsche Jugend von heute in ihrem faustischen Schöpferdrang einen. (S. 11)

Wir kommen mählich zueinander: der Geist der Auferstehung, das Los vom Ich, das Hin zum Du, zum Bruder, zum Volk ist Brücke von hüben nach drüben.

Wir warten auf den Tag, der den Gewitterwind bringt. Wir werden im gegebenen Augenblick den Mut haben, den Willen zusammenzureißen zu einer Tat um das Vaterland. Wir wollen das Leben: darum werden wir das Leben gewinnen.

Michaels Tagebuch ist ein Denkmal deutscher Inbrunst und Hingabe, das erschüttern und trösten will. In seinem stillen, bescheidenen Spiegel spiegeln sich all die Kräfte, die uns Jungen heute zu einem Gedanken und morgen zu einer Macht formen. Deshalb ist Michaels Leben und Sterben mehr als Zufall und blindes Schicksal. Es ist Zeichen der Zeit und Symbol der Zukunft.

Ein Leben im Dienst an der Arbeit und der Tod für die Gestaltung eines kommenden Volkes: das ist das Tröstlichste, was wir auf Erden sehen können. (S. 12)

Im D-Zug, 2. Mai

Unter meinen Schenkeln schnaubt nicht mehr der Vollbluthengst, ich sitze nicht mehr auf Kanonenbänken, noch stapfe ich durch den lehmigen Schlick verwahrloster Schützengräben. Wie lange ist's her, da ging ich noch in weiter russischer Ebene oder durch trostlos zerschossenes französisches Land. — Vorbei!

Langsam löse ich mich. Ich steige auf wie ein Phönix aus der Asche von Krieg und Zerstörung.

Friede!

Dieses Wort legt sich wie Balsam auf eine Wunde, die noch zitternd blutet. Mir ist es, als könnte ich dieses Wortes Segen mit den Händen fassen.

Wenn ich zum Fenster hinausschaue, dann sehe ich, wie an den Seiten deutsches Land vorbeischwimmt: Städte, Dörfer, Wälder, Felder. Ein stiller Weg geht durch braunen Acker. An seinen Rändern blühen Blumen.

Kinder spielen auf Dorfstraßen. (S. 13)

Ragende Fabrikschloten stechen in die glasklare Luft hinein.

Vorbei an weitgestreckten grünen Feldern. Das leuchtet in tausend Farben und Lichtern. Ich öffne das Fenster und atme, atme tief. Sonne liegt auf deutschem Land.

So haben wohl die Griechen das Meer gegrüßt.

Heimat! Deutschland!

Ein Blühen in den Feldern und Gärten; berauschend, verschwenderisch schön für Augen, die vier Jahre lang nichts sahen als Trümmer, Schmutz und Blut und Sterben.

Ich werde getragen wie eine schwimmende Insel. Der Freiheit entgegen!

Ich war in Frankfurt und habe dem jungen Goethe meine Reverenz gemacht. Auch heute noch Führer im Streit der Geister. Vorkämpfer jedes jungen Willens. Nicht Weimar ist unser Mekka.

Ich trage nur ein Buch in der Tasche: den Faust. Den ersten Teil lese ich. Für den zweiten bin ich zu dumm. [...]“ (S. 14)

„[...] Meine Mutter ist eine göttliche Verschwenderin: in allem, vom Gelde angefangen bis zu den lauterer Gütigkeiten des Herzens.

Sie gibt, was sie hat, und oft darüber hinaus.

Nur eine Mutter hat den rechten Instinkt für ihre Kinder.

17. Mai

Ich habe lange darüber nachgedacht, was es denn ist, das mich das Leben so unbedacht und in vollen Zügen trinken läßt.

Ich stehe mit beiden Füßen auf der harten Heimerde. Um mich ist Schollengeruch. Bauernblut steigt langsam und gesund hoch in mir.

Richard nennt mich einen Daseinsmenschen.

Ich gehe allein durch die schmalen Gänge zum Schloßberg hinauf und atme den warmen Duft einer blüträchtigen Maiennacht. (S. 19)

Mit der Sonne stehe ich auf, und mit den Sternen gehe ich zur Ruhe. Ich schlafe vier Stunden und bin frisch und erquickt.

18. Mai

Um die Mittagszeit sitze ich auf dem stillen, alten Friedhof. Vor mir sprüht ein Brunnen seinen feinen Regen in die heiße Luft. Kastanien wölben breit ein Dach über meinen Platz. Um die grünbesponnenen Grabsteine rankt sich bescheiden der Efeu.

Amsel singen! Sonst stört nichts die Ruhe der Toten.

Eine Biene summt.

Ich lese Nietzsche's Mittagsandacht aus dem Zarathustra.

Still ... Still ...

Alles geht auf im All. Pan! — —

20. Mai

In den Hörsälen der Hochschule wird viel geschrieben, mehr noch geredet und, scheint mir, herzlich wenig gelernt. Eine gewisse Sorte von Wissensbeflissenen trifft man da immer. Bleiches Gesicht, Intelligenzbrille, Füllfederhalter und eine dicke Mappe voll von Büchern und Kollegheften; — das ist alles. (S. 20)

Die künftigen Führer der Nation!

Und Frauen, ach, du lieber Himmel! Darunter sind die Blaustrümpfe noch die erträglichsten.

Ich suche den Lehrer, der einfach genug ist, um groß zu sein, und groß genug, um einfach zu sein.

Die Spezialwissenschaft züchtet Hochmut und Fachsimpelei. Der gesunde Menschenverstand geht dabei meist vor die Hunde.

Der Intellekt ist eine Gefahr für die Bildung des Charakters.

Wir sind nicht auf Erden, um uns den Schädel mit Wissen vollzustopfen. Das ist ja alles so nebensächlich, wenn es ohne Beziehung zum Leben bleibt. Wir müssen unser Schicksal erfüllen. Kerle erziehen, das sollte Aufgabe der hohen Schulen sein.

Wir können doch nur das aus uns machen, was Gott in uns hineingelegt hat.

Darum ist Goethe der Größte, weil er aus dem deutschen Bewußtsein heraus über die Grenzen hinausstieg. Aber es wäre falsch, ihm darin gleichkommen zu wollen. Die

30

ganze vielgepredigte Nachfolge Goethes ist Unsinn, Phantasterei leerer, überbildeter Köpfe.

Quod licet Iovi, non licet bovi! (S. 21)

So ist das im Leben: wenn Herr Meyer den Faust auswendig kann, so ist das vorerst nur ein Beweis für sein gutes Gedächtnis. Warum gibt er sich nicht an die Logarithmentafel!

22. Mai

Der alte Geheimrat erzählt von der Heimat der Ugermanen. Ich komme selten in sein Kolleg. Aber wie oft hörte ich es schon von ihm, daß unsere Vorfahren an der unteren Donau und an der Küste des Schwarzen Meeres gesessen haben. Gerade auf dem Platz vor mir sitzt eine junge Studentin: eine herrliche Frau! Blondbraunes Haar, weich wie Seide, das in schwerem Knoten auf diesem wunderbaren Nacken liegt. Der ist wie aus weißgelbem Marmor gehauen. Sie schaut verträumt zum Fenster hinaus, durch das sich leise, fast schüchtern ein spielender Sonnenstrahl stiehlt; ich sehe ein feines Profil: eine klargewölbte Stirne, darum ein paar verirrte Haarkringel, eine lange, scharfe, etwas breite Nase und darunter ein weicher, ungemein schwärmerischer Mund.

Mitten in meiner Betrachtung dreht sie sich plötzlich zu mir um, und ich schaue in zwei große, graugrüne Rätsel. Jetzt sitzt sie plötzlich still und sittsam, hört, wie es scheint, mit Interesse auf die müden Worte des alten Geheimrats und tut so, als schreibe sie eifrig mit. Durchs Fenster kommt der vorwitzige Sonnenstrahl hereingehüpft, zielt über die vollbesetzten Bänke und bleibt schließlich in ihrem blondbraunen Haar hängen.

Das leuchtet auf wie weiche, goldene Seide, wenn man sie bei Licht durch die Finger gleiten läßt. [...]“ (S. 22/23)

„An den Gräsern summen tausend Insekten. Würzig duftet das Gras.

Alles zusammen ergibt einen Ton des Schweigens in der Natur.

Ich küsse Hertha Holk auf den weichen, schwärmerischen Mund; und wir schämen uns beide über die Maßen.

An den Gräsern summen tausend Insekten. Würzig duftet das Gras.

Stiller Sommernachmittag!

Sonnenschein liegt auf den saftgrünen Bergen. Unten im Talkessel die Stadt.

Die roten Dächer leuchten.

Wind geht leise über die Höhen, streicht schlendernd durch die Wiesen.

Dunkle Tannen im Hintergrunde.

Hertha Holk!

Stolze Judith!

Holde Anna! (S. 66)

Heimweg! Sonne geht unter.

Ich bin in meiner Seele erschüttert und aufgewühlt.

An der Straße verabschieden wir uns. Ihre Augen sind zwei große graugrüne Rätsel.

Ich trage mein Glück wie eine süße Last.

Nacht!

Ich streife durch Felder und Wiesen. Ich atme den Duft von wilden Rosen.

Einsamkeit!

Ich habe Sehnsucht nach etwas, das ich nicht sagen kann.

Gelbes Mondlicht spielt auf den Wegen.

Ich gehe zur Stadt zurück. Über jeder Gartenmauer hängen Rosen, blaßrote Heckenrosen. Ich pflücke immer mehr. (S. 67)

31



Ich stehe an Hertha Holks Fenster. Dunkle Stille!  
Höre ich ihr Atmen? Ich warte lange.  
Geranienstöcke zittern an ihrem Fenster.  
Ich lege den Strauß von roten Heckenrosen auf ihre Fensterbank.  
Seliger Heimgang!  
Und nun ist eine Sehnsucht in mir Erfüllung geworden.  
Tiefste Lust wird tiefster Schmerz.  
Ich tat den Schritt in eine neue Welt:  
Eine Etappe höher!  
Es ist ein Drängen in mir und ein Sehnen nach neuen Zielen und Erfüllungen.  
In mir sammelt sich alle Kraft zu anderen Gaben und Gütigkeiten.  
Nacht zum Tag!  
Gesegnete Stunde!

26. Juni

Hertha Holk trägt eine rote Heckenrose an der Brust. (S. 68)

29. Juni

Ich fühle, wie in mir  
Sich wachsend Wort an Wort,  
Gedanke an Gedanke reiht  
Zum letzten Akt der Schöpfung.  
Heilige Stunde des Gebärens,  
Schmerz bist Du und Lust  
Und eine Sehnsucht  
Nach Form, Gestalt und Wesen.  
Ich bin nur Instrument,  
Darauf der alte Gott  
Sein Lied singt.  
Ich bin nur harrendes Gefäß,  
In das Natur den neuen Wein  
Mit Lächeln füllt.

1. Juli

Das Schenken ist eine schwere Kunst. Der versteht sie am besten, der viel eher sich selbst schämt, als daß er meinte, der Beschenkte müsse sich schämen.

Hertha Holk schenkt wie die Götter schenken, wahllos, bedenkenlos, nur aus lauter Lust am Schenken und mit einem Überfluß an Güte.

Sie hat eine göttliche Hand.

Sie schenkt und hat es gleich darauf wieder vergessen, daß sie geschenkt hat.“  
(S. 69)

„[...] 25. September

Die Kinder spielen im engen Hausflur, da ich von der Arbeit heimkehre.

Ich nehme eins auf den Arm und trage es in mein Zimmer. Es ist verschämt und beginnt zu weinen. Ich schenke ihm einen funkelnden Stein, den ich unten in der Grube gefunden habe.

Es wird zutraulich und fängt an, in meinem Zimmer zu spielen.

„Wie heißt Du denn?“ (S. 213)

„Anna.“

32

„Anna, welch' einen schönen Namen Du hast. Sieh, diesen Stein habe ich unten in der Grube gefunden. Den habe ich Dir mitgebracht.“

Siehst Du, wie er glänzt? So, wenn Du ihn in die Sonne hältst, dann ist er noch viel schöner; dann strahlt er wie ein Diamant.“

„Mein Vater arbeitet auch da unten in der Grube. Jetzt liegt er und schläft.“

„Ja, Dein Vater und ich, wir arbeiten unten in der Grube.“

„Arbeiten alle Menschen in Gruben?“

„Nein! Aber alle müssen arbeiten. Die einen auf der Erde, die anderen unter der Erde. Die einen säen und mähen das Korn, daß wir Brot haben, die anderen holen Kohlen aus der Erde, daß wir Wärme und Licht haben.“

„Gibt es auch Menschen, die nicht arbeiten?“

„Ja! Aber wenn wir, die Arbeiter, zusammenstehen, dann werden wir mit den Faulzern schon fertig werden. Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen.“

Pause.

„Meine Mutter sitzt in der Küche und schält Kartoffeln.“

„Ja, Deine Mutter ist auch fleißig. Hast Du sie sehr gern?“

„Ja, aber den Vater nicht so sehr. Er schlägt mich.“ (S. 214)

„Schlägt Deine Mutter Dich nicht?“

„Nein, Mutter schlägt mich nicht, Mutter ist gut.“

Die Kleine faßt mich bei der Hand und zieht mich in die enge, ärmliche Küche.

„Anna, nicht so!“

„Lassen Sie die Kleine, sie ist so lieb.“

„Sie wird Ihnen lästig fallen.“

„Nein.“

Langes Schweigen.

Ich gehe zögernd und unwillig über mich selbst in mein Zimmer zurück.

28. September

Ich beginne unter meinen Kameraden Ansehen zu gewinnen.

Man spricht hier und da ein Wort mit mir. Einzelne weihen mich sogar in ihre Sorgen und Nöte ein.

Das Mißtrauen schwindet langsam.

Auch meine Wirtsleute werden freundlicher zu mir.

Heute nachmittag finde ich auf meinem Tisch ein paar kleine, bescheidene Blumen.

Wie habe ich mich darüber gefreut!

Die Kinder rufen laut meinen Namen, wenn sie mich sehen, und gleich hängen sie an meiner Hand.“ (S. 215)

„[...] Was die Zukunft bringt, was sollen wir uns darum grämen? Ich sehe ihr fest und sicher entgegen. Ich fühle mich stark genug, weiter zu kämpfen. Wir sind so früh zum Mann geworden, denn wir haben in unserer Jugend mehr gesehen und mehr gelitten, als je eine andere Generation.

Haben wir nicht gut bestanden? Wir haben uns durchgefressen und werden uns weiter durchfressen.

Kampf kostet Blut. Aber jeder Blutstropfen ist Saat.

Nichts geschieht für nichts auf der Erde. Es ist alles ein Anfang, eine Folge oder ein Ende.“

29. Januar

Heute abend kommt meine Wirtsfrau weinend zu mir ins Zimmer und bittet mich, morgen nicht in die Grube zu fahren. Sie habe im Traum gesehen, wie ich von einem Stein erschlagen wurde.

33

Ich habe Mühe, sie zu beruhigen.  
Träume sind Schäume!  
Ich kann das noch nicht vergessen.  
Aber steht man in der Grube nicht immer mit dem Tod auf Du und Du?  
Ich möchte noch nicht sterben!  
Wir alle müssen Opfer bringen!

— — — — —  
Hier endet Michaels Tagebuch. (S. 237/238)

Der Bergwerkspraktikant Alexander Neumann schreibt an Fräulein Hertha Holk in Würzburg unterm 26. Februar:

„Erst jetzt kann ich Ihnen mir durch Vermittlung von Fräulein Agnes Stahl ausgesprochenen Wunsch erfüllen und Ihnen die näheren Umstände von dem so plötzlichen und erschütternden Tode Michaels erzählen.

Michael kam Ende Dezember vorigen Jahres zu uns nach Schliersee, um hier in den Zechen zu arbeiten. Er wohnte ganz in meiner Nähe, und Zufall und gegenseitige Anteilnahme machten uns bald zu treuen Kameraden. Fast möchte ich sagen zu Freunden. Sie wissen vielleicht selbst, wie schnell man diesen einfachen und doch so großen Menschen lieb gewann.

Am Morgen des Unglückstages, des 30. Januar, gingen wir wie gewöhnlich zusammen zur Arbeit. Der Weg von unserer Wohnung bis zur Zeche ist nicht weit, etwa eine halbe Stunde lang.

Es war fünf Uhr, und um sechs Uhr begann die Schicht. Der Morgen war schneidend kalt, es fror, und wir gingen durch hohen Schnee. (S. 239)

Michael war ernst und schweigsam.

Er scherzte nicht, wie er es sonst wohl auf dem Wege von und zu der Arbeit zu tun pflegte.

Plötzlich blieb er stehen und fragte mich:

„Gibt's Ahnungen? Mir ist es, als müßte ich umkehren.“

Dann rief er laut lachend:

„Ach was, Träume sind Schäume!“

Kurz vor sechs Uhr fuhren wir ein. Ich arbeitete neben ihm in einem engen Stollen. Wir lagen auf dem Rücken und hieben die Kohle herunter. Einmal rief er mir etwas zu, das ich nicht verstand. Gegen zehn Uhr ging ich in den neuen Stollen, um zu frühstücken. Er wollte noch die angefangene Arbeit zu Ende führen.

Plötzlich vernehme ich ein Rieseln, dann bricht etwas, dann ein kurzer, aber heftiger Knall. Ich stürze in den Stollen. Da liegt Michael am Boden. Ich halte ihm die Laterne ins Gesicht. Seine Augen sind geschlossen. Ich fühle sein Herz, es klopft noch, er atmet auch noch.

Ich rufe einige Kameraden heran, und wir schaffen ihn nach oben. Nur ganz kurz macht er die Augen auf und murmelt etwas, das wir nicht verstehen können. Der Zechenarzt ist sofort zur Stelle.

Ein herunterfallender Stein ist Michael auf den Kopf geschlagen und hat einen Bluterguß ins Gehirn verursacht. Er hat nur noch ein paar Stunden zu leben. (S. 240)

Wir tragen ihn ins nächste Haus und legen ihn auf ein Bett. Er ist ruhig, bewegt sich kaum, und nur manchmal flüstert er: „Ich bin müde, ich will schlafen.“

So liegt er lange, zwei, drei Stunden. Gegen Mittag schlägt er die Augen weit auf und blickt uns verwundert und fremd an. Er sagt ganz laut und vernehmlich: „Mutter!“

Und dann beginnt der Kampf.

Er rast in Fieberphantasien. Sein Körper schüttelt sich. Er kämpft wie mit unsichtbaren Feinden. Dann schreit er in Todesnot:

„Iwan, Du Schuft!“

Plötzlich ganz leise: „Arbeiter!“

Und dann fängt er an zu flüstern. Wir verstehen jetzt fast kein Wort mehr. Hier und da einen Satzketzen. Ich meine ‚opfern‘ zu verstehen, ‚Arbeit, Krieg!‘

Dann wird er ganz ruhig. Sein Gesicht verklärt ein Lächeln, und mit diesem Lächeln stirbt er.

Es ist nachmittags um vier Uhr.

In seinem Zimmer wird er aufgebahrt. Sein Gesicht ist gar nicht entstellt. Nur an der Nase zeigt sich geronnenes Blut.

So liegt er in Blumen und Kränzen.“ (S. 241)

Am markantesten das ‚Werther‘-Muster im Schlußbericht des Bergwerkspraktikanten Alexander Neumann an Fräulein Hertha Holk in Würzburg:

„Einige Studenten aus München, ein paar junge Maler und Agnes Stahl, die Schweizer Bildhauerin, gaben ihm das letzte Geleit. Bergleute trugen ihn [...].“ Allein Goebbels beläßt es nicht bei diesem Schluß — am Ende steht die ideologische ‚Sauce‘, jener bereits apostrophierte Sud aus der Küche der deutschen Innerlichkeit (der falsch verstandenen): „Auf seinem Tisch fand man nach seinem Tode eine noch nicht zu Ende geschriebene Karte an den Steiger Matthias Grützler in Gelsenkirchen. Er schreibt da vom Pionier des neuen Reiches sein, und daß wir nicht verzweifeln dürfen. In seiner Schublade lag der Faust, die Bibel, Nietzsches Zarathustra und ein Tagebuch [...]“ (S. 242). Und wieder, wie im Vorgespräch, muß Nietzsches ‚Zarathustra‘ für die Ideologie eintreten: „Vor ein paar Wochen schickte mir Michaels Mutter seinen Zarathustra als Andenken. Es ist ein altes, zerschlissenes Exemplar. Er hat es den ganzen Krieg durch im Tornister mitgetragen. Abends blättere ich gerne eine Stunde darin herum. Und da finde ich eine Stelle, die Michael zweimal dick mit rotem Stift angestrichen hat: ‚Viele sterben zu spät und einige zu früh. Noch klingt fremd die Lehre: stirb zur rechten Zeit!‘“

Auch Edgar Wibeau (bei Plenzdorf) stößt auf den ‚Werther‘ in einem alten, zerlesenen Reclam-Bändchen, in welchem anderer Haltung zur literarischen Tradition aber wird dort das ‚Werther‘-Muster verwendet! (Vgl. Kap. IV.)

Marianne Bonwit: Michael, ein Roman von Joseph Goebbels, im Licht der deutschen literarischen Tradition (1957)<sup>61</sup>

„[...] Die Handlung im ‚Michael‘ ist äußerst einfach. In Tagebuchaufzeichnungen erzählt ein Kriegsteilnehmer nach dem ersten Weltkrieg von seinen Nachkriegserlebnissen und Gedanken darüber. Er studiert in Heidelberg und München. In einem Hörsaal lernt er die feine, hübsche und liebe Hertha Holk kennen. Die Zuneigung ist gegenseitig, führt aber zu keiner Bindung, weil er sich als noch ungefestigter Mensch auf der Suche nach dem eigenen Weg weder binden kann noch sich mit einem bürgerlich

(61\*) In: Deutsche Literaturkritik der Gegenwart, hrsg. von Hans Mayer (Vorkrieg, Zweiter Weltkrieg und 2. Nachkriegszeit [1933—1968]). Goverts Krüger Stahlberg Verlag GmbH, Stuttgart 1971 (= Goverts Neue Bibliothek der Weltliteratur). Der Aufsatz erschien zuerst 1957, er wird 1974 überarbeitet.

denkenden Mädchen verbinden möchte. In dieser Zeit begegnet er auch dem russischen Studenten Iwan Wienurowsky und versucht, wenn auch vergeblich, seine Freundschaft mit dem konventionell denkenden Jugendfreund Richard aufrechtzuerhalten. Nach dem Bruch mit Hertha und Richard hört er eine hinreißende Rede in München und verschreibt sich mit Leib und Seele dem hier nicht namentlich erwähnten Hitler und dessen Partei, die in seinem Sinn national und sozialistisch ist. Er selbst wird Bergmann. Anfangs mißtrauen ihm die Kumpels, bekämpfen und mißhandeln ihn. Als er ihr Vertrauen gewonnen hat, ist es zu spät. Er kommt bei einem Bergwerksunglück ums Leben.

Der Aufbau des Goebbelschen Romans wirkt so vertraut und wenig neu, weil er in Deutschland seit dem Erscheinen von Goethes ‚Die Leiden des jungen Werthers‘ bekannt ist. Der Held erzählt von sich in der Ich-Form. Diese Form erlaubt, begünstigt und rechtfertigt Bekenntnisse aus dem persönlichsten und intimsten Seelenbereich, sogar in abgerissener, manchmal nur noch gestammelter Ausdrucksweise. Bei Goebbels zeigt sich hier auch der Einfluß expressionistischer Technik. Das innere Geschehen spiegelt sich äußerlich in Kräften und Menschen, auf die sich der Ich-Erzähler seinerseits projiziert. Bei Goethe erkennt man deutlich die Wendung von Homer zu Ossian, von der stilisierten Ordnung der griechischen Antike zur naturverbundenen Wildheit einer als wirklich gedachten Vorwelt des Nordens. Im ‚Michael‘ tritt die Wendung in doppelter Gestalt auf: von Goethe zu Nietzsche, und von Hertha Holk zu Hitler. Bei dieser Wendung von Ordnung zur Maßlosigkeit mochte Ossian Werther verführen, aber nicht Goethe. Nietzsche, mißverstanden und schlagworthaft zitiert, berauschte Michael und Goebbels. Während die Gegenspieler sich nicht wandeln, ändert sich das Verhältnis des immer frenetischer werdenden Titelhelden zu ihnen. Albert bleibt sich in seiner Gelassenheit und sicheren Freundlichkeit gleich, was Werther zunächst wohl tut, ihm aber später auf die Nerven fällt. Im ‚Michael‘ bleibt Iwan sich gleich in seinem kameradschaftlichen Gleichmut. Aber Michaels anfängliche Sympathie schlägt ohne äußeren Grund ins Gegenteil um. Dies entspricht wohl Goebbels' Entwicklung<sup>61a</sup>, die sich in seiner Beurteilung des Russen spiegelt. Dieser erscheint zunächst als entgegenkommend und gebildet; in späteren Träumen wird er aber zum Widersacher, mit dem Michael nicht fertig wird. Werther wie Michael versuchen, sich in die Gesellschaft ihres Milieus einzuleben. Werther scheitert am Erlebnis der Niederlage in der standesbewußten Umgebung des Fräulein von B. Michael findet Ablehnung bei den Arbeitskameraden. Dabei ist zu bemerken, daß Werther über den ihm gegebenen gesellschaftlichen Kreis hinaus will, Michael unter den seinen hinunter. Goethes Held findet einen Grafen als Gönner, Michael sucht und findet Verständnis bei seinem Vorgesetzten, dem Steiger. Die gesellschaftliche Hochstapelei, bzw. Tiefstapelei, unbewußt oder bewußt gewollte Hinwegsetzung über Standesgrenzen, werden gerade innerhalb einer nicht mehr ganz selbstverständlichen ständisch geordneten Gesellschaft als verfehlt und verdächtig empfunden.

(61 a) The Goebbels Diaries. Lochner führt in seinem Vorwort (10—11) Goebbels' Tagebucheintragen aus den Jahren 1925 bis 1926 an. 23. X. 25: „In the final analysis it would be better for us to end our existence under Bolshevism than to endure slavery under capitalism.“ 31. I. 26: „Where can we get together somewhere with the leading Communists?“ 13. IV. 26: „Russia wants to devour us.“ Vgl. dazu ‚Michael‘ (33): „tragische Größe“ des russischen Menschen, mit (113): „Rußland ist eine Gefahr für uns, die wir überwinden müssen.“ Die deutsche Ambivalenz dem russischen ‚Iwan‘ gegenüber zeigt sich besonders deutlich und übergangslos bei Goebbels zwischen Januar und April 1926. Im ‚Michael‘ erscheint dieser innere Widerspruch auch völlig ungelöst.

Überraschend ähnlich sind die Epiloge. Von unbeteiligten Dritten verfaßt, klingen sie nüchtern und im Vergleich zur Ich-Erzählung äußerst kühl. Daher können die Bücher, die man im Zimmer des Toten vorfand, kurz erwähnt werden, ‚Emilia Galotti‘ bei ‚Werther‘, ‚Faust‘, ‚Zarathustra‘ und die Bibel bei ‚Michael‘. Medizinische Tatsachen und Vermutungen kommen bei der Beschreibung der Leiche zur Sprache. Die Form der Bestattung ist wichtig. Bei Goethe heißt es: ‚Handwerker trugen ihn. Kein Geistlicher hat ihn begleitet.‘ Und das Echo bei Goebbels: ‚Bergleute trugen ihn. Als Arbeiter, Student und Soldat wurde er begraben.‘ Vom Geistlichen ist hier keine Rede mehr.

Goethischen Nachklang hat auch die Beziehung des jungen Helden zu Kindern, nur daß diese Beziehung bei Werther in der vorrevolutionären Perückenzeit eine enge Verwandtschaft mit der reinen Natur, mit dem noch unverbildeten menschlichen Wesen, bedeutet, während sie bei Michael dessen Abneigung gegen alles überbildete Intellektuelle entspricht. Er scheint stolz darauf zu sein, daß er ‚zu dumm für die Fachwissenschaft‘ (12) ist. Er findet, ‚die Spezialwissenschaft züchtet Hochmut und Fachsimpelei‘ (14), und von da ist nur ein Schritt zu Michaels Ausspruch: ‚Der Intellekt ist eine Gefahr für die Bildung des Charakters‘ (14), und ebenda: ‚Wir sind nicht auf Erden, um uns den Schädel mit Wissen vollzupfropfen ... Wir müssen unser Schicksal erfüllen. Kerle erziehen, das sollte Aufgabe der hohen Schulen sein ... Darum ist Goethe der Größte, weil er aus dem deutschen Bewußtsein heraus über die Grenzen stieg. Aber es wäre falsch, ihm darin gleichkommen zu wollen. Die ganze vielgepredigte Nachfolge Goethes ist Unsinn, Phantasterei leerer, überbildeter Köpfe.‘

Goebbels verallgemeinert weiter: ‚Der Intellekt hat unser Volk vergiftet‘ (50), ‚die geistige Tat unserer Zeit ist der Leitartikel, die Parteidrede, die Parlamentsphrase. Das Buch ist eine Sache des Luxus geworden‘ (77). Wieder wird Goethes Beispiel heraufbeschworen, diesmal, um ihn als ‚wesenhaften Impressionisten‘ den Expressionisten der zwanziger Jahre gegenüberzustellen. Dem Gundolfsschüler Goebbels macht es wenig Ehre, wenn er den Gegensatz auf folgende Formel bringt: ‚Die Seele des Impressionisten: mikrokosmisches Bild des Makrokosmos. Die Seele des Expressionisten: neuer Makrokosmos. Eine Welt für sich. Expressionistisches Weltgefühl ist explosiv. Es ist ein autokrates [sic!] Gefühl des Selbstseins‘ (77).

Es ist müßig, ergründen zu wollen, was hier ‚autokrates Gefühl des Selbstseins‘ bedeutet, was ‚Überbildung‘ außer einer pedantisch engen fachlichen Ausbildung vielleicht noch ist, ob es wirklich die Aufgabe der Hochschulen unserer Zeit ist, ‚Kerle‘ zu erziehen, und falls das ihr wahres Ziel darstellt, wie sie es erreichen können. Jenseits aller propagandistischen Absichten handelt es sich hier, wie so oft bei Demagogen, um ein ernstes und wichtiges Problem, worauf nicht näher eingegangen wird: was ist die Aufgabe der Hochschulen heutzutage? Ist bloße Nachfolge jemals mehr als Phantasterei? Was bedeutet die überlieferte Kultur seines Volkes dem Einzelnen, z. B. dem Arbeiter, im 20. Jahrhundert, was kann sie ihm noch bedeuten, der unter ganz anderen Umständen aufgewachsen ist als unter einer Regierungsform vergangener Zeiten, etwa dem aufgeklärten Despotismus Weimarscher Prägung?

Ohne es vielleicht bewußt zu erstreben, gibt Goebbels selber eine Antwort auf diese Frage, besonders im ersten Teil seines Romans. Die großen Menschen aus der Vergangenheit sind zu Namen geworden, zu willkürlich aus dem Zusammenhang gerissenen Zitaten, sozusagen zu eingefrorenen Guthaben, womit man hier und jetzt wenig Anspruch auf Eigentum und allerhöchstens den Anschein des Besitzes erwerben kann. Auf die Gefahr hin, pedantisch zu wirken, führe ich das Bildungsgut an, womit der Verfasser Michaels Innenleben ausstattet: Beethoven (47, 80, 91), Brahms (25, 37), Dostojewskij (33, 34, 47 und passim), Droste-Hülshoff (31, 33, 37), Dürer (73),

Feuerbach (84), Goethe (10, 14, 17, 18, 47, 76, 77, 78, 158 und passim), Hebbel (84), Keller (43, 44), Liliencron (115), Michelangelo (47), Nietzsche (12, 13, 45, 51, 154, 158 und passim), Scheffel, Ekkehard (38), Schiller (18, 77), Schubert (25, 80), Schwind (62, 84), Spitzweg (84), Richard Wagner (57), Hugo Wolf (25, 80). Daß Goebbels Heine kennt, aber nicht anführen will, zeigen seine Zitate, die Griechenland und das Meer betreffen (9, 51, 54); auch Tollers Ausdruck ‚Masse Mensch‘, der Titel eines Tollerschen Dramas, wird unverbindlich erwähnt (119), ohne namentlichen Hinweis oder Quellenangabe. Das ist verständlich, und es ist ebenso verständlich, wenn auch tragisch und ironisch, daß zwar Scheffels ‚Ekkehard‘ auftaucht, aber nicht Deutschlands großer Aufklärer Lessing, der über bloße Aufklärung hinausging, und daß auch die Dichter, die im 19. Jahrhundert die deutsche Tradition weiterführten, versunken scheinen: Kleist, Büchner, Hölderlin, Hoffmann, Mörike, Platen, Meyer, George, Hauptmann.

Goethe ist anwesend, aber immer wieder als der junge Goethe aus Frankfurt, während der reife Goethe ausdrücklich als zu ‚rund‘ oder ausgeglichen abgelehnt wird (47). Frankfurt, Sturm und Drang, ja; Weimar, die Klassik und Selbsterziehung, nein. Wie sich auch hier zwischen Goethe und Nietzsche Dostojewskij schiebt. Aber nicht der Dostojewskij, der den Aljoscha Karamasoff schuf, sondern der Schöpfer des Fürsten Myschkin, dieses aufs höchste umdüsterten Menschen. Deutsche Dichter, die am eigenen Leibe die Umdüsterung erlebten, kommen nicht in Betracht. Statt dessen wird der große russische Dichter ins Blickfeld gestellt, gerade insofern er, kein Deutscher, an verborgene Tiefen rührt. [...]“ (S. 492/497)

„[...] Zahlreiche antiparlamentarische Äußerungen sind selbstverständlich und können hier übergangen werden, wenn sie auch besonders im zweiten und abebbenden Teil des Romans so viel Raum einnehmen, daß das Gerüst, Michaels Lebensbeschreibung, sie nur mühsam trägt, und sich sozusagen alle Balken biegt. Hier schwebt dem Verfasser vielleicht der zweite gesellschaftskritische Teil von Goethes ‚Werther‘ vor, nur daß das Fräulein von B. diesmal kennzeichnenderweise Agnes Stahl heißt.

Antisemitische bzw. antijüdische Ausführungen sind ebenfalls selbstverständlich und zahlreich. Problematisch werden sie dadurch, daß der aus einer streng katholischen Familie stammende Verfasser sich zu einer Auseinandersetzung mit der Gestalt des Heilands getrieben fühlt. Denn Michael (Goebbels?) versucht sich an einem Jesus-Drama, möchte Geistlicher sein und einfachen Menschen die Bergpredigt erklären (57). All dies klingt echt, wenn auch anmaßend. ‚Ich halte Zwiesprache mit Gott ... Ich ringe mit mir selbst um einen anderen Gott‘ (31). ‚Das Christentum ist eine Sache für Aristokraten, keine Religion für viele, geschweige für alle‘ (33). Später hält Michael ‚Zwiesprache mit Christus‘. Er glaubt, ihn überwunden zu haben, läßt sich aber immer wieder durch denjenigen fesseln, der die Händler aus dem Tempel peitschte, durch den Vorkämpfer gegen die Heuchelei einer untergehenden geldgierigen Kaufmannskaste und gegen die Überheblichkeit des Intellekts. Eine Woche später heißt es dann: ‚Christus ist die Liebe‘ (51). Und vier Tage darauf: ‚Der Gedanke ist in Marsch gesetzt‘ (52), als Michael an sein Drama geht. Gerade danach erscheinen ihm die Juden als ganz besonders abscheulich, so daß es plötzlich klar wird: ‚Jesus kann gar kein Jude gewesen sein. Das brauche ich gar nicht wissenschaftlich zu beweisen. Das ist so!‘ (58). Von diesem Punkt aus genügt ein einziger Schritt, um Christus im Olymp darstellen zu wollen, Christus als Gegenspieler von Zeus, im Schatten Ibsens ‚eine grandiose Idee‘ (60). Bemerkenswerterweise finden sich grade hier typisch Heinesche Meereszenen, auch Betrachtungen über Kinder und das mütterliche Element. Erst später kommt Michael darauf, daß in Wirklichkeit Christus der Gegenspieler von Marx ist, und daß die Bibel keine gültige Lösung bieten kann, weil die Lösung für unsere Zeit

in Deutschland und nur dort zu finden ist, in einer deutschen, von Deutschen erlebten Form der Bergpredigt. Welche Pervertierung in dem Ausspruch: ‚Wieder komme ich zu Christus. Die deutsche Gottfrage ist nicht von Christus zu trennen. ... Wir werden auch im Religiösen einmal herrlich erwachen. Bis dahin suche jeder seinen Gott auf seine Art. Aber man soll den breiten Massen selbst ihre Götzen lassen, bis man ihnen ihren Gott geben kann‘ (145). Das Perverse liegt hier in einer teuflischen Mischung von Toleranzideen aus dem 18. Jahrhundert mit dem Bestreben und Anspruch, den Massen einen Gott zu ‚geben‘, wobei noch Anklänge an das Nazi-Schlagwort ‚Deutschland, erwache!‘ auftauchen.

Der Ton im ‚Michael‘ erinnert immer wieder an Nietzsche. Nicht nur, weil immer wieder etwas oder jemand ‚überwindet‘ oder überwunden wird, sondern weil auch ganz spezifische Nachklänge in Erscheinung treten. ‚Wenn es in Dir nicht brennt, wie kannst Du anzünden?‘ (12) wird zum wörtlich angeführten Zitat: ‚Flamme bin ich sicherlich!‘ (54). Die Antithetik aus Nietzsches ‚Mittagsandacht‘, die ausdrücklich erwähnt wird (13), kehrt in einem der vielen eingestreuten Gedichte wieder: ‚Tiefste Lust wird tiefster Schmerz‘ (45) und danach: ‚Lust ist Qual‘ (79). Nietzsches Parallelkonstruktionen biblischer Art sind nachgeahmt, etwa in Eintragungen wie: ‚Ich suchte im Geist und fand den Weg nicht. Wir müssen den Geist überwinden. Ich suchte in der Arbeit und fand den Weg nicht. Wir müssen die Arbeit läutern‘ (147). Gleich darauf: ‚Ich habe Iwan Wienurowsky zu Boden getreten: in ihm überwand ich den russischen Menschen. Ich habe mich selbst erlöst: in mir machte ich den deutschen Menschen frei ... Panslawismus! Pangermanismus!‘

Das ist lapidarer Stil, aber warum wirkt dieser lapidare Stil hier wie Gips? Nicht nur, weil es der Leser allzu offensichtlich mit einer Imitation zu tun hat, die noch dazu brüchig ist, sondern weil die Schätze aus dem Gedankengut von Goebbels' Vorgängern so wild gemischt herumliegen, daß wirklich bestehende und ursprüngliche Werte nicht zur Geltung kommen, daß sich solche Werte gegenseitig aufheben, und daß sie dadurch parodistisch bis zum Punkt der Perversion wirken, parodistisch in der Form, pervertiert in der Idee. Dies ist die Funktion und Lektion von ‚Michael‘. Drei Beispiele mögen genügen.

1. ‚Ferne wächst in mir.‘ (Nietzschisch)  
 ‚Gib mir, o Gott, zu sagen, was ich leide!‘ (Goethe)  
 ‚Ich lese Nietzschepredigten, die ‚Fröhliche Wissenschaft‘.‘ (Vico?)  
 ‚Christus ist das Genie der Liebe.‘ (Chateaubriand?)  
 (Diese Zeilen finden sich in diesem Nacheinander in ‚Michael‘, 51)
  2. ‚Wir russischen Revolutionäre haben uns ein Ziel gesetzt: den freien Menschen auf der freien Erde‘ (76).
  3. ‚Credo, ergo sum‘ (25).
- Die innere Brüchigkeit des ersten Beispiels bedarf keines Kommentars. Das zweite Beispiel pervertiert auf geradezu schauerliche Weise den Anlaß zum ‚schönen Augenblick‘ aus ‚Faust II‘: ‚auf freiem Grund mit freiem Volke stehn‘. Das dritte Beispiel bietet den Schlüssel zum Problem, wie eine Tradition, der äußerlich die Treue gewahrt und bestätigt wird, gerade durch solch rein äußerliche Anerkennung verraten werden kann. Beim ‚Credo‘ klingt in diesem Satzrhythmus das ‚quia absurdum‘ nach; ‚ergo sum‘ fordert das ergänzende ‚cogito‘. Die beiden verstümmelten Zitate stehen für ehrwürdigste europäische Traditionen. Dadurch daß Goebbels sie verstümmelt, entsteht Sinnlosigkeit, Un-Sinn in der wahren Bedeutung des Wortes. Stellt man aber die nicht angeführten Teile der Zitate zusammen, so ergibt sich ein Zugang zu der Trümmersammlung, der allgemeinen und der literarischen, aus der Zeit des Dritten Reiches: ‚Cogito, quia absurdum.‘“ (S. 498/501)

## 8. Ideologische Sprachverwendung und kommerzieller Zynismus

Das dritte Beispiel für 'Lesen gegen den Strich' im Zusammenhang mit dem 'Werther' entstammt einem Magazin<sup>62</sup>; es handelt sich um einen sog. popularwissenschaftlichen Sachtext, der aber mit unserem Leitthema in direkter Verbindung steht. Über das Rokoko lesen wir dort: „Die Geliebte steht hoch im Kurs. Wer keine hat, muß sie erfinden, um gesellschaftlich zu reüssieren. Die Mätresse wird vorgezeigt, nicht verheimlicht. Sie ist nicht nur Statussymbol des männlichen Besitzers, sondern Epochenidol [...]. Für die Mädchen aus den Elendsquartieren bietet sich hier die große, so ziemlich die einzige Aufstiegschance, der Weg nach oben, zum angenehmen Leben, zu Ansehen, zu Macht.“ Wird man hier etwa mit Engels Bemerkungen zur Lage der Arbeiterinnen (in England)<sup>63</sup> grimmig-kritisch reagieren wollen, so erkennt man sehr bald den Zynismus, wenn man weiter liest: „Natürlich muß man Glück haben oder dem Glück nachhelfen, um nach oben zu gelangen“, erst recht, wenn von Emanzipation gesprochen wird: „Für das 18. Jahrhundert stimmt die Formel von der Frau als Ausbeutungs- und Lustobjekt nicht mehr [sic!]. Sie emanzipiert sich, nicht im Beruf, aber in der Liebe, sie entwickelt eigene Initiative, ist Geliebte und Liebende.“

Die Bedeutung dieses Begriffs von Gesellschaft entlarvt sich vollends in dem folgenden Satz aus diesem zutiefst ideologischen und ein ganz bestimmtes Kunst- und Geschichtsbild vom 18. Jahrhundert suggerierenden Text: „Man sollte die Bilder nicht sozialkritisch interpretieren, etwa als Protest gegen Ausbeutung und Unterdrückung der Frau. Die Hausmagd (auf einem Bild von Chardin) ist mit ihrer Existenz einverstanden.“

So liest man denn auch die Schlußsätze „mit anderem Bewußtsein“: „Vermutlich begriff sie [gemeint ist die Malerin und Goethe-Freundin Angelika Kauffmann] im Sinne Goethes und des eben beginnenden Klassizismus den Kult der Veste als Symbol dafür, daß die Frau dazu berufen sei, über der Flamme des Lebens zu wachen“ (Anm. 62, S. 18).

Wir stellen dem die Worte einer Sozialpsychologin<sup>64</sup> entgegen: Die letztendlich produktionsabhängige Rollenerwartung an die Frau verlangt spezifische, „als weiblich charakterisierte Verhaltensweisen: Unterdrückung von Aggressionen, Glättung, Passivität“.

(62\*) Zeit-Magazin Nr. 1/2 vom 5. Januar 1973: Sello, Gottfried: Die Schäferidylle vor der Revolution. S. 12/17/18.

(63) Engels, Friedrich: Die Lage der arbeitenden Klasse in England 1845. Jetzt leicht greifbar in: dtv 6012. — Vgl. a. Adorno, Th. W.: Minima Moralia. 2. Teil (1945). Nr. 9: „Seit ich ihn gesehen“: „Der weibliche Charakter ist ein Abdruck des Positivs der Herrschaft. Damit aber so schlecht wie diese. Was überhaupt im bürgerlichen Verblendungszusammenhang Natur heißt, ist bloß das Wundmal gesellschaftlicher Verstümmelung.“ (Aufschlußreich, einmal die poetisch kodierte Sprache Adornos in den 'Minima' auf Jargon hin zu untersuchen!)

(64) Neumann-Schönwetter, M., in: Sozialisationsforschung. Fischer Bücherei 6503, S. 123, Zitat leicht verändert.

## 9. Zusammenfassung:

### Der Kunstcharakter des 'Werther'

Zum Schluß wollen wir uns noch einmal die Frage nach dem Kunstcharakter des 'Werther' vorlegen. Hypothetisch lassen sich schon jetzt folgende Feststellungen treffen:

Gemessen an der Breite der Rezeptions- und Wirkungsgeschichte ist der 'Werther' ein 'lebendiges Werk'.

— Die wechselseitige Inanspruchnahme und Ideologisierung besagt nicht nur nichts über seinen Kunstcharakter (negativ), sie scheint vielmehr auf ihn hinzuweisen.

— Die Abweichung und der Widerstand zu Zeitformen und zeitgemäßen Gattungen gilt auf den verschiedensten Ebenen: in einer durchaus eigenen Bildstruktur / in der Tendenz zu Neubildungen — bis in die Makrostruktur hinauf: Der 'Werther' ermöglicht eine neue Gefühlskultur; eine eigene 'Werther'-Sprache — semiotisch! — bildet sich heraus: Die fast beispiellose Rezeption des Werks in seiner Zeit ist zugleich auch Beweis eines hohen Innovationsfaktors.

Tatsächlich gewinnt die 'Sprache des 'Werther'', je mehr sich der Roman seinem Ende nähert, immer stärker an Eigengewicht; Blackall<sup>65</sup> spricht von Goethes zielbewußtem „Fortschreiten von Klopstock über Ossian zu einer Sprache von überraschend persönlicher Eigenart und Intensität“: Überall spürt man die „bewußte, persönliche Nutzung wertvoller Möglichkeiten“. Die durch die (neue) 'Perspektive aus dem Innern' sich folgerichtig ergebende Zurücknahme zeitgenössischer Sprachmöglichkeiten verschmäh — und diese Reduktion ist nicht unwesentlich — nachdrücklich die überlegenen Erzählmöglichkeiten, wie sie, als Reaktion auf die neuen „Seelenbestände“ (Kahler<sup>66</sup>), insbesondere Lawrence' Sterne im 'Tristram Shandy', aber auch schon Fielding bereitstellten. Es gilt auch dies zu bedenken: Wie anlässlich der Textanalyse bemerkt wurde, liegt die Ähnlichkeit zwischen der 'fonction émotive' und der 'fonction poetique' im 'Werther' in der Tendenz, das Subjekt zur Geltung zu bringen und — bis zur Aufgabe zugrundeliegender grammatischer Tiefenstrukturen — den individuellen Zugriff im Akt der Benennung frei verfügbar zu halten: Die virtuelle Anwesenheit des gesamten lexikalischen Systems erweckt den Eindruck, als erweitere sich das Sprachsystem im Akt des jeweiligen Benennens ständig; die Innovation beruht zu einem beträchtlichen Teil auf der Spannung zwischen semantischer Veränderlichkeit und Stabilität (Konvention), dennoch aber muß gerade der Unterschied zwischen beiden Sprachverwendungsweisen beachtet werden: Über die durch die Emotionalität des Sprechens hervorgerufene Aufmerksamkeit des Lesers für den Seelenzustand des sich äußernden Sub-

(65) Blackall, Eric A.: Die Entwicklung des Deutschen zur Literatursprache 1700—1775. Stuttgart 1966, S. 390 ff., bes. S. 391/392.

(66) Kahler, Erich von: Die Verinnerung des Erzählens. In: Untergang und Übergang, Essays. (Jetzt) dtv 638, S. 52 ff.

jektes (Werthers) schlägt das Interesse für das Zeichen selbst (Superstruktur) entscheidend zu Buche<sup>67</sup>.

Aufgrund seiner Textleistung also muß der ‚Werther‘ als ein Text mit hohem Innovationswert veranschlagt werden; als vermitteltes (und somit veränderbares) Phänomen zeichnet er sich nicht zuletzt dadurch aus, daß er über diese Vermittlungen hinaus stets für neue Rezeption offen ist — das kann u. a. nur dann geschehen, wenn die semantische Tiefenstruktur eine solche Freiheit des Zugangs nicht verstellt (s. o.).

Entscheidend aber ist die über die Interessenlagen der Zeit und seines Autors wie vieler Interpreten hinausführende ‚Überschuß-Qualität‘ des ‚Werther‘; gerade der ‚Werther‘ ist Beispiel dafür, daß Literatur — als Kunst — ideologisch-scheinhafte und konkret-utopische Momente enthält:

Goethe überholt in diesem Werk das literarische Rokoko ebenso wie die pietistische Erbauungsliteratur, allerdings verweigert er sich der von der Aufklärung gesetzten Entwicklungslinie in gewisser Weise — wir fassen auch dieses Phänomen unter dem Begriff der ‚Abbiegung‘. Der Widerspruch zwischen dem historisch Möglichen und dem Prinzip des wahren Lebens (vgl. Brief vom 12. August) bleibt unaufgelöst: Die Zurücknahme der gesellschaftspolitischen Analyse, wie sich in einzelnen Briefen (24. Dez./24. März) andeutet, in privatistische Verengung hat den grimmigen Vorwurf von Engels eingehandelt<sup>68</sup>; zwischen dem „gekreuzigten Prometheus“ und dem „Schmerzmann“ — und dem „schwärmerischen Tränensack“ scheint kein Übergang denkbar.

Wohl vertritt Werther den Anspruch unseres wahren Lebens gegenüber dem etablierten Sein, gerade hier aber, in einer so verstandenen anthropologisch-werthafter Auffassung des ‚Leidens und Leids‘ bleibt eine letzte Form der ‚Abbiegung‘ über-schüssig: Werthers Bewußtsein der Unheilbarkeit paktiert am Ende mit dieser<sup>69</sup> — sein Untergang Preis dieser Erkenntnis?

Die zu Beginn aufgeworfene Frage, ob es sich angesichts der Wirkung und Rezeption (Plenzdorf!) des ‚Werther‘ in unserer Zeit um ein Mißverständnis handele, kann nun beantwortet werden:

1. Die Wirkung des ‚Werther‘ beruht darin, daß er Wiedererinnerung darstellt, „Dingen seine Stimme leiht, die normalerweise verschwiegen werden“<sup>70</sup>

(67) Zu diesem Zusammenhang etwa Mukařovsky, Jan: Die poetische Benennung und die ästhetische Funktion der Sprache (zuerst 1938). In: Kapitel aus der Poetik, edition suhrkamp 428, S. 44—54; auch Schmidt, S. J.: Ästhetizität. Bayerischer Schulbuchverlag, München 1971, S. 30 ff.

(68) Vgl. Materialenteil, S. 159 ff.

(69) Adorno, Th. W.: Minima Moralia. 2. Teil, Nr. 58: Die Wahrheit über Hedda Gabler. Bibliothek Suhrkamp, 1971, S. 117.

(70) Marcuse (Anm. 10), S. 81.

Zu diesem Problemkreis: Scheler, Max (Materialenteil, S. 184 f.). — Plessner, Helmuth: Philosophische Anthropologie — Leben und Weinen. Das Lächeln. Anthropologie der Sinne. Fischer 1970, S. 128 ff. — Ders.: Soziale Rolle und menschliche Natur. In: H. P. Diesseits der Utopie. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1966, S. 23 ff. — ‚Der leidende Mensch‘. Personale Psychotherapie in anthropologischer Sicht, hrsg. von E. Michel / A. Sborowitz. WBG<sup>3</sup>1969 (= Wege der Forschung 10).

— nur auf diesem Hintergrunde erhält die wiederholte Auseinandersetzung mit dem ‚Werther‘ ihre ‚Berechtigung‘ und entzieht sich dem Vorwurf eines rückwärts gewandten Eskapismus.

2. Tatsächlich ist die Negation durch die Form wenn nicht utriert, so doch ‚gezügelt‘: Der Widerspruch ist schon immer ‚gebrochen‘, sublimiert (s. o.).

3. Für die Rezeption des ‚Werther‘ gilt es zu bedenken: Wer den Modell-Charakter des ‚Werther‘ dahin gehend versteht — und damit den ihm möglichen Bewußtseinsstand hinter sich läßt —, daß er sich in den Gedanken einer aus den historisch-sozialen Wurzeln der Zeit resultierenden Entfremdung, die den Gegensatz zwischen Rollen-Sein und eigenem Selbst-Sein heraustreibt, einläßt, der spricht durchaus (und nach wie vor) „der deutschen Innerlichkeit aus der Seele“ (H. Plessner), kündigt damit gerade mögliche Veränderung auf.

Werther selbst war sich seines gestörten Rollenverhaltens als eines Symptoms für bestimmte Störungen in der normativen Struktur der Gesellschaft (Dreitzel) klar: „Ich bin erstaunt, wie ich so wissentlich in das alles, Schritt vor Schritt, hineingegangen bin! Wie ich über meinen Zustand immer so klar gesehen und doch gehandelt habe wie ein Kind, jetzt noch so klar sehe und es noch keinen Anschein zur Besserung hat“ (Brief vom 8. August abends). Nicht erst die versteckte Anspielung an Römer 7, 19 („Denn das Gute, das ich will, das tue ich nicht; sondern das Böse, das ich nicht will, das tue ich“) verbürgt die Wahrheit, daß Individuation, von Werther als Leiden erfahren, „gesellschaftliches Gesetz ist“ und dies einzig individuell Gesellschaft erfahrbar macht (Adorno: Ästhetische Theorie).

Im Anerkennen, daß in den Formen der *Abbiegung* des sich zu seiner Rolle verstehenden Menschen zugleich (die) *Freiheit* der *Selbstverwirklichung* mitgesetzt ist, und im (An-)Erkennen des radikal anderen im ‚Werther‘ liegt die Qualität zeitgemäßer ‚Werther‘-Lektüre und ‚Werther‘-Rezeption.

## BII. Materialien und Texte zur ‚Werther‘-Rezeption und ‚Werther‘-Wirkung

### 1. Inhaltsübersicht: Begründung der Auswahl und des Verfahrens

Einem Mißverständnis ist angesichts einer Rezeptions- und Wirkungsgeschichte vorzubeugen: Nicht um „eine recherche de la paternité“, um ein „unmäßiges Schwelgen in Ursprüngen, Pauschalentwicklungen und Längsschnitt-Einflüssen“ (S. Kracauer)<sup>71</sup> kann es ihr zu tun sein, vielmehr sind die folgenden Texte, Materialien und Hinweise so angeordnet, daß sie die Widerständigkeit und Gegenläufigkeit der Rezeptionsgeschichte des ‚Werther‘ ebenso belegen wie die sozusagen unterirdisch sich fortsetzende Wirkung: Hebbels Tagebuch ist ein schlagendes Beispiel für diesen Prozeß; da diese Zeugnisse bisher wenig be-

(71) Kracauer, Siegfried: Geschichte — Vor den letzten Dingen. Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 11, Frankfurt/Main 1973, S. 211 oben.

kannt sind, wird ihnen ein breiterer Platz eingeräumt. Nicht selten auch bestimmt sich gerade in der Auseinandersetzung mit dem ‚Werther‘ als einem Roman Goethes das Selbstverständnis einer literarischen Epoche oder einer Einzelpersönlichkeit; in diesem Sinne wären zahlreiche nicht aufgenommene, manchmal nur im Aphorismus oder in einer versteckten Briefstelle geäußerte Stimmen für die verborgene Geschichte der Literatur und ihrer Wirkung von Belang: auch in dem von Kafka 1911 bemerkten Sinne, wonach „Goethe [...] durch die Macht seiner Werke die *Entwicklung der deutschen Sprache* [Hervorhebung: K. H.] wahrscheinlich *zurückhalte*, denn „wenn sich auch die Prosa in der Zwischenzeit öfters von ihm entfernt, so ist sie doch schließlich [...] *mit verstärkter Sehnsucht* [Hervorhebung: K. H.] zu ihm zurückgekehrt“<sup>72</sup> (S. 212). Kafkas Tagebuch-Eintragungen beweisen in fast bestürzender Weise das psychologische Moment der Wirkung von Literatur: „Ich glaube, diese Woche ganz und gar von Goethe beeinflusst gewesen zu sein, *die Kraft seines Einflusses eben erschöpft zu haben und daher nutzlos geworden* [Hervorhebung: K. H.] zu sein“ (S. 241); in Kafkas Tagebuch findet sich auch — ohne jeden Zusatz! — das Kestner-Jerusalem-Zitat, das Goethe in seinen Roman einfügte: „Dürfte ich Ew. Wohlgeboren wohl zu einer vorhabenden Reise um Ihre Pistolen gehorsamst ersuchen?“ (S. 660)<sup>73</sup>. Wirkung besagt hier durchaus: „So oft, so leidenschaftlich haben wir (damals) jene Szenen in unser Leben hineingelebt. Wir haben unsere Gefühle daran geformt und unseren Stil, es hat uns Bilder gegeben für unsere Träume und ein erstes lyrisches Vorgefühl der wahrhaften Welt: es ist nicht wegzudenken aus unserem Leben, aus unserer Jugend“ (Stefan Zweig über ‚Niels Lyhne‘, den ‚Werther‘ unserer Generation — so Zweig!).<sup>74</sup>

Nur gestreift werden können in der nachfolgenden Sammlung die zahlreichen Belege für den Zusammenhang: der ‚Werther‘ und die sich entwickelnde deutsche und außerdeutsche (Madame de Staël, die den ‚Werther‘ allen andren Werken Goethes vorzog) Roman-Theorie; Friedrich Schlegel und vor allem Friedrich Blankenburg stehen stellvertretend für viele; Blankenburgs Essay stellt den bedeutenden Einsatz dar, deshalb wurde er relativ ausführlich geboten. Die in Kapitel III abgedruckten Auszüge aus Sophie La Roche: ‚Das Fräulein von Sternheim‘, bestätigen vom Wirkungsästhetischen her die nach wie vor (trotz des ‚Werther‘) unsichere Stellung des Genres Roman gegenüber dem verpflichtenden Vorbild Trauerspiel — ‚Emilia Galotti‘, ‚Miß Sarah Sampson‘ —, aber auch dem Trivialroman gegenüber: „Als der empfindsamen Trauerspiels erreicht hat, setzt er beide Gattungen zugleich historisch ins Unrecht.“<sup>74</sup> Das Erscheinungsjahr des ‚Werther‘ (Kapitel II) läßt uns

(72) Kafka, Franz: Tagebücher. Gesammelte Werke, hrsg. von M. Brod. S. Fischer, 1954.

(73) Zweig, Stefan: Jens Peter Jacobson, Niels Lyhne. In: Der magische Schrein. Paul List, München 1956 (TB 67), S. 170.

(74) Schmidt, Hartmut: Goethes ‚Werther‘ als Schule der Leidenschaften, Werther-Rezensionen im Horizont der Popularästhetik um 1775. In: Insel-Almanach auf das Jahr 1973. Frankfurt/Main 1972, S. 75.

in der Vielstimmigkeit und Farbigkeit der Urteile und kritischen Stimmen einen geradezu idealen Einblick in den Literaturbetrieb einer vergangenen Epoche gewinnen, freilich unter der Maßgabe der Zeit, nach der Beschäftigung mit Literatur privilegiert war, ohne daß hier allerdings starre Festlegungen am Platze wären; die Auszüge aus Brufords Sozialgeschichte bestätigen das.

Das 19. Jahrhundert zeigt eine von Divergenzen und Widersprüchen, ja Auflehnungen gegen das Vorbild Goethe nicht freie Entwicklung: Heines gewichtiges Wort vom „Ende der Kunstperiode“ markiert hier einen Einschnitt, während Friedrich Engels in seiner grimmig-kritischen Besprechung einer der typischen Arbeiten der bürgerlichen Goethe-Philologie des Jahrhunderts (Grün) zugleich eine scharfsinnige Analyse des ‚Werther‘ mitliefert, ein frühes Dokument einer Auseinandersetzung auf sozialkritischem Hintergrund! Engels nimmt nicht nur entscheidende Fragestellungen, wie sie in jüngster Zeit besonders von H. Marcuse (wieder) aufgegriffen wurden, vorweg, die Engelsche Analyse übertrifft in ihrer Vereinseitigung zugleich die weit ausgebreitete Darstellung Georg von Lukács'. Heine und (Marx/)Engels sind auch insofern für die Literaturkritik von erhöhter Bedeutsamkeit, als in ihren Schriften sich eine Lösung von der (Sprache der) klassischen Ästhetik in ihrer einseitig philosophischen Ausrichtung vollzieht; die Philosophie Hegels stellt hier, was an diesem Ort nicht näher ausgeführt werden kann, eine Art Wendemarke dar<sup>75</sup>.

Eine Zusammenstellung der oft widersprüchlichen Rezeptions- und Wirkungsgeschichte muß auch die (Schul-)Literaturgeschichte in ihrem (Vor-)Urteile prägenden Einfluß beachten (Kapitel II, 4.) beachten; hier tut sich ein folgenreicher Zusammenhang auf: Das (bürgerliche) Goethe-Verständnis hat tiefe Wirkung auf das Verständnis von Literatur überhaupt; Mißverständnis wie ausgewogenes Urteil lassen sich bis in die 50er Jahre unseres Jahrhunderts verfolgen: Bielschowsky, den Thomas Mann genau kannte, prägt das offizielle Bild um die Jahrhundertwende, Gundolf das Goethe-Bild des George-Kreises, Korff erlebt in den 50er Jahren eine ebenso erstaunliche wie aufschlußreiche Renaissance, Trunz und Staiger liefern — anders als Schöffler — eine Art Totalinterpretation, die freilich nicht zuletzt deshalb dem Ideologie-Verdacht anheimfällt, weil sie ihre Prämissen nicht hinlänglich reflektiert, zumal die Vor-Entscheidungen, welcher Methode, welchem Zugang sie das Primat zuerkennt; somit ist die Rezeptions- und Wirkungsgeschichte des ‚Werther‘ immer zugleich auch Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft und ihrer Methoden<sup>76</sup>.

Den Abschluß dieses Kapitels bilden Auszüge aus Literaturgeschichten und Kommentaren zum ‚Werther‘, die der DDR entstammen und beweisen, wie genau man dort an Engels anschließt; im Jargon dieser Literaturbetrachtung und Literaturkritik werden zudem ideologische Sprachmuster evident.

(75) Vgl. dazu ‚Der literarische Vormärz‘ (Anm. 43) passim.

(76) Vgl. Materialenteil Kap. III 4.

Nur unvollkommen kann im Kapitel ‚Wirkungsgeschichte‘ (— der literaturimmanente Ansatz —) jene fortwirkende ‚unterirdische‘ Beeinflussung nachgewiesen werden; Alle hier aufgeführten Texte stehen in einem stets mitzuliesenden Kontext; der Beitrag des ‚Werther‘ zur Verinnerung des Erzählens ist vom Werk der Romantiker über Rilkes ‚Malte‘ bis hin zu Musils Tagebüchern ebenso hoch anzusetzen wie jener schon erwähnte Einfluß auf die Literaturkritik von Blankenburg bis R. Baumgart; von besonderem Interesse sind hier die Kritiken bedeutender Dichter in der Nachfolge Goethes: Fontane und vor allem Thomas Mann.

Innerhalb der lebenslangen Auseinandersetzung Thomas Manns mit dem Werk und der Persönlichkeit Goethes spielt der ‚Werther‘ eine hervorragende Rolle im Identifikationsprozeß des Dichters: Dem ‚Werther‘ wird Hanno Buddenbrook, dann der ganze Roman zugeordnet, dem ‚Zauberberg‘ der ‚Wilhelm Meister‘, dem ‚Faust‘ ‚Dr. Faustus‘; „der Verfasser des ‚Werther‘ lebte so weiter wie der Schilderer des Hanno Buddenbrook“, das ist eine durchaus psychologisch zu interpretierende (Stil-)Figur und Formel, die bei Thomas Mann immer wieder auftaucht, auch in ironisch-gespanntem Verhältnis: „Goethe wußte vom Werther mehr, als er von ihm war, er hätte sonst nicht fortleben und -wirken können. Und der jugendliche Autor des Thomas Buddenbrook heiratete wenige Jahre, nachdem er ihn zum Sterben geleitet“ (in der wichtigen Auseinandersetzung mit dem Grafen Keyserling ‚Über die Ehe‘)<sup>77</sup>. Der Wirkung des ‚Werther‘ auf Thomas Mann muß aber noch in anderer Weise nachgedacht werden: ‚Werthers Schatten‘ ist im Schlußkapitel des ‚Tod in Venedig‘ anwesend, die Konzeption der Novelle ist im Zusammenhang mit dem ‚Werther‘ zu sehen<sup>78</sup>.

Auf die 200jährige Rezeptions- und Wirkungsgeschichte des ‚Werther‘ haben gegenwärtiger Literaturbetrieb und Buchmarkt in ihrer Weise reagiert: Der für eine ‚Werther‘-Ausstellung verfaßte Essay ‚200 Jahre Werther‘ von Jörn Göres findet sich nicht nur als „Nachwort“ der Ausgabe des ‚Werther‘ in der neuen Insel-Taschenbuch-Reihe, sondern auch im Insel-Almanach auf das Jahr 1973, der dem ‚Werther‘ gewidmet ist; für eine begleitende Lektüre sei auf den Almanach verwiesen, das Insel-Taschenbuch druckt den Essay von Georg Lukács ‚Die Leiden des jungen Werther‘ aus dem Jahre 1936, aus dem auch die nachfolgende Sammlung einen umfänglicheren Auszug bietet, ab, dazu die berühmten Kupfer von Daniel Chodowiecki und anderen<sup>79</sup>.

Das ‚Nachwort‘ von Göres ‚200 Jahre Werther‘ vermittelt in eins mit einer Übersicht über den „biographischen Hintergrund“ des Werks die sozusagen ‚offizielle‘ Wirkungs- und Rezeptionsgeschichte; der gesellschaftlich-historische

(77) Mann, Thomas: Über die Ehe. Brief an den Grafen Hermann Keyserling. In: Schriften und Reden zur Literatur, Kunst und Philosophie. Fischer-Bücherei MK 113, 1968, S. 250 f.

(78) Vgl. Lehnert: Th. Mann (Anm. 37), S. 127/128.

(79) Vgl. Insel-Taschenbuch 25 (1973).

Hintergrund wird kaum skizziert, ähnliches gilt auch für die 1972 erschienene ‚Geschichte des deutschen Romans‘ von H. Emmel<sup>80</sup>. Hartmut Schmidt macht in seinem leider sehr kurzen Beitrag auf den Zusammenhang der Liebes-Idee im ‚Werther‘ mit der Popularästhetik der Zeit aufmerksam — man vergleiche demgegenüber den Beitrag Schöfflers<sup>81</sup>. Der breite Raum, der Plenzdorf und der Diskussion um Plenzdorf belassen ist, erklärt sich nicht zuerst von der künstlerischen Qualität dieses Werks in der ‚Werther‘-Nachfolge, sondern von der Tatsache der Wirkung des ‚Werther‘ in dieser (literar-)historischen Lage her; daß im Streit um Plenzdorf in Ost und West zugleich entscheidende Momente des jeweiligen Literaturbetriebs hervortreten, ist eine erwünschte Neben-‚wirkung‘!

Der besondere Akzent der vorliegenden Sammlung von Texten und Materialien zur Rezeptions- und Wirkungsgeschichte des ‚Werther‘ liegt auf den in Kapitel III aufgeführten Zeugnissen: die mit Engels‘ Rezension beginnende ‚subversive‘, jedenfalls nicht nur literarhistorisch ausgerichtete Rezeptionsgeschichte, die von Lukács und F. Mehring fortgesetzt wird.

Vielleicht stellt jener fast aphoristische Reflex über den ‚Werther‘, den wir in Brechts Arbeitsjournal finden, eine Verlängerung und Wiederaufnahme der Engelschen Position dar —; Wirkung des ‚Werther‘ belegt sie, auch dort, wo man sie nicht vermuten sollte, allemal! Brecht reflektiert unter dem 24. 7. 1938 über den Begriff der *Décadence* und bezieht — aufschlußreich genug! — den ‚Werther‘ mit ein: „Es gibt begriffe, die deshalb so schwer zu bekämpfen sind, weil sie solche langeweile verbreiten um sich. so *Décadence*. natürlich gibt es so etwas wie eine literatur des abstiegs einer klasse. die klasse verliert da ihre schöne sicherheit, ihr ruhiges selbstvertrauen, sie verhehlt sich ihre schwierigkeiten, sie befaßt sich mit details [...] aber schon die werke, die ihren abstieg als abstieg kennzeichnen, können kaum noch als dekadent bezeichnet werden. das macht aber mit ihnen die absteigende klasse [...] und wenn die ‚Wahlverwandtschaften‘ nicht *décadence* sind, dann doch der ‚Werther‘!“<sup>82</sup>

Die Beiträge von Dreitzel, Lepenies und Mitscherlich erweitern den literarhistorisch-gesellschaftsbezogenen Aspekt ins Sozialpsychologische: in eine, wie wir meinen, notwendige ‚Leseweise‘ des modernen Lesers; sie stehen — und sollten auch so gelesen werden — durchaus in Verbindung mit Äußerungen aus der Werther-Zeit: hier besonders den beiden Textauszügen aus den ‚Frankfurter Gelehrten Anzeigen‘ (vor Erscheinen des Romans) und den Briefen des Jakob Michael Reinhold Lenz (1775 — nach Erscheinen des ‚Werther‘). Anders als Maximilian Klinger, dessen Roman ‚Faust‘ — die Materialien enthalten einen Auszug — den Leidensdruck in direkten Zusammenhang mit den

(80) Emmel, Hildegard: Geschichte des deutschen Romans. Bd. 1. Francke, Bern 1972, S. 133 ff.

(81) Vgl. Materialienteil Kap. III 4 — zu Schmidt (Anm. 74).

(82) Brecht, Bertolt: Arbeitsjournal. 1. Bd. 1938—1942. Suhrkamp, Frankfurt/Main 1973, S. 12.



sozialen und politischen Verhältnissen bringt<sup>83</sup>, verschiebt Lenz das Problem ins Individuelle und Irrationale — Abbiegungsphänomen auch dies —: „Eben darin besteht Werthers Verdienst, daß er uns mit Leidenschaften und Empfindungen bekannt macht, die jeder in sich dunkel fühlt, die er aber nicht mit Namen zu nennen weiß [...] Bedenkt ihr denn nicht [...] Daß Werther ein Bild ist, welchem vollkommen nachzuahmen eine physische und metaphysische Unmöglichkeit ist? Daß, eh ihr das aus euch macht, was er war, eh er anfangen zu leiden, und was er doch sein mußte, um so leiden zu können, euer halbes Leben hingehen könnte?“<sup>84</sup>

## 2. Integrationsversuche und künstlerische Sublimierung

2.1. Goethe, Aus einer Rezension in den ‚Frankfurter Gelehrten Anzeigen‘ (1772)<sup>85</sup>  
(Das besprochene Buch ist: ‚Gedichte von einem Polnischen Juden. Mitau, 1772‘. Goethe findet die Gedichte konventionell und leer. Er fügt ziemlich unvermittelt dann folgendes an:)

„Laß, o Genius unsers Vaterlandes, bald einen Jüngling aufblühen, der voller Jugendkraft und Munterkeit zuerst für seinen Kreis der beste Gesellschafter wäre, das artigste Spiel angäbe, das freudigste Liedchen sänge, im Rundgesang den Chor belebte, dem die beste Tänzerin freudig die Hand reichte, den neuesten mannigfaltigsten Reihen vorzutanzten, den zu fangen die Schöne, die Witzige, die Muntre alle ihre Reize ausstellten, dessen empfindendes Herz sich auch wohl fangen ließe, sich aber stolz im Augenblick wieder losriß, wenn er aus dem dichtenden Traum erwachend fände, daß seine Göttin nur schön, nur witzig, nur munter sei... Aber dann, o Genius, daß offenbar werde, nicht Fläche, Weichheit des Herzens sei an seiner Unbestimmtheit schuld, laß ihn ein Mädchen finden, seiner wert! Wenn ihn heiligere Gefühle... in die Einsamkeit leiten, laß ihn auf seiner Wallfahrt ein Mädchen entdecken, deren Seele ganz Güte, zugleich mit einer Gestalt ganz Anmut, sich in stillem Familienkreis häuslicher tätiger Liebe glücklich entfaltet hat; die Liebling, Freundin, Beistand ihrer Mutter, die zweite Mutter ihres Hauses ist, deren stets liebwirkende Seele jedes Herz unwiderstehlich an sich reißt... Ja, wenn sie in den Stunden einsamer Ruhe fühlt, daß ihr bei all dem Liebeverbreiten noch etwas fehlt, ein Herz, das jung und warm wie sie, mit ihr... nach all den goldenen Aussichten von ewigem Beisammensein, daurender Vereinigung, unsterblich webender Liebe fest angeschlossen hinstrebt — laß die beiden sich finden! Beim ersten Nahen werden sie dunkel und mächtig ahnden, was jedes für einen Inbegriff von Glückseligkeit in dem andern ergreift... Wahrheit wird in seinen Liedern sein und lebendige Schönheit, nicht bunte Seifenblasenideale... Doch ob's solche Mädchen gibt? Ob's solche Jünglinge geben kann?“

(83) Vgl. Materialenteil, Kap. III 2 a ‚Die gesellschaftliche Wirklichkeit‘.

(84) Lenz über den Werther 1775. Zit. nach: Hamburger Ausgabe (Trunz), Bd. 6 (Goethes Werke. Band VI. Christian Wegner Verlag, Hamburg 1963), S. 528; vgl. a. S. 137 f. ‚Waldbruder‘.

(85\*) Quellen und Daten zur Geschichte des ‚Werther‘-Romans. In: Goethes Werke. Band VI. Christian Wegner Verlag, Hamburg 1951 (zitiert nach 1963). Anmerkungen von Benno von Wiese und (für ‚Werther‘) Erich Trunz, textkritisch durchgesehen von Erich Trunz. S. 515 ff., für Text 2.11. S. 532.

2.2. Goethe an Lavater (26. April 1774)<sup>86</sup>

„... Ich will verschaffen, daß ein Manuskript Dir zugeschiedt werde. Denn bis zum Druck währt's eine Weile. Du wirst großen Teil nehmen an den Leiden des lieben Jungen, den ich darstelle. Wir gingen nebeneinander an die sechs Jahre, ohne uns zu nähern. Und nun hab ich seiner Geschichte meine Empfindungen geliehen, und so macht's ein wunderbares Ganze.“

2.3. Goethe an Sophie v. La Roche (Mai oder Juni 1774)<sup>86</sup>

„Sie werden sehn, wie Sie meinem Rad Schwung geben, wenn Sie meinen ‚Werther‘ lesen. Den fing ich an, als Sie weg waren, den andern Tag — und an einem fort! — fertig ist er.“

(Sophie v. La Roche war am 31. Januar 1774 von Frankfurt abgereist.)

Goethe an Sophie v. La Roche (Ende Mai 1774)<sup>86</sup>

„Meinen ‚Werther‘ muß' ich eilend zum Druck schicken.“

2.4. Goethe an Gottlieb Friedrich Ernst Schönborn (1. Juni 1774)<sup>86</sup>

„Allerhand Neues hab ich gemacht. Eine Geschichte des Titels ‚Die Leiden des jungen Werthers‘, darin ich einen jungen Menschen darstelle, der, mit einer tiefen reinen Empfindung und wahrer Penetration begabt, sich in schwärmende Träume verliert, sich durch Speculation untergräbt, bis er zuletzt durch dazutretende unglückliche Leidenschaften, besonders eine endlose Liebe zerrüttet, sich eine Kugel vor den Kopf schießt.“

2.5. Goethe an Charlotte Kestner (16. Juni 1774)<sup>86</sup>

„Adieu, liebe Lotte, ich schick' Euch ehstens einen Freund, der viel Ähnliches mit mir hat, und hoffe, Ihr sollt ihn gut aufnehmen — er heißt Werther...“

2.6. Aus Kestners Tagebuch (1772)<sup>86</sup>

„Le 9<sup>me</sup> Juin fut un bal à Volpertshausen, village à deux lieues de Wetzlar. Il était composé de 25 personnes. On s'y rendit le soir en carrosses et à cheval et on en revint le lendemain matin... Je partis à 7 heures du soir à cheval tout seul...“

(Ende Juni:) Nachher und wie ich meine Arbeit getan, geh' ich zu meinem Mädchen, ich finde den Dr. Goethe da... Er liebt sie, und ob er gleich ein Philosoph und mir gut ist, sieht er mich doch nicht gern kommen, um mit meinem Mädchen vergnügt zu sein. Und ich, ob ich ihm gleich recht gut bin, so sehe ich doch auch nicht gern, daß er bei meinem Mädchen allein bleiben und sie unterhalten soll...“

9. August. Morgens ging ich mit dem Dr. Goethe dem Lottchen entgegen. Sie begegnete uns jenseits Garbenheim... Nachmittags waren wir wieder bei ihr, lasen im Garten..., unterhielten uns... Dann ging ich mit Goethe nach Garbenheim... Unterwegs handelten wir ein ganzes System von des Menschen Bestimmung hier und dort ab; eine merkwürdige wichtige Unterredung...“

15. August... Ich ging mit Goethe noch Nachts bis 12 Uhr auf der Gasse spazieren. Merkwürdiges Gespräch, da er voll Unmut war und allerhand Phantasien hatte, worüber wir am Ende im Mondschein an eine Mauer gelehnt lachten.

16. August. Bekam Goethe von Lottchen gepredigt: sie declariert ihm, daß er nichts als Freundschaft hoffen dürfe; er ward blaß und sehr niedergeschlagen. Wir gingen aus dem Neustädter Tor spazieren...“

10. September. Mittags aß Dr. Goethe bei mir im Garten. Ich wußte nicht, daß es das letzte Mal war. . . Abends kam Dr. Goethe nach dem Deutschen Hause. Er, Lottchen und ich hatten ein merkwürdiges Gespräch von dem Zustand nach diesem Leben vom Weggehen und Wiederkommen usw., welches nicht er, sondern Lottchen anfangs. Wir machten miteinander aus, wer zuerst von uns stürbe, sollte, wenn er könnte, der Lebenden Nachricht von dem Zustande jenes Lebens geben. Goethe wurde ganz nie dergeschlagen, denn er wußte, daß er am andern Morgen weggehen wollte.

11. September. Morgens um 7 Uhr ist Goethe weggerast, ohne Abschied zu nehmen. . . Unter den Kindern im Deutschen Hause sagte jedes: „Doktor Goethe ist fort!“ . . . Nachmittags brachte ich die Billets von Goethe an Lottchen. Sie war betrübt über seine Abreise, es kamen ihr die Tränen beim Lesen in die Augen. Doch war es ihr lieb, daß er fort war, da sie ihm das nicht geben konnte, was er wünschte. . . Wir sprachen nur von ihm. Ich konnte auch nicht anders als an ihn denken, verteidigte die Art seiner Abreise, welche von einem Unverständigen getadelt wurde. . .

12. September. Nach dem Essen begleitete ich Lottchen bis gegen Garbenheim. . . Auf dem Berge sah ich ihr mit Perspektiv nach, ich sah sie mit einer Bauersfrau unterwegs, die bei ihr stillstand, reden. Es war des Dr. Goethe Freundin in Garbenheim eine Frau, welche ziemlich gut aussieht, eine freundliche unschuldige Miene hat und gut, jedoch ganz ohne Kunst reden kann; sie hat drei Kinder, welchen Dr. Goethe oft etwas mitbrachte, daher sie ihn lieb hatten, die Frau sah ihn auch gern. . .“

#### 2.7. Goethe an Kestner (Anfang November 1772) <sup>85</sup>

„Der unglückliche Jerusalem! Die Nachricht war mir schrecklich und unerwartet; es war gräßlich: zum angenehmsten Geschenk der Liebe diese Nachricht zur Beilage. . . Der arme Junge! Wenn ich zurückkam vom Spaziergang und er mir begegnete hinaus im Mondenschein, sagt ich: er ist verliebt. . . Gott weiß, die Einsamkeit hat sein Herz untergraben, und — seit 7 Jahren kenn' ich die Gestalt, ich habe wenig mit ihm geredet; bei meiner Abreise nahm ich ihm ein Buch mit, das will ich behalten und sein gedenken, so lang ich lebe.“

2.8. Aus: Kestners Bericht über Jerusalem an Goethe (November 1772) <sup>86</sup>  
(Vollständiger Abdruck: Goethe und Werther. Hrsg. v. A. Kestner. Stuttgart u. Tübingen 1854. S. 86—99)

„Jerusalem ist die ganze Zeit seines hiesigen Aufenthalts mißvergnügt gewesen, es ist nun überhaupt wegen der Stelle, die er hier bekleidete und daß ihm gleich anfangs (bei Graf Bassenheim) der Zutritt in den großen Gesellschaften auf eine unangenehme Art versagt worden, oder insbesondere wegen des Braunschweigischen Gesandten, mit dem er bald nach seiner Ankunft kundbar heftige Streitigkeiten hatte. . . Neben dieser Unzufriedenheit war er auch in des Pfälzischen Sekretärs H. Frau verliebt. Ich glaube nicht, daß diese zu dergleichen Galanerien aufgelegt ist; mithin, da der Mann noch dazu sehr eifersüchtig ist, mußte diese Liebe vollends seiner Zufriedenheit und Ruheden Stoß geben. — Er entzog sich allezeit der menschlichen Gesellschaft und den übrigen Zeitvertreiben und Zerstreuungen, liebte einsame Spaziergänge im Mondenschein, ging oft viele Meilen weit und hing da seinem Verdruss und seiner Liebe ohne Hoffnung nach. . . Ein paar Tage vor dem unglücklichen, da die Rede vom Selbstmord war, sagte er zu Schleunitz, es müsse doch eine dumme Sache sein, wenn das Erschiesenen mißriete. . . Diesen Nachmittag (Mittwochs) ist Jerusalem allein bei H.s gewesen was da vorgefallen, weiß man nicht; vielleicht liegt hierin der Grund zum Folgen

den. . . Donnerstags. . . isset er zu Haus, schickt um 1 Uhr ein Billet an mich. . . Ich war inzwischen zu Haus gekommen, es mochte 1/24 Uhr sein, als ich das Billet bekam: „Dürfte ich Ew. Wohlgeb. wohl zu einer vorhabenden Reise um Ihre Pistolen gehorsamst ersuchen? J.“ — Da ich nun von alle dem vorher Erzählten und von seinen Grundsätzen nichts wußte, indem ich nie besonderen Umgang mit ihm gehabt — so hatte ich nicht den mindesten Anstand, ihm die Pistolen sogleich zu schicken. . . Den ganzen Nachmittag war Jerusalem für sich allein beschäftigt, kramte in seinen Papieren, schrieb, ging, wie die Leute unten im Hause gehört, oft im Zimmer heftig auf und nieder. Er ist auch verschiedene Mal ausgegangen, hat seine kleinen Schulden. . . bezahlt. . . Etwa um 7 Uhr kam der Italienische Sprachmeister. . . Vor 9 Uhr kommt er zu Haus, sagt dem Bedienten, es müsse im Ofen noch etwas nachgelegt werden, weil er so bald nicht zu Bette ginge, auch solle er auf Morgen früh 6 Uhr alles zurecht machen; läßt sich auch noch einen Schoppen Wein geben. . . Da nun Jerusalem allein war, scheint er alles zu der schrecklichen Handlung vorbereitet zu haben. . . Er hat zwei Briefe, einen an seine Verwandte, den andern an H. geschrieben. . . Nach diesen Vorbereitungen, etwa gegen 1 Uhr, hat er sich denn über das rechte Auge hinein durch den Kopf geschossen. Man findet die Kugel nirgends. Niemand im Hause hat den Schuß gehört sondern der Franziskaner Pater Guardian, der auch den Blick vom Pulver gesehen, weil es aber stille geworden, nicht darauf geachtet hat. Der Bediente hatte die vorige Nacht wenig geschlafen und hat sein Zimmer weit hinten hinaus, wie auch die Leute im Haus, welche unten hinten hinaus schlafen. — Es scheint sitzend im Lehnstuhl vor seinem Schreibtisch geschehen zu sein. Der Stuhl hinten im Sitz war blutig, auch die Armlehnen. Darauf ist er vom Stuhle heruntergesunken, auf der Erde war noch viel Blut. . . Er war in völliger Kleidung, gestiefelt, im blauen Rock mit gelber Weste. Morgens vor 6 Uhr geht der Bediente zu seinem Herrn ins Zimmer, ihn zu wecken. Das Licht war ausgebrannt, es war dunkel, er sieht Jerusalem auf der Erde liegen. . . ruft: „Mein Gott, Herr Assessor, was haben Sie angefangen?“ schüttelt ihn, er gibt keine Antwort und röchelt nur noch. Er läuft zu Medicis und Wundärzten. . . Dr. Held erzählt mir, als er zu ihm gekommen, habe er auf der Erde gelegen, der Puls noch geschlagen; doch ohne Hülfe. . . Zum Überflusse habe er ihm eine Ader am Arm geöffnet. . . Das Gerücht von dieser Begebenheit verbreitete sich schnell; die ganze Stadt war in Schrecken und Aufruhr. Ich hörte es erst um 9 Uhr, meine Pistolen fielen mir ein, und ich weiß nicht, daß ich kurzens so sehr erschrocken bin. Ich zog mich an und ging hin. Er war auf das Bett gelegt, die Stirne bedeckt, sein Gesicht schon wie eines Toten. . . Von dem Wein hatte er nur ein Glas getrunken. Hin und wieder lagen Bücher und von seinen eignen schriftlichen Aufsätzen. „Emilia Galotti“ lag auf einem Pult am Fenster aufgeschlagen; daneben ein Manuskript, ohngefähr fingerdick in Quart, philosophischen Inhalts, der 1. Teil oder Brief war überschrieben: „Von der Freiheit“. . . Gegen 12 Uhr starb er. Abends 3/4 11 Uhr ward er auf dem gewöhnlichen Kirchhof begraben. . . in der Stille mit 12 Laternen und einigen Begleitern; Barbiergesellen haben ihn getragen; das Kreuz ward vorausgetragen; kein Geistlicher hat ihn begleitet. — Es ist ganz außerordentlich, was diese Begebenheit für einen Eindruck auf alle Gemüter gemacht. . .“

2.9. Goethe an Ehepaar Kestner (Oktober 1774) <sup>85</sup>

„Ich muß Euch gleich schreiben, meine Lieben, meine Erzürrten, daß mir's vom Herzen komme. Es ist getan, es ist ausgegeben. Verzeiht mir, wenn Ihr könnt. — Ich will nichts — ich bitte Euch — ich will nichts von Euch hören, bis der Ausgang bestätigt haben wird, daß Eure Besorgnisse zu hoch gespannt waren, bis Ihr dann auch im Buche selbst das unschuldige Gemisch von Wahrheit und Lüge reiner an Euerm Herzen gefühlt haben werdet [...]“

2.10. Kestner an seinen Freund August von Hennings (7. November 1774) <sup>86</sup>

„Im 1. Teile des ‚Werthers‘ ist Werther Goethe selbst. In Lotte und Albert hat er von uns, meiner Frau und mir, Züge entlehnt. Viele von den Szenen sind ganz wahr, aber doch zum Teil verändert; andere sind, in unserer Geschichte wenigstens, fremd. Um des 2. Teils willen und um den Tod des Werthers vorzubereiten, hat er im ersten Teile Verschiedenes hinzugedichtet, das uns garnicht zukommt. Lotte hat z. B. weder mit Goethe noch mit sonst jemandem in dem ziemlich genauen Verhältnis gestanden, wie da beschrieben ist. Dies haben wir ihm allerdings sehr übelzunehmen, indem verschiedene Nebenumstände zu wahr und zu bekannt sind, als daß man nicht auf uns hätte fallen sollen. [...] Sonst ist in Werthern viel von Goethes Charakter und Denkungsart. Lottens Porträt ist im Ganzen das von meiner Frau. Albert hätte ein wenig wärmer sein mögen. So viel vom 1. Teile. Der zweite geht uns garnichts an. Da ist Werther der junge Jerusalem, Albert der Pfälzische Legations-Sekretär und Lotte des letzteren Frau, was nämlich die Geschichte anbetrifft; denn die Charaktere sind diesen drei Leuten größtenteils nur angedichtet [...]“

2.11. Gespräch zwischen Goethe und Napoleon in Erfurt (2. Oktober 1808) <sup>85</sup>

(Auch für Napoleon ist Goethe der Dichter des ‚Werther‘, und er bringt das Gespräch auf dieses Werk. Über dieses Gespräch hat Goethe sehr viel später, 1824, einen Bericht geschrieben. Er hat außerdem dem Kanzler v. Müller über das Gespräch erzählt, und dieser hat später in seinen ‚Erinnerungen‘ mitgeteilt, was ihm in der Erinnerung geblieben war.)

Goethes Bericht:

„... Er wandte sodann das Gespräch auf den ‚Werther‘, den er durch und durch mochte studiert haben. Nach verschiedenen ganz richtigen Bemerkungen bezeichnete er eine gewisse Stelle und sagte: Warum habt Ihr das getan? Es ist nicht naturgemäß — welches er weitläufig und vollkommen richtig auseinandersetzte. Ich hörte ihm mit heiterem Gesichte zu und antwortete mit einem vergnügten Lächeln, daß ich zwar nicht wisse, ob mir irgend jemand denselben Vorwurf gemacht habe, aber ich finde ihn ganz richtig und gestehe, daß an dieser Stelle etwas Unwahres nachzuweisen sei. Allein, setzte ich hinzu, es wäre dem Dichter vielleicht zu verzeihen, wenn er sich einer leicht nicht zu entdeckenden Kunstgriffs bediene, um gewisse Wirkungen hervorzubringen, die er auf einem einfachen natürlichen Wege nicht hätte erreichen können. Der Kaiser schien damit zufrieden...“

Friedrich v. Müllers Bericht:

„‚Werthers Leiden‘ versicherte er, siebenmal gelesen zu haben, und machte zum Beweise dessen eine tief eindringende Analyse dieses Romans, wobei er jedoch an gewissen Stellen eine Vermischung der Motive des gekränkten Ehrgeizes mit denen der leidenschaftlichen Liebe finden wollte. ‚Das ist nicht naturgemäß und schwächt bei dem Leser die Vorstellungen von dem übermächtigen Einfluß, den die Liebe auf Wer-

ther gehabt. Warum haben Sie das getan? — Goethe fand die weitere Begründung dieses kaiserlichen Tadels so richtig und scharfsinnig, daß er ihn späterhin oftmals gegen mich mit dem Gutachten eines kunstverständigen Kleidermachers verglich, der an einem angeblich ohne Naht gearbeiteten Ärmel sobald die fein versteckte Naht entdeckt. — Dem Kaiser erwiderte er, es habe ihm noch niemand diesen Vorwurf gemacht, allein er müsse ihn als ganz richtig anerkennen; einem Dichter dürfte jedoch zu verzeihen sein, wenn er sich mitunter eines nicht leicht zu entdeckenden Kunstgriffs bediene, um eine gewisse Wirkung hervorzubringen, die er auf einfachem, natürlichem Wege nicht hervorbringen zu können glaube.“

2.12. Goethe an Zelter, als dessen Stiefsohn Selbstmord begangen hatte (3. Dezember 1812) <sup>85</sup>

„Wenn das ‚taedium vitae‘ den Menschen ergreift, so ist er nur zu bedauern, nicht zu schelten. Daß alle Symptome dieser wunderlichen, so natürlichen als unnatürlichen Krankheit auch einmal mein Innerstes durchrast haben, daran läßt ‚Werther‘ wohl niemand zweifeln. Ich weiß recht gut, was es mich für Entschlüsse und Anstrengungen kostete, damals den Wellen des Todes zu entkommen, so wie ich mich aus manchem spätern Schiffbruch auch mühsam rettete und mühselig erholte... Ich getraute mir, einen neuen ‚Werther‘ zu schreiben, über den dem Volke die Haare noch mehr zu Berge stehn sollten als über den ersten.“

2.13. Goethe an Zelter, als dessen jüngster Sohn gestorben war (26. März 1816) <sup>85</sup>

„Dir war freilich abermals eine harte Aufgabe zugebracht. Leider bleibt das immer die alte Leier, daß lange leben soviel heißt als viele überleben; und zuletzt weiß man denn doch nicht, was es hat heißen sollen. Vor einigen Tagen kam mir zufälligerweise die erste Ausgabe meines ‚Werthers‘ in die Hände, und dieses bei mir längst verschollene Lied fing wieder an zu klingen. Da begreift man denn nun nicht, wie es ein Mensch noch 40 Jahre in einer Welt hat aushalten können, die ihm in früher Jugend schon so absurd vorkam... Beseh' ich es recht genau, so ist es ganz allein das Talent, das in mir steckt, was mir durch alle die Zustände durchhilft, die mir nicht gemäß sind und in die ich mich durch falsche Richtung, Zufall und Verschränkung verwickelt sehe.“

2.14. Gespräch mit Eckermann (2. Januar 1824) <sup>85</sup>

„Das ist auch so ein Geschöpf, das ich gleich dem Pelikan mit dem Blute meines eigenen Herzens gefüttert habe... Es sind lauter Brandraketen! Es wird mir unheimlich dabei, und ich fürchte, den pathologischen Zustand wieder durchzuempfinden, aus dem es hervorging... Auch hätte ich kaum nötig gehabt, (in ‚Dichtung und Wahrheit‘) meinen eigenen jugendlichen Trübsinn aus allgemeinen Einflüssen meiner Zeit und aus der Lektüre einzelner englischer Autoren herzuleiten. Es waren vielmehr individuelle, naheliegende Verhältnisse, die mir auf die Nägel brannten und mir zu schaffen machten... Ich hatte gelebt, geliebt und sehr viel gelitten!... es müßte schlimm sein, wenn nicht jeder einmal in seinem Leben eine Epoche haben sollte, wo ihm der ‚Werther‘ käme, als wäre er bloß für ihn geschrieben.“

2.15. „Trilogie der Leidenschaft (1824)<sup>86</sup>  
An Werther

Noch einmal wagst du, vielbeweinter Schatten,  
Hervor dich an das Tageslicht,  
Begegnet mir auf neu beblühten Matten,  
Und meinen Anblick scheust du nicht.  
Es ist, als ob du lebstest in der Frühe,  
Wo uns der Tau auf *einem* Feld erquickt  
Und nach des Tages Mühe unwillkommner Mühe  
Der Scheidesonne letzter Strahl entzückt.  
Zum Bleiben ich, zum Scheiden du erkoren,  
Gingst du voran — und hast nicht viel verloren.

Des Menschen Leben scheint ein herrlich Los:  
Der Tag, wie lieblich, so die Nacht wie groß!  
Und wir, gepflanzt in Paradieses Wonne,  
Genießen kaum der hochehrlichen Sonne,  
Da kämpft sogleich verworrene Bestrebung  
Bald mit uns selbst und bald mit der Umgebung.  
Keins wird vom andern wünschenswert ergänzt.  
Von außen düstert's, wenn es innen glänzt,  
Ein glänzend Außres deckt mein trüber Blick.  
Da steht es nah — und man erkennt das Glück.

Nun glauben wir's zu kennen. Mit Gewalt  
Ergreift uns Liebreiz weiblicher Gestalt:  
Der Jüngling, froh wie in der Kindheit Flor,  
Im Frühling tritt als Frühling selbst hervor,  
Entzückt, erstaunt, wer dies ihm angetan?  
Er schaut umher: die Welt gehört ihm an.  
Ins Weite zieht ihn unbefangene Hast,  
Nichts engt ihn ein, nicht Mauer, nicht Palast.  
Wie Vögelschar an Wäldergipfeln streift,  
So schwebt auch er, der um die Liebste schweift.  
Er sucht vom Äther, den er gern verläßt,  
Den treuen Blick, und dieser hält ihn fest.

Doch erst zu früh und dann zu spät gewarnt,  
Fühlt er den Flug gehemmt, fühlt sich umgarnt.  
Das Wiedersehn ist froh, das Scheiden schwer,  
Das Wieder-Wiedersehn beglückt noch mehr,  
Und Jahre sind im Augenblick ersetzt —  
Doch tückisch harret das Lebewohl zuletzt.

Du lächelst, Freund, gefühlvoll, wie sich ziemt:  
Ein gräßlich Scheiden machte dich berühmt.  
Wir feierten dein kläglich Mißgeschick,

(86\*) Hamburger Ausgabe (Anm. 85), Band I, Hamburg 1962 (1948), S. 380 f.

Du ließeest uns zu Wohl und Weh zurück!  
Dann zog uns wieder ungewisse Bahn  
Der Leidenschaften labyrinthisch an;  
Und wir, verschlungen wiederholter Not,  
Dem Scheiden endlich — Scheiden ist der Tod!  
Wie klingt es rührend, wenn der Dichter singt,  
Den Tod zu meiden, den das Scheiden bringt!  
Verstrickt in solche Qualen halbverschuldet,  
Geb' ihm ein Gott zu sagen, was er duldet!“

2.16. Johann Wolfgang Goethe: Briefe aus der Schweiz („unter Werthers Papieren gefunden“) (1775)<sup>87</sup>

*„Als vor mehreren Jahren uns nachstehende Briefe abschriftlich mitgeteilt wurden, behauptete man sie unter Werthers Papieren gefunden zu haben, und wollte wissen, daß er vor seiner Bekanntschaft mit Lotten in der Schweiz gewesen. Die Originale haben wir niemals gesehen, und mögen übrigens dem Gefühl und Urteil des Lesers auf keine Weise vorgreifen: denn, wie dem auch sei, so wird man die wenigen Blätter nicht ohne Teilnahme durchlaufen können.“*

Wie ekeln mich meine Beschreibungen an, wenn ich sie wieder lese! Nur dein Rat, dein Geheiß, dein Befehl können mich dazu vermögen. Ich las auch so viele Beschreibungen dieser Gegenstände, ehe ich sie sah. Gaben sie mir denn ein Bild, oder nur irgendeinen Begriff? Vergebens arbeitete meine Einbildungskraft sie hervorzubringen, vergebens mein Geist etwas dabei zu denken. Nun steh' ich und schaue diese Wunder, und wie wird mir dabei? Ich denke nichts, ich empfinde nichts und möchte so gern etwas dabei denken und empfinden. Diese herrliche Gegenwart regt mein Innerstes auf, fordert mich zur Tätigkeit auf, und was kann ich tun, was tue ich! Da setz' ich mich hin und schreibe und beschreibe. So geht denn hin, ihr Beschreibungen, betrüget meinen Freund, macht ihn glauben, daß ich etwas tue, daß er etwas sieht und liest.

Frei wären die Schweizer? Frei diese wohlhabenden Bürger in den verschlossenen Städten? Frei diese armen Teufel an ihren Klippen und Felsen? Was man dem Menschen nicht alles weismachen kann! Besonders wenn man so ein altes Märchen in Spiritus aufbewahrt. Sie machten sich einmal von einem Tyrannen los und konnten sich in einem Augenblick frei denken; nun erschuf ihnen die liebe Sonne aus dem Aas des Unterdrückers einen Schwarm von kleinen Tyrannen durch eine sonderbare Wiedergeburt; nun erzählen sie das alte Märchen immer fort, man hört bis zum Überdruß: sie hätten sich einmal frei gemacht und wären frei geblieben; und nun sitzen sie hinter ihren Mauern, eingefangen von ihren Gewohnheiten und Gesetzen, ihren Fraubasereien und Philistern, und da draußen auf den Felsen ist's auch wohl der Mühe wert von Freiheit zu reden, wenn man das halbe Jahr vom Schnee wie ein Murmeltier gefangen gehalten wird.

Pfui, wie sieht so ein Menschenwerk und so ein schlechtes notgedrungenes Menschenwerk, so ein schwarzes Städtchen, so ein Schindel- und Steinhäufchen, mitten in der großen herrlichen Natur aus! Große Kiesel- und andere Steine auf den Dächern, daß ja der Sturm ihnen die traurige Decke nicht vom Kopfe wegführe, und den Schmutz,

(87\*) Goethe, Johann Wolfgang: Schweizer Reisen. dtv Gesamtausgabe, Band 28. Deutscher Taschenbuchverlag, München 1972 (nach der Gedenkausgabe der Werke, Briefe und Gespräche von Johann Wolfgang Goethe). Nachwort von Fritz Strich.

den Mist! und staunende Wahnsinnige! — Wo man den Menschen nur wieder begegnet, möchte man von ihnen und ihren kümmerlichen Werken gleich davon fliehen.

Daß in den Menschen so viele geistige Anlagen sind, die sie im Leben nicht entwickeln können, die auf eine bessere Zukunft, auf ein harmonisches Dasein deuten darin sind wir einig, mein Freund, und meine andere Grille kann ich auch nicht aufgeben, ob du mich gleich schon oft für einen Schwärmer erklärt hast. Wir fühlen auch die Ahnung körperlicher Anlagen, auf deren Entwicklung wir in diesem Leben Verzicht tun müssen: so ist es ganz gewiß mit dem Fliegen. So wie mich sonst die Wolken schon reizten mit ihnen fort in fremde Länder zu ziehen, wenn sie hoch über meinem Haupte wegzogen, so steh' ich jetzt oft in Gefahr, daß sie mich von einer Felsenspitze mitnehmen, wenn sie an mir vorbeiziehen. Welche Begierde fühl' ich, mich in den unendlichen Luftraum zu stürzen, über den schauerlichen Abgründen zu schweben und mich auf einen unzugänglichen Felsen niederzulassen. Mit welchem Verlangen hol' ich tiefer und tiefer Atem, wenn der Adler in dunkler blauer Tiefe, unter mir, über Felsen und Wäldern schwebt, und in Gesellschaft eines Weibchens um den Gipfel, den er seinen Horst und seine Jungen anvertrauet hat, große Kreise in sanfter Eintracht zieht. Soll ich denn nur immer die Höhe erkriechen, am höchsten Felsen wie am niedrigsten Boden kleben, und wenn ich mühselig mein Ziel erreicht habe, mich ängstlich anklammern, vor der Rückkehr schauern und vor dem Falle zittern?

Mit welchen sonderbaren Eigenheiten sind wir doch geboren! welches unbestimmte Streben wirkt in uns! wie seltsam wirken Einbildungskraft und körperliche Stimmungen gegeneinander! Sonderbarkeiten meiner frühen Jugend kommen wieder hervor. Wenn ich einen langen Weg vor mich hingehe und der Arm an meiner Seite schlenkert greif' ich manchmal zu, als wenn ich einen Wurfspieß fassen wollte, ich schleudre ihn, ich weiß nicht auf wen, ich weiß nicht auf was; dann kommt ein Pfeil gegen mich angeflogen und durchbohrt mir das Herz; ich schlage mit der Hand auf die Brust und fühle eine unaussprechliche Süßigkeit, und kurz darauf bin ich wieder in meinem natürlichen Zustande. Woher kommt mir die Erscheinung? was soll sie heißen und warum wiederholt sie sich immer ganz mit denselben Bildern, derselben körperlichen Bewegung, derselben Empfindung?

Man sagt mir wieder, daß die Menschen, die mich unterwegs gesehen haben, sehr wenig mit mir zufrieden sind. Ich will es gern glauben, denn auch niemand von ihnen hat zu meiner Zufriedenheit beigetragen. Was weiß ich, wie es zugeht! Daß die Gesellschaften mich drücken, daß die Höflichkeit mir unbequem ist, daß das was sie mir sagen mich nicht interessiert, daß das was sie mir zeigen mir entweder gleichgültig ist oder mich ganz anders aufregt. Seh' ich eine gezeichnete, eine gemalte Landschaft, so entsteht eine Unruhe in mir, die unaussprechlich ist. Die Fußzehen in meinen Schuhen fangen an zu zucken, als ob sie den Boden ergreifen wollten, die Finger der Hände bewegen sich krampfhaft, ich beiße in die Lippen, und es mag schicklich oder unschicklich sein, ich suche der Gesellschaft zu entfliehen, ich werfe mich der herrlichen Natur gegenüber auf einen unbequemen Sitz, ich suche sie mit meinen Augen zu ergreifen, zu durchbohren, und kritzle in ihrer Gegenwart ein Blättchen voll, das nichts darstellt und doch mir so unendlich wert bleibt, weil es mich an einen glücklichen Augenblick erinnert, dessen Seligkeit mir diese stümperhafte Übung ertragen hat. Was ist denn das, dieses sonderbare Streben von der Kunst zur Natur, von der Natur zur Kunst zurück? Deutet es auf einen Künstler, warum fehlt mir die Stetigkeit? Ruft mich's zum Genuß, warum kann ich ihn nicht ergreifen? Man schickte uns neulich einen Korb mit Obst, ich war entzückt wie von einem himmlischen Anblick; dieser Reichtum, diese Fülle, diese Mannigfaltigkeit und Verwandtschaft! Ich konnte mich nicht überwinden eine Beere abzupflücken, einen Pflirsche, eine Feige aufzubrechen. Gewiß dieser Genuß

des Auges und des innern Sinnes ist höher, des Menschen würdiger, er ist vielleicht der Zweck der Natur, wenn die hungrigen und durstigen Menschen glauben, für ihren Gaum habe sich die Natur in Wundern erschöpft. Ferdinand kam und fand mich in meinen Betrachtungen, er gab mir recht und sagte dann lächelnd mit einem tiefen Seufzer: Ja, wir sind nicht wert diese herrlichen Naturprodukte zu zerstören, wahrlich es wäre schade! Erlaube mir, daß ich sie meiner Geliebten schicke. Wie gern sah ich den Korb wegtragen! Wie liebte ich Ferdinanden! Wie dankte ich ihm für das Gefühl, das er in mir erregte, über die Aussicht, die er mir gab. Ja wir sollen das Schöne kennen, wir sollen es mit Entzücken betrachten und uns zu ihm, zu seiner Natur zu erheben suchen; und um das zu vermögen, sollen wir uns uneigennützig erhalten, wir sollen es uns nicht zueignen, wir sollen es lieber mitteilen, es denen aufopfern, die uns lieb und wert sind.

Was bildet man nicht immer an unserer Jugend? Da sollen wir bald diese bald jene Unart ablegen, und doch sind die Unarten meist eben so viele Organe, die dem Menschen durch das Leben helfen. Was ist man nicht hinter dem Knaben her, dem man einen Funken Eitelkeit abmerkt! Was ist der Mensch für eine elende Kreatur, wenn er alle Eitelkeit abgelegt hat! Wie ich zu dieser Reflexion gekommen bin, will ich dir sagen: Vorgestern gesellte sich ein junger Mensch zu uns, der mir und Ferdinanden äußerst zuwider war. Seine schwachen Seiten waren so herausgekehrt, seine Leerheit so deutlich, seine Sorgfalt fürs Äußere so auffallend, wir hielten ihn so weit unter uns, und überall war er besser aufgenommen als wir. Unter andern Torheiten trug er eine Unterweste von rotem Atlas, die am Halse so zugeschnitten war, daß sie wie ein Ordensband aussah. Wir konnten unsern Spott über diese Albernheit nicht verbergen; er ließ alles über sich ergehen, zog den besten Vorteil hervor und lachte uns wahrscheinlich heimlich aus. Denn Wirt und Wirtin, Kutscher, Knecht und Mägde, sogar einige Passagiere, ließen sich durch diese Scheinzierde betrügen, begegneten ihm höflicher als uns, er ward zuerst bedient, und zu unserer größten Demütigung sahen wir, daß die hübschen Mädchen im Haus besonders nach ihm schielten. Zuletzt mußten wir die durch sein vornehmes Wesen teurer gewordne Zeche zu gleichen Teilen tragen. Wer war nun der Narr im Spiel? Er wahrhaftig nicht!

Es ist was Schönes und Erbauliches um die Sinnbilder und Sittensprüche, die man hier auf den Ofen antrifft. Hier hast du die Zeichnung von einem solchen Lehrbild, das mich besonders ansprach. Ein Pferd mit dem Hinterfuße an einen Pfahl gebunden grast umher so weit es ihm der Strick zuläßt, unten steht geschrieben: Laß mich mein bescheiden Teil Speise dahin nehmen. So wird es ja wohl auch bald mit mir werden, wenn ich nach Hause komme und nach eurem Willen, wie das Pferd in der Mühle, meine Pflicht tue und dafür, wie das Pferd hier am Ofen, einen wohl abgemessenen Unterhalt empfangen. Ja ich komme zurück, und was mich erwartet, war wohl der Mühe wert diese Berghöhen zu erklettern, diese Täler zu durchirren und diesen blauen Himmel zu sehen, zu sehen, daß es eine Natur gibt, die durch eine ewige stumme Notwendigkeit besteht, die unbedürftig, gefühllos und göttlich ist, indes wir in Flecken und Städten unser kümmerliches Bedürfnis zu sichern haben, und nebenher alles einer verworrenen Willkür unterwerfen, die wir Freiheit nennen.

Ja ich habe die Furka, den Gotthard bestiegen! Diese erhabenen unvergleichlichen Naturszenen werden immer vor meinem Geiste stehen; ja ich habe die römische Geschichte gelesen, um bei der Vergleichung recht lebhaft zu fühlen, was für ein armseliger Schlucker ich bin.

Es ist mir nie so deutlich geworden, wie die letzten Tage, daß ich in der Beschränkung glücklich sein könnte, so gut glücklich sein könnte wie jeder andere, wenn ich nur

ein Geschäft wüßte, ein rühriges, das aber keine Folge auf den Morgen hätte, das Fleiß und Bestimmtheit im Augenblick erforderte, ohne Vorsicht und Rücksicht zu verlangen. Jeder Handwerker scheint mir der glücklichste Mensch; was er zu tun hat ist ausgesprochen; was er leisten kann, ist entschieden; er besinnt sich nicht bei dem, was man von ihm fordert, er arbeitet ohne zu denken, ohne Anstrengung und Hast, aber mit Applikation und Liebe, wie der Vogel sein Nest, wie die Biene ihre Zellen herstellt; er ist nur eine Stufe über dem Tier und ist ein ganzer Mensch. Wie beneide ich den Töpfer an seiner Scheibe, den Tischler hinter seiner Hobelbank! [...] (S. 11/15)

### 3. Identifikation und Distanz

#### a) Der ‚Werther‘ im Literaturbetrieb seiner Zeit

3.1. Heinrich Leopold Wagner (?) in: Frankfurter Gelehrte Anzeigen (1. November 1774)<sup>88</sup>

„Die Leiden des jungen Werthers? — ein sonderbarer Titel! — und von wem? — von wem? Das könnt ich Ihnen wohl sagen, wenn ich mich berechtigt dazu glaubte, so aber mag ich nicht; — und wofür thät ichs? — Das Buch wird gesucht, gelesen, und geschätzt — hie und da von einer sympathetischen Seele auch durchgeföhlt werden — ohne daß es den Nahmen seines Verfassers zur Empfehlung nöthig hätte. — Muß nur weil die Gelegenheit hier so schön ist, eine Grille, die ich mir in Kopf gesetzt habe, gestehen; 's ist diese: wenn ein berühmter Schriftsteller, der als Meister seiner Kunst den Beyfall des Publikum schon eingeerndtet hat, ohne sich zu nennen, in der Folge bey einem andern Geschenke, das er ihm macht, sich öffentlich zum Verfasser bekennet, so werde ich allezeit mißtrauisch gegen sein Werk; ich kan dem Gedanken nicht widerstehn, der Hr. Papa hat vermuthlich die Gebrechen und Mängel seiner Geburt selbst eingesehn, er hat geföhlt, sie möchte verkannt werden und aus Vorsicht läßt er sie unter dem salven Kondukt seines Namens ihre große Reise antreten: lacht wohl hinter drein noch selbst über die vielen Verbeugungen, Kratzfüße und Komplimenten die dem halbgebacknen Ding aus Konsideration für den Hn. Papa von allen Seiten her gemacht werden. — Immer gilt diese Regel freylich nicht, aber doch sehr oft. Die prosaischen u. poetischen Schriften von Hn. Wieland, Schackespears theatralische Werke von Hn. Wieland übersetzt, Clavigo ein Trauerspiel von Göthe mögen es beweisen. Eine Musarion, ein Götz von Berlichingen empfohlen sich von selbst, und eben das wird auch gegenwärtiger Roman thun. So kurz er ist, so interessant ist er; und ist er doppelt, da er uns keine aus der Luft gegriffne Phantasien, sondern natürliche Handlungen mit ihren Triebfedern und Folgen vor Augen legt. Ein junger hoffnungsvoller Mensch, der, wenn er weniger Gefühl gehabt hätte, weniger Herz gewesen wäre, auf dem gewöhnlichen — freilich nicht sehr gereinigten Fußpfad dieses Lebens, noch manches schöne Jahr hätte hinschlendern können, der, wenn er es nicht schon war, die schönste Aussicht hatte, das zu werden, was in unserm verfälschten Wörterbuche glücklich heißt; dieser lebenswürdige Jüngling von der Natur mit Fähigkeiten zu jeder großen Handlung versehen, wird das Schlachtopfer seines zarten, edlen Geföhls. Eine unglückliche Leidenschaft für ein Frauenzimmer, deren Besitz er nie hoffen konnte

(88\*) Zitiert nach: Insel Almanach auf das Jahr 1773. Die Leiden des jungen Werthers Goethes ‚Werther‘ als Schule der Leidenschaften. Mit Beiträgen von Jörn Göres, Walther Migge, Hartmut Schmidt und 31 Illustrationen zum ‚Werther‘ sowie einer Zeittafel und Bibliographie. Insel-Verlag, Frankfurt/Main 1972, S. 75 ff.

und doch öfters wünschte, setzte ihn täglichem innerem Kampf aus; seine bessere Seele behielt zwar immer die Oberhand, aber wie schwer ein solcher Sieg zu erfechten sey, kann nur der fühlen, der schon in ähnlichem Falle war. Der arme Werther! — und dennoch war sein Unglück noch nicht auf dem höchsten Gipfel. Ihn ganz zu Boden zu drücken mußte er auch noch verkannt werden. Er wurde nicht nur von den Schmeißfliegen, die die unschuldigste oft selbst die tugendhafteste Handlung zu beschmutzen bedacht sind, in falschem Lichte dargestellt, selbst Albert, Lottchens Gemahl verkannte seinen Freund, seinen Werther, war schwach genug, eifersüchtig zu werden und Lottchen zu tyrannisiren. Ein schreckliches Licht, das unserm Werther aufgieng! noch schrecklicher durch seine Folgen! — Der Gedanke der Geliebten seiner Seele, obwohl ohne Vorsatz, mißvergnügte Tage bereitet zu haben, war zu niederdrückend als daß ein Werther ihn hätte überleben können. Er zerbrach den Kerker, der seiner Seele zu eng ward, und starb der gewissen Hoffnung sich mit Lotten in selignen Gefilden wieder zu finden. Armer, guter Werther! — Bedauernswerte Charlotte! — Möcht nicht Albert seyn, um aller Welt Güter nicht! — Dies wäre ein schlecht hingeworfner Grundriß dieses vortreflichen Romans, wenn man anders eine Begebenheit in einem unterhaltenden und hinreißenden Ton geschrieben, und von welcher nur der darstellende Theil — die Ausmahlung — des Dichters ist, einen Roman nennen darf. — Glücklicher Mann! der du mit Werthern sympathisiren — fühlen kannst, daß er in seinen Umständen, bey seiner empfindungsvollen Denkungsart, gerade so handeln müssen, sey mir begrüßet unter den wenigen Edeln! — Und du verehrungswürdige Schöne, die du mit Lotten den ganzen Werth unsers Werthers zu schätzen weis, die du seinem Andenken eine dich verschönernde Thräne zollst, mögest du doch in den Armen deines Gatten, jetzt oder in Zukunft, alle die Seeligkeiten einathmen, die dein und mein unglücklicher Freund nur in der Ferne schimmern sah.“

3.2. Johann Konrad Deinert in: Frankfurter Gelehrte Anzeigen (15. November 1774)<sup>89</sup>

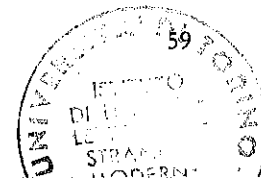
„Der Verleger dieser Zeitung hat nunmehr selbst die Leyden des jungen Werthers gelesen; hat aber das Glück nicht, mit Werther zu sympathisiren, und sich unter den Edlen grüssen zu lassen, die's fühlen, daß man in gewissen Umständen so handeln müsse, wie Werther gethan hat. Selbstmord ist immer ein Beweis von Abwesenheit der Vernunft. Sowol diese als die Religion befehlen, daß wir unsern Nächsten lieben sollen als uns selbst. Wer seinem eignen Leben gram ist, dem geb ich das meinige gewiß nicht in Verwahrung.“

3.3. Christoph Martin Wieland in: Teutscher Merkur. Weimar (Dezember 1774)<sup>90</sup>

„Nicht Leiden in dem Sinne, wie sonst die Romanhelden zu Wasser und zu Lande tausend Fährlichkeiten, auszustehen hatten, sondern ein Gemälde eines innern Seelenkampfes, wie der nur entwerfen kann, der den Schöpfer des Hamlet und des Othello studiert hat. Gresset ist, so viel ich weiß, der einzige dramatische Schriftsteller, welcher den Selbstmord nicht zur Pointe sondern zum Thema eines Stücks gemacht hat. Hier ist es aber nicht um kalte moralische Discussionen, sondern darum zu thun, die Wahrscheinlichkeit zu zeigen, wie ein vernünftiger und sonst schätzbarer Mann bis zu einem solchen Schritte gebracht werden kann. Im Drama muß es noch immer eine rasche That scheinen, so wie man bey aller Mühe des Dichters die Ermordung der Emila Galotti durch ihren Vater doch unwahrscheinlich genannt hat. Hier aber in

(89\*) Siehe Anm. 88.

(90\*) Siehe Anm. 88.



einer langen Reihe von Briefen können wir den Charakter desselben nach allen seinen kleinen Bestimmungen so durchschauen, daß wir ihn selbst an den Rand des Abgrundes begleiten. Und der Dichter hat ihn wie Pygmalions Bildsäule so beseelt, daß wir ihn vor Augen zu sehen glauben, und kein einziger Zug von ihm unkenntlich bleibt. Einen einzelnen Selbstmörder rechtfertigen, und auch nicht rechtfertigen, sondern nur zum Gegenstande des Mitleids zu machen, in seinem Beyspiele zu zeigen, daß ein allzuweiches Herz und eine feurige Phantasie oft sehr verderbliche Gaben sind, heißt keine Apologie des Selbstmords schreiben. Dennoch ist dieser gewöhnliche Fehlschlus auch bey diesem Buche gemacht worden, unerachtet der Verfasser ausdrücklich die Erzählung nur denen zum Troste empfiehlt, die aus Geschick oder eigener Schuld keine bessern finden können. Unzufriedenheit mit den Schicksale ist eine der allgemeinen Leidenschaften, und daher sympathisirt hier jeder, zumal da Werthers liebenswürdige Schwärmerey und wallendes Herz jeden anstecken müssen. Ausser der Kunst des Verfassers, die Nüancen aller Leidenschaften zu treffen, verdient die populäre Philosophie Lob, womit er sein ganzes Werk durchwürzt hat. Ich will das Gegenwärtige genießen, und das Vergangne soll mir Vergangne seyn, und hundert solche Maximen, die an Werthers nicht misantropischen sondern bewegten Herzen fließen, machen mehr Eingang, als die strotzenden Predigten unsrer täglichen Romane.“

### 3.4. Gotthold Ephraim Lessing an Joachim Eschenburg (26. Oktober 1774) <sup>91</sup>

„Haben Sie tausend Dank für das Vergnügen, welches Sie mir durch Mittheilung des Göthischen Romans gemacht haben. Ich schicke ihn noch einen Tag früher zurück, damit auch andere dieses Vergnügen je eher je lieber genießen können.

Wenn aber ein so warmes Produkt nicht mehr Unheil als Gutes stiften soll: meyne Sie nicht, daß es noch eine kleine kalte Schlußrede haben müßte? Ein Paar Wink hinterher, wie Werther zu einem so abentheuerlichen Charakter gekommen; wie ein andrer Jüngling, dem die Natur eine ähnliche Anlage gegeben, sich davor zu bewahren habe. Denn ein solcher dürfte die poetische Schönheit leicht für die moralische nehmen und glauben, daß der *gut* gewesen seyn müsse, der unsre Theilnehmung so stark beschäftigt. Und das war er doch wahrlich nicht. Ja, wenn unsers J...s Geist völlig in dieser Lage gewesen wäre, so müßte ich ihn fast — verachten. Glauben Sie wohl, daß je ein römischer oder griechischer Jüngling sich so, und darum, das Leben genommen. Gewiß nicht. Die wußten sich vor der Schwärmerey der Liebe ganz anders zu sichern und zu Sokrates' Zeit würde man eine solche *εξ ερωτος κατοχη* welche *τι τολμα παρα φρονι* antreibt, nur kaum einem Mädchlein verziehen haben. Solche kleingroße verächtlichschätzbare Originale hervor zu bringen, war nur der christlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfnis so schön in eine geistige Vollkommenheit zu verwandeln weiß. Also, lieber Göthe, noch ein Kapitelchen zum Schlusse; und cynischer, je besser!“

### 3.5. Johann Jakob Wilhelm Heinse in: Iris. Düsseldorf (Dezember 1774) <sup>92</sup>

„Wer gefühlt hat, und fühlt, was Werther fühlte; dem verschwinden die Gedanken wie leichte Nebel vor Sonnenfeuer, wenn er's bloß anzeigen soll. Das Herz ist einer so voll davon, und der ganze Kopf ein Gefühl von Thräne. O Menschenleben, welche Gluth von Quaal und Wonne vermagst du in dich zu fassen! Da liegt er im Kirchhofe

(91\*) Siehe Anm. 88.

(92\*) Siehe Anm. 88.

unter den zwei Linden im hohen Grase. Tief ist sein Schlaf, niedrig sein Küssen von Staub; und o wenn wird es Morgen im Grabe, zu bieten dem Schlummerer: Erwache! Armer Werther! Unglücklichere Lotte!

Ich hoffte nicht, als ich die vorhergehende Einleitung schrieb, daß ich nach ihr unsern Leserinnen eine solche Schrift anzeigen würde. Die reinsten Quellen des stärksten Gefühls von Liebe und Leben in allem fließen in lebendigen Bächen in unentweyhter Heiligkeit darinnen; und auch dann noch, wenn es bis zur höchsten Leidenschaft anströmt. Jede Leserin nehme sie in einer der glücklichen stillen Stunden in die Hand, wann die Ebbe der Seele wieder Fluth geworden ist. Die Geschichte davon ist so einfach und natürlich, als eine seyn kann; nicht Roman, sondern allein Darstellung der Leiden des jungen Werthers aus seinem ganzen Wesen bis aus dem Mittelpunkte des Herzens heraus.

Es sind einige Briefe darinn, die unter das Vortrefflichste gehören, was das stärksthühlende Herz der stärksten Geister je hervorgebracht hat. Zum Beweise will ich folgende anführen: S. 8, 26, 91, 103, 159 und den letzten. S. 66, 100, 153, 170, und in den folgenden läßt Werther an einigen Stellen den Petrarca unter sich, in dessen Gedichten man alles heftige Leiden und heilige Entzücken von Liebe vereinigt findet, was vor und nach ihm empfunden worden ist; und so brennende Wonnegluth, wie S. 207, 210, und 211, hat die Seele des S. Preux nicht durchglüht.

Doch, es verdrießt mich, daß ich so von einem Buche reden muß, wo alles lebendige Gestalt hat. Wer hat zum Beyspiele jemals so viel Vergnügen bey einem Kinder-gemählde, und wenn es von dem größten Meister gewesen wäre, empfunden, als bey S. 30, 48, 60? Welche Landschaften voll Leben! und welch ein himmlisches Gewächs in seiner Vollkommenheit ist Lotte! S. 106 und den folgenden sagt sie mehr für das Herz, als Plato bey seinen tiefstinnigsten und erhabensten Beweisen von der Unsterblichkeit des Menschen. S. 193 können unsere Leserinnen den Celten Ossian in seiner Wahrheit kennen lernen. Wer kann vor Empfindung etwas über den Gesang der Minona, den Ullins, und die Klagen Armins sagen, wenn er auch nur einen Schatten von den Gefühlen des Bardens dabey hat! diese Schaweere läßt sich nicht aus der Sphäre des Herzens winden.

Was wahr und falsch und nicht neu in diesem Buche sey, mit welchem andern Werke zu seinem Nachtheil man es vergleichen müsse, ob der junge feurige Werther sich an einigen Stellen nicht richtiger und dem Wohlstande gemäßer habe ausdrücken sollen, und wie er von seiner thörichten Leidenschaft sich hätte befreyen können; und dergleichen weltweise Betrachtungen überlaß ich denen Politikern, die der gute Werther S. 23 beschrieben hat, denen unter unsern Leserinnen zu sagen, die was davon zu hören verlangen. Die Genieen müssen sich zuweilen gefallen lassen, daß ihnen diese Herr hier und da einen Wasserbau anlegen. Muß doch der mächtige Vater Rhein so seinen schönen Schlangenlauf am Ende verändern, um einige fruchtbare Wieselein zu machen, nach dem kleinen Interesse der tausend Beherscher seiner Ufer sich seiner Kräfte begeben, und in mancherley Zickzack sich brechend traurig zur Ruh ins Meer sich wälzen.

Für diejenigen Damen, die das edle volle Herz des unglücklichen Werthers bey Lotte für zu jugendliche unwahrscheinliche Schüchternheit, und seinen Selbstmord mit einigen Philosophen für unmöglich halten, ist das Büchlein nicht geschrieben. Die andern werden's vielleicht, wie ich, zu den wenig einzelnen Büchern legen, die sie des Jahrs mehr als einmal lesen.

Habe warmen herzlichsten Dank, guter Genius, der du Werthers Leiden den edlen Seelen zum Geschenke gabst.“

3.6. Christian Friedrich Daniel Schubart in: Deutsche Chronik, 72. Stück (5. Dezember 1774)<sup>93</sup>

„Da sitz' ich mit zerflossnem Herzen, mit klopfender Brust und mit Augen, aus welchen wollüstiger Schmerz tröpfelt, und sag Dir, Leser, daß ich eben die ‚Leiden des jungen Werthers‘ von meinem lieben Goethe — gelesen? — nein, verschlungen habe. Kritisieren soll ich? Könnst' ich's, so härt' ich kein Herz. Göttin Critica steht ja selber vor diesem Meisterstück des allerfeinsten Menschengefühls aufgetaut da. Mir war's, als ich Werthers Geschichte las, wie der Rahel im elften Gesang des ‚Messias‘, wie sie im himmlischen Gefühl zerrann und unter dem Gelispel des wehenden Bachs erwachte. — Ein Jüngling voll Lebenskraft, Empfindung, Sympathie, Genie, so wie ohngefähr Goethe, fällt mit dem vollen Ungestüm einer unbezwinglich haftenden Leidenschaft auf ein himmlisches Mädgen. Die ist aber schon verlobt und vermählt sich mit einem braven Manne. Aber diese Hindernis verstärkt nur Werthers Liebe. Sie wird immer unruhiger, heftiger, wütender, und nun — ist jede Wonne des Lebens für ihn tot. Er entschließt sich zum Selbstmorde und führt ihn auch aus. Diesen simplen Stoff weiß der Verfasser mit soviel Aufwand des Genies zu bearbeiten, daß die Aufmerksamkeit, das Entzücken des Lesers mit jedem Briefe zunimmt. Da sind keine Episoden, die den Helden der Geschichte, wie ein goldnes Gefolg einen verdienstlosen Fürsten, umgeben; der Held, Er, Er ganz allein lebt und webt in allem, was man liest. Er, Er steht im Vordergrund, scheint aus der Leinwand zu springen und zu sagen: ‚Schau, das bin ich, der junge leidende Werther, dein Mitgeschöpf! So mußst' ich volle irdenes Gefäß am Feuer aufkochen, aufsprudeln, zerspringen!‘ — Die eingestreuten Reflexionen, die so natürlich aus den Begebenheiten fließen, sind voll Sinn, Weltkenntnis, Weisheit und Wahrheit. Thomsons Pinsel hat nie richtiger, schöner, schrecklicher gemalt als Goethes. Soll ich einige schöne Stellen herausheben? Kann nicht; das hieße mit dem Brennglas Schwamm anzünden und sagen: Schau, Mensch, das ist Sonnenfeuer! — Kauf's Buch und lies selbst! Nimm aber dein Herz mit! — Wollte liebe ewig arm sein, auf Stroh liegen, Wasser trinken und Wurzeln essen, als einem solchen sentimentalischen Schriftsteller nicht nachempfinden können. Ist bei Stage zu haben.

3.7. Matthias Claudius in: Asmus omnia sua secum portans, oder Sämmtliche Werke des Wandsbecker Bothen, I. und II. Theil (Hamburg, 22. Oktober 1774)<sup>94</sup>

„Weiß nicht, ob's 'n Geschicht oder 'n Gedicht ist; aber ganz natürlich gehts her, und weiß einem die Thränen recht aus 'm Kopf heraus zu holen. Ja, die Lieb' ist 'n eignes Ding; läßt sich's nicht mit ihr spielen, wie mit einem Vogel. Ich kenne sie, wie sie durch Leib und Leben geht, und in jeder Ader zuckt und stört, und mit 'm Kopf und der Vernunft kurzweilt. Der arme Werther! Er hat sonst so feine Einfälle und Gedanken. Wenn er doch eine Reise nach Pareis oder Pecking gethan hätte! So aber wollte er nicht weg von Feuer und Bratspieß, und wendet sich so lange dran herum, bis er caput ist. Und das ist eben das Unglück, daß einer bey so viel Geschick und Gaben so schwach seyn kann, und darum sollen sie unter der Linde an der Kirchhofmauer neben seinem Grabhügel eine Grassbank machen, daß man sich drauf hinsetze, und den Kopf in die Hand lege, und über die menschliche Schwachheit weine. — Aber, wenn du ausgeweinet hast, sanfter guter Jüngling! wenn du ausgeweinet hast; so hebe den Kopf fröhlich auf, und stemme die Hand in die Seite! denn es giebt Tugend, die, wie die Liebe, auch durch Leib und Leben geht, und in jeder Ader zuckt und stört. Sie soll

(93\*) Siehe Anm. 88.

(94\*) Siehe Anm. 88.

dem Vernehmen nach, nur mit viel Ernst und Streben errungen werden, und deswegen nicht sehr bekannt und beliebt seyn; aber wer sie hat, dem soll sie auch dafür reichlich lohnen, bey Sonnenschein und Frost und Regen, und wenn Freund Hain mit der Hippe kommt.“

3.8. Friedrich von Blanckenburg in: Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste (Leipzig, Anfang 1775)<sup>95</sup>

„Obgleich alle unsre Leser hoffentlich diesen ausserordentlich rührenden Roman (denn nur dafür, glauben wir, dies Buch ansehen zu müssen,) bereits kennen, so werden wir ihnen dennoch den Inhalt desselben hier vorlegen, nicht um sie an die bloßen Begebenheiten zu erinnern, sondern mit ihnen zu untersuchen, welch Verhältniß sich zwischen diesen Begebenheiten und dem Charakter der handelnden Personen befindet, — und auf welche Art also die Katastrophe herbey geführt worden ist? — Indem hierdurch die feine dichterische Behandlung dieser Geschichte ins Licht gesetzt werden wird, erhalten unsre Leser zugleich Gelegenheit, ihren Werth und Unwerth, worüber so viel und so mancherley gestritten wird, desto richtiger zu beurtheilen. Wenn es gewiß ist, daß unsre Art zu denken und zu empfinden, nur die Wirkung aller der Zufälle und Begebenheiten seyn kann, vermöge welcher wir vielmehr so, als anders gebildet worden sind: so ist es zu richtiger Beurtheilung unsrer Handlungen nothwendig, jene Begebenheiten und Zufälle, und das Verhältniß, das sich zwischen den, durch sie erhaltenen Vorstellungen und Empfindungen, und der, aus diesen erfolgten That befindet, so anschauend als möglich vor sich zu sehen. Im menschlichen Leben wird uns dieser Anblick nie, oder höchst selten nur, an uns zu Theil; aber das Genie, in seinen Werken, verschafft uns oft das Schauspiel einer Reihe in einander gegründeter Begebenheiten und Empfindungen, und weidet uns zugleich dadurch auf die, dem menschlichen Geist anständigste und reizendste Art, — an dem Anblicke von Vollkommenheit. Die Entwicklung der Leiden des jungen Werthers kann noch einen andern Nutzen haben. Sie kann vielleicht junge Dichter manches über ihre Kunst, über Verbindung, Anordnung und Ausbildung dichterischer Charaktere und Werke lehren, — so wie sie uns Gelegenheit geben wird, zu richtiger Abwürdigung solcher Produkte überhaupt, einige Punkte aufzuklären und festzusetzen. — Wir verlangen indessen nicht, den jungen Werther auf jeden Schritt zu begleiten, den ihn sein Freund (wir sagen nicht Dichter, fest überzeugt, daß wir den Verfasser dieser Schrift nicht höher ehren können, als durch jenen Titel,) auf das Ziel zu thun läßt. Wir würden sonst jeden Brief kommentieren müssen, weil fast jeder ein besondres, nothwendiges Glied der Kette ist, die Anfang und Ausgang dieses Werks zusammen hält.

Die Begebenheiten, von welchen der junge Werther ein so mitleidenswürdiges Opfer wird, sind, — eine unglückliche, eigentlich unbefriedigte, am Ende gar strafbare Liebe, — und dann eine Kränkung seiner Ehre; und mit diesen Hauptumständen sind andere, aus der um ihn her angenommenen Lage entstandene kleinere Zufälle verknüpft. Wie hat nun der Dichter diesen Mann gezeichnet? und welche Mittel hat er gebraucht, um uns mit ihm bekannt zu machen? — Wenn wir das Buch öffnen, und (S. 7) lesen: ‚Die Einsamkeit ist meinem Herzen köstlicher Balsam in dieser paradiesischen Gegend, und diese Jahreszeit der Jugend wärmt mit aller Fülle mein oft schauerndes Herz. Jeder Baum, jede Hecke ist ein Straus von Blüten, und man möchte zum Mayenkäfer werden, um in dem Meer von Wohlgerüchen herum zu schweben, und alle seine Nahrung

(95\*) Siehe Anm. 88.



darinn finden zu können, — oder (S. 8) den jungen Werther sehen, in dem verfallenen Kabinetten eines Gartens, Thränen dem Andenken des Mannes opfern, dessen fühlendes Herz der edle Jüngling in dem Plan dieses Gartens erkannte, und dessen Lieblingsplatz eben dieses Kabinetten war; — oder (S. 9) ihn erzählen hören: 'wenn das liebe Thal um mich dampft, und die hohe Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finsterniß meines Waldes ruht, und nur einzelne Strahlen sich durch das innere Heiligthum stehlen, und ich dann im hohen Grase, am fallenden Bache liege, und näher an der Erde tausend mannichfaltende Gräsern mir merkwürdig werden, — wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwischen Halmen, die unzähligen, unergündlichen Gestalten, all' der Würmgen, der Mückgen näher an meinem Herzen fühle, und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der uns all nach seinem Bilde schuff, das Wehen des Allliebenden, der uns in ewiger Wonne schwebend trägt und erhält. Mein Freund, wens denn um meine Augen dämmert, und die Welt um mich her, und Himmel ganz in meiner Seele ruht, wie die Gestalt einer Geliebten; dann sehn ich mich oft und denke: ach könntest du das wieder ausdrücken, könntest du dem Papiere das einhauchen, was so voll, so warm in dir lebt, daß es würde der Spiegel deiner Seele, wie deine Seele ist der Spiegel des unendlichen Gottes. Mein Freund, — aber ich geh darüber zu Grunde, ich erliege unter der Gewalt der Herrlichkeit dieser Erscheinungen': — Wenn wir dieses lesen, müssen wir nicht einen Mann von sehr, sehr lebhaften Empfindungen und höchst warmen Herzen hieran erkennen? — Die Jahreszeit und der Schauplatz und die Einkleidung der Geschichte scheint uns vortrefflich gewählt um diesen Charakter in Handlung zu setzen. Die Scene öffnet sich im Frühling. Das warme Herz, wenn alles um uns herum ein neues Seyn und Wesen empfängt, und Leben in alle Theile der Schöpfung dringt, mit einem Wort, daß im May dieses Herz vorzüglich erwärmt, und seine Empfindungen hervorgetrieben werden, wachsen, sich verbreiten und blühen, lehrt uns alle die Erfahrung, eben so wie das, daß der Anblick einer lachenden Landschaft und paradiesischen Gegend um uns her, uns mächtiger hervorlocket, als der Anblick einer dürrn Heide und eines nackten versengten Gefildes. Aber ausser allen diesem, bereiten die Eindrücke dieser Dinge auch vorzüglich einen Boden zu, in welchem Liebe tiefe, sehr tiefe Wurzeln schlagen kann: Natur und Dichter und Moralisten lehren uns die Gefährlichkeit des blühenden Frühlings für das Herz. — Und wie konnte der Dichter den Mann, der nichts war und seyn sollte, all Gefühl, besser in Handlung setzen, das heißt, wann konnten alle seine Eigenschaften thätiger seyn, und uns also anschauer dargelegt werden, als wann dieser Mann sein Herz reden und sich ergießen läßt? Und gegen wen kann er dieß, oder gegen wen sonst kann er es, als gegen seinen Freund? — Daher dünkt uns hier die Wahl der Einkleidung in Briefen, dem Manne, der sie schreibt, und was er schreibt, und schreiben soll, so wohl angemessen, daß wir diesen Roman für einen der ersten halten, dem diese Einkleidung ganz zupasse. Der Dichter wollte uns, — wie vielleicht jeder Dichter in dieser Gattung von Gedicht es sollte — die innre Geschichte eines Mannes geben, und wie aus der Grundlage seines Charakters allmählig seine Schicksaale sich entwickelten, und wurden; und ein Werther durfte (zumal gegen seinen Freund), sein Inneres aufdecken, — und war fähig dazu, — und oft in der Notwendigkeit seine Empfindungen auszuschütten. Aber aller dieser innern Wahrscheinlichkeit möchte viel leicht diese Einkleidung bedürfen, wenn der Vorzug, den sie hat, uns die That selbst zu zeigen (an Statt, daß wir in dem erzählenden Dichter nur die Beschreibung davon hören,) ein wahrer, zweckmäßiger Vorzug bleiben soll. —

Aus dem Stamm und der Grundlage des Wertherischen Charakters hat der Dichter verschiedene Neigungen und Eigenschaften aufschießen lassen, wie sie vorzüglich dar aus heraufwachsen konnten und mußten, damit wir das ganze, vollständige Gewächs

mit allen seinen Zweigen verbreitet, nach allen seinen Seiten, in seiner ganzen Rundung und Masse vor uns hätten. Vollständige Darstellung von Charaktern ist für den Ruhm des Dichters, für die Dauer seines Werks, und für das Vergnügen der Leser gleich sehr vorteilhaft. —

Natur um sich her berauscht, seine Empfindungen auszudrücken suche, daß es, so zu sagen, Nothgedrungen sey, sich diesem Triebe zu unterwerfen, das lehrt uns die Natur der menschlichen Seele, und die Geschichte aller großen Dichter und Künstler. — Werther zum Dichter zu machen, war vielleicht mißlich, weil wir ihn alsdann auch als Dichter sehen wollten, und der Wahrheit der Täuschung wegen, sehen mußten, und bey dem Zwange der Dichterey, es vielleicht schwer seyn würde, alle die Wärme des Ausdrucks, und alle die Eigenthümlichkeit seines Geistes in ein Gedicht hinein zu legen. —

Solche Wärme des Herzens, wie wir sie in W. schon gesehen haben, wird zwar wenig Menschen zu Theil; aber bey dem, der sie einmal erhalten hat, sind die Wirkungen davon, wenn sie nicht durch äußern Zwang zurückgehalten werden, sehr natürlich diese, daß, da unter Menschen und Vergnügungen und Geschäften mit ihnen, sein empfindsames Herz eben so leicht und leichter noch beleidigt, als befriedigt, und wenn es sich, seiner Natur nach öffnet, um Beschäftigung und Nahrung zu erhalten, durch jedes unzeitige und heftige Berühren gezwungen wird, sich wieder zu schließen, weil die verschiedenen Leidenschaften der übrigen Menschen aus seinem Zirkel, indem sie auch ihre Genugthung suchen, darauf treffen müssen, und seiner größeren Empfindsamkeit jeder Drang und Druck ein empfindlicher Stoß seyn muß. — Die Folgen hiervon, sagen wir, sind natürlich diese, daß ein Mann mit solchem Herzen, sich, so oft er ihn heran drängen und kommen können, und aus allen Geschäften herauswickeln, und zu solchen Gegenständen wenden wird, wo er Nahrung und Befriedigung suchen darf, ohne Furcht, daß er sich alle Augenblick wieder werde zusammen ziehen müssen: das heißt dahin, wo er sich an Dingen vergnügen kann, ohne daß er sich mit ihnen, und sie sich mit ihm verwickeln dürfen und können. Beyspiele hierzu würde man in manchem Kloster, in mancher Einsiedelei antreffen. Wir wollen deswegen gar nicht behaupten, daß Trennung von Menschen, und Geschäften mit ihnen, fürs Ganze, und für uns selbst gut sey; die vielen Bande, vermöge welcher die allermehesten Menschen an die Gesellschaft herangezogen und festgeknüpft werden, beweisen es, daß wir uns nicht von ihnen losmachen sollen; auch wissen wir, daß, wann ein Mann, mit dem empfindsamsten Herzen, einmal in den Zirkel des geselligen Lebens hinein gezwängt ist, Gewohnheit und Uebung ihn endlich abhärten, und das, was ihn sonst schmerzlich anfiel, oder doch seinem Gefühl widerlich war, erst erträglich, und endlich gar behaglich und angenehm machen; aber wir glauben auch, daß man es für möglich, und höchst wahrscheinlich und natürlich halten müsse, wann solch ein Mensch, in einer freyen Lage, das für seine Empfindungen passendere und ihm genughuende Geschäft allen übrigen vorzieht. — Der Dichter hat seinen Freund auf diese Art handeln lassen; und die Gründe dazu werden wir in der Folge finden. — Geschäftig und thätig natürlicher Schönheit. Fast alle seine Briefe enthalten nichts, als die Beweise hiervon. Und die Wirkung dieser Dinge auf seinen Geist, wird uns durch seinen, beynahe ausschließenden Geschmack für Homer, höchst anschaulich gemacht. Denn der Mann, der von sich sagen konnte: (S. 11) 'Wenn ich so da sitze (am Brunnen) und die Mägdchen kommen denn aus der Stadt, und holen Wasser, das harmloseste Geschäft und das nöthigste, das ehemals die Töchter der Könige selbst verrichteten, so lebt die patriarchalische Idee so lebhaft um mich, wie sie alle diese Altväter am Brunnen Bekannt-



schaft machen, und freyen, und wie um die Brunnen und Quellen wohlthätige Geister. Guter Gott, blieb da eine einzige Kraft meiner Seele ungenutzt konnt ich nicht von schweben. O der muß nie, nach einer schweren Sommertags Wandrung sich an deß all das wunderbare Gefühl entwickeln, mit dem mein Herz die Natur umfaßt' Brunnens Kühle gelabt haben, der das nicht mit empfinden kann.' — Der Mann muß u. s. w. — Aber wenn nur, um uns so auszudrücken, ein lebender Widerhall seiner sich gleichsam im Homer zu Hause finden. — Wenn die Beschäftigung mit Gegenempfindungen ihnen größere Kraft und Thätigkeit geben könnte: so kann dieser auch ständen und Schönheiten der Natur vorzüglich die Folge, gleichsam die Wirkung einer Person her erschallen, deren Empfindungen ähnlichen Ton, durch ähnlichen Empfindbarkeit ist: so muß der Genuß dieser Schönheiten, es sey nun ähnliche Nahrung mit ihm erhalten harten. — Wir wissen, daß W. schon bey unbeseelten Homer, oder in der Natur selbst, oder wo es wolle, diese Empfindbarkeit wieder verScenen der Natur und Abbildungen patriarchalischen Lebens glühete, und daß seine mehren; denn sie kann nur Genugthuung und Befriedigung durch das erhalten, was Einbildungskraft sich Vorstellungen davon, zur Nahrung seines Herzens erschuff; und Nahrung für sie ist. Auf diese Art wachsen und werden alle unsre Neigungen. Was sein erster Blick auf Lotte ist ein Augenblick, in welchem er sie süsse Träume seiner wird der Hang für einzelne Gegenstände ihrer Genugthuung, durch den Besitz derselArt, in Leben und Wirklichkeit bringen sieht. (S. 30) Auch öffnet diese, so zweckben vermindert; aber dieß ist nichts weniger als Verminderung der Neigung übermäßige Erscheinung Lottens sogleich sein Herz; er muß sich im Seinen und unter den haupt. Die Wirkung einer vorhergehenden Ursache wird immer Ursache der folgendeSeinen, mit allem Wohlgefallen des ersten Augenblicks dieser Entdeckung zu finden Wirkung in der Natur, und so auch in diesem Werk. Und dieß fortgehende Werdeglauben. Und mit jedem Worte der folgenden Unterhaltung auf dem Wege zum Tanz, des einem aus dem andern ist Handlung. — muß Lotte einen Schritt tiefer in dies eröffnete Herz hineindringen, da W. nun erken-

Die immer mehr wachsende und werdende Empfindbarkeit muß in der Folge aunen kann, daß sie nicht bloß, dem äussern Scheine nach, zu seiner Familie gehört. Der immer stärkere Nahrung zu ihrer Befriedigung suchen, und wenn sie solche nun nichtDichter hat ihre Erziehung, ihr ganz Geschäft und Lage so angenommen, daß die Wir-erlangt, indem sie nach ihr seufzt, und greift: so wird aus Sehnsucht endlich sanfkung dieser Ursachen ein Kind der Natur seyn mußte. — Die folgenden Umstände, Schwermuth. Und die blickt aus Werthers auch vom Anfang an heraus. Zwar sagt unter welchen W. Liebe mehr noch aufkeimt, Musik und Tanz, scheinen uns diesem buchstäblich nichts von Schwermuth; aber wenn sie Charakterzug, wie billig seyZwecke eben so gut zu entsprechen, als die erste Unterhaltung. Unter dem Geräusche sollte, und W. schwermüthig ist, — weil er es ist, und nicht, weil er es seyn will, odjener Umstände konnte einem Werther von Lottens Geist und Herz nicht so viel hör-seyn soll: so konnte und durfte er nichts davon erzehlen. Alle Menschen sind es gar werden, daß er sie für seine eigene zu erkennen vermochte; aber, ausser der all-legentlich und vorübergehend; und die müssen es denn auch selbst wissen, daß sie gemeinen Beförderung, die die Liebe durch die Wärme erhält, die Tanz und Musik sind. — Aber wenn W. das sich vergessen nennt, (S. 14) wann er sich mit Menschen geben, waren sie notwendig, das Herz, das anfang (S. 19) sich seine Welt aus freut: so ist das die wahre und die kräftigste Bezeichnung dieses Zustandes für ihn: sich selbst zu bilden, ganz von dieser Welt wegzulocken, und die Bedenklichkeiten zu ist Handlung des Schwermüthigen. Der Raum fehlt, uns diese so wahre Stelle, unbetäuben, die aus der Nachricht von Albertens Versprechung mit Lotte entstehen mehrere, die zum Zeugniß dienen könnten, als (S. 18. 25.) anzuführen; wir begnügten. — Wenn wir nicht den Raum zu schonen hätten: so würden wir den Beytrag uns an einer seiner Betrachtungen übers Menschengeschlecht: Die meisten verarbeitendes glänzenden Schauspiels der Natur nach dem Gewitter, und verschiedener Vorfälle den größten Theil der Zeit, um zu leben, und das Bisgen, das ihnen von Freyhbey dieser Lustbarkeit mehr zum Anwachs dieser Liebe näher entwickeln; die Leser übrig bleibt, ängstigt sie so, daß sie alle Mittel aufsuchen, um's los zu werden. O Werden die kleinsten Umstände, wenn sie solche untersuchen wollen, von Bedeutung, stimmung der Menschen! Wie viel drückt nicht dieser einzige Ausruf, an dieser Stellund alles dem Charakter der handelnden Person, und dem Zweck mit demselben so aus! — Und die Folgen dieser Schwermuth, wenn sie nicht gestillt wird, wenn sich gortrefflich angemessen finden, daß, wer mit ähnlichem Herzen, und in ähnlichen Um-kein genugthuender Gegenstand dem empfindsamen, sehnennden Herzen darstellt, wiständen behaupten könne, er würde doch nicht vergessen haben, daß Lotte schon Braut es nicht das süsse Gefühl von Freyheit im Herzen, und daß man diesen Kerker vsey, entweder Sokrates oder Tartüffe seyn, — oder wer W. zum Verbrecher machen lassen kann, wann man will, (S. 19) am Ende seyn müssen? Man denke sich den Zkann, die Geschichte der Entstehung dieser Liebe, und Werthers Charakter nicht recht stand eines ganz unbefriedigten Herzens! Wir wollen W. gar nicht rechtfertigen; wgefaßt haben, oder Liebe gar nicht kennen muß. Ein Mann mit lebendigem Gefühl reden nur von dichterischer Wahrheit. — Doch das mehrere hierüber in der Folge! von Unschuld, und mit unbefangenen, und daher desto wärmern Herzen, scheint uns Aber aus diesen schwachen, vorläufigen Aufschößlingen des Wertherischen Charaktepeym Wohlgefallen an irgend einem Geschöpf nicht sogleich Strafbarkeit ahnden, — können wir zum voraus sehen — (und Dank dem Dichter auch für diese, Natur und das heißt, mit andern Worten, einen Plan zur Ausführung dieses Wohlgefallens an-Wahrheit so getreue, und das Genie bezeugende Ankündigung!) — welche Früchtelegen zu können; eines streitet mit dem andern. Der Mann aber, der nichts als Be-hervorbringen muß, wann einst kräftigere Ursachen, als bis jetzt wirksam waren, kiederden hat, behält Zeit und innre Ruhe genug übrig, um gewahr zu werden, daß er treiben, — und wie zweckmäßig für den Ausgang der Dichter die Grundlage anrecht begehrt, so bald er das, was er fühlen kann, für eine Person empfindet, die Charakters gemacht, und seine Empfindbarkeit auf höchste getrieben habe. eine Begierden nicht mehr stillen darf; und von diesem können wir auch, mit Recht

Daß nicht Werthers höchst warme Empfindungen noch eine Genugthuung erhalteberlegung fodern. — An sehr vielen kleinen Ausbrüchen ist es am sichtbarsten, daß Werthers Herz durch können, wenn sich ein Gegenstand findet, welcher ihnen mehr Beschäftigung giebt, dotten durchaus Leben und Thätigkeit erhalten hat. Er kann sich mit einem ihrer die bis jetzt auf sie wirkenden Ursachen, ist sehr natürlich. Werther selbst wußte die blicke, mit dem Schall eines Worts, das sich auf sie bezieht, (S. 62. 63) beschäftigen. — schon, und vielleicht wurde dadurch seine Sehnsucht nur vermehrt. Ach daß die FreyUnd dieses Leben muß durch alles, was Lotte sagt und thut, und durch die Gesell-dinn meiner Jugend dahin ist, ruft er (S. 15) aus, ach daß ich sie gekannt habe! Und dieses Leben muß durch alles, was Lotte sagt und thut, und durch die Gesell-würde zu mir sagen: du bist ein Thor! du suchst, was hienieden nicht zu finden schaften, Oerter und Gegenden, wo W. sie sieht, mehr Kraft und Stärke, und festere Wurzeln erhalten: so passend ist alles für den Charakter Werthers gewählt. Aber auch Aber ich habe sie gehabt, ich habe das Herz gefühlt, die große Seele, in deren GegWurzeln erhalten: so passend ist alles für den Charakter Werthers gewählt. Aber auch wart ich mir schien mehr zu seyn, als ich war, weil ich alles war, was ich seyn konntum Beweise dieser Bemerkung, fehlt uns der Raum; Leser von Herz und Geist wer-

den ihn aber selbst, und gleich viel Unterricht und Vergnügen in diesem Geschäft finden, es sey, daß sie es als Menschen, oder als Dichter unternehmen. —

Je lebendiger Werther seine Neigung für Lotten fühlt, je deutlicher er anfängt, ihren Augen wahre Theilnehmung für ihn zu lesen, und je mächtiger er folglich an sie hingezogen wird, desto natürlicher und lebhafter muß er jetzt auf das Hinderniß stoßen, das ihn ewig von Lotten zurückhalten wird, — und desto tiefer müssen denn auch, da das Hinderniß nicht wegzudringen ist, seine Lebensgeister davor niedersinken. Auch sehen wir dieß in der ersten Erinnerung an Albert. (S. 66) ,Wenn sie (Lotte) vor ihrem Bräutigam spricht, mit aller der Wärme, aller der Liebe, da ist mirs, wie einer der alle seiner Ehren und Würden entsetzt, und dem der Degen abgenommen wird.' In dem folgenden Briefe steht kein Wort von Albert, aber der Fortgang der Erinnerung an ihn, ist an Werthers Geist sehr sichtbar. Er redet von Pein, Verwirrung, Grillen; und nur Lottens Leiblied, das sie auf dem Klavier spielt, mit der Kraft eines Engels, so simpel und so geistvoll, kann ihn davon herstellen; und, wenn er sich eine Kugel vorn Kopf schießen möchte, alle Irrung und Finsterniß seiner Seele zerstreuen. Wer erkennt hier nicht die ganze Natur und Macht von Tonkunst und Liebe an ihren Siegen über zunehmende Schwermuth? — Wir übergehen mehrere Stellen, die uns den Zustand von Werthers edler Seele, seine Unruhe, seine, ihm selbst noch unnennbare Hoffnungslosigkeit, bezeichnen, und wollen unsern Lesern nur noch eine Stelle heben lassen: ,wenn ich mich jemals unterstehe, Wilhelm, diesen Himmel, dieses Vertrauen — du verstehst mich. Nein, mein Herz ist so verderbt nicht! Schwach! schwach genug!' — [...] — Unstreitig macht Ausschüttung das Herz leichter, aber wenn auch nicht das Geschäft mit Lotten selbst, und die Frage mit welcher er den Brief abschließt, ,Ist Albert bey Ihnen? Und wie? — Gott verzeihe mir diese Frage!' neuen Zuflusses verschaffen konnte; so mußte doch diese, darauf folgende Neuigkeit von Lottens schon vollzogener Verheurathung, und die vereitelte, vermiste Genugthuung, bey dieser Gelegenheit ein Herz in Thränen auszuschütten, seinen Blick nur noch mehr auf Lotten hinziehen, und seine Empfindungen anschwellen. Und so wie der Grund einer unversiegenden Quelle, wann ihre Wässer nicht abschießen können, oder sollen, endlich durch sie durchwühlt, und angegriffen wird, eben so mußte auch Werthers Herz durch seine Empfindungen angerissen und wund gerieben werden, um so mehr, da es so warmen, brennenden Empfindungen von Liebe und Trennung waren. — In einem solchen mußte denn auch der Stachel jeder Beleidigung tiefer dringen, und heftiger darschmerzen. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß Bekümmerte, am Herzen Leiden leichter zu beleidigen sind, als Leute mit fröhlichen Aussichten und gesundem Herzen. — Auch ist das erste, was wir, nach dem Glückwunsche, der Schwermuth zu Lottens Hochzeit: (S. 129) ,Gott segne euch, meine Lieben, geb euch all die guten Tage, die mir abzieht! — Leb wohl! leb wohl, Engel des Himmels, leb wohl Lotte!' — von Werthern hören, die Nachricht von dem gehabten Verdruss. — So schicklich dieser Zeitpunkt also gewählt ist, eben so richtig und vortrefflich ist auch der ganze Zufall aus der Reihe der Dinge in diesem Roman hergeleitet. Wenn das kleine All des dichterischen Genies dem großen All des Schaffenden ähnlich werden soll, so muß schon seine erste ursprüngliche Einrichtung das gelegt werden, was für die Folgen und den Endzweck nöthig ist, so daß nichts geradesweges von aussen herkommen darf, den Lauf des Werks zu hemmen, oder zu beschleunigen; und dieß Alles muß darinn nicht allein Wirkung seyn, sondern auch als Ursache, und also als Mittel zur Erreichung der Hauptabsicht dienen; — mit einem Worte, es muß nichts, nur um sein selbst willen darinn erscheinen. Es ist Charakterzug von Werthern, sich seinem Herzen so oft überlassen, als er nur kann; aber deswegen muß er sich denn auch in der Gesellschaft

des Grafen von C. und Fräulein B. gefallen; aber eben dieser Zug, und eben diese beiden Personen werden das Mittel, die Beleidigung herbey zu führen. Und sie werden es sehr wahrscheinlich. Denn nur in ihrer Gesellschaft dürfte Werther, auch nur so kurze Zeit, gegen unsre unsinnigen Gebräuche und Einrichtungen, und alles, was er um sich herum hörte und sah, ausgedauert haben. Und eben so dichterisch schön sind die Eigenthümlichkeiten unsrer Sitten ins Werk hinein gewebt; sie werden zur Ursache von Werthers Verdruss gebraucht; und eben so wahrscheinlich, weil wir nichts von ihnen hören, was wir nicht täglich sehen. Und konnte ihre Abscheulichkeit, ihre Lächerlichkeit in heller Licht gesetzt werden, als wenn sie zu eines Werthers Untergange etwas beyzutragen vermochte? Welche Schmach für die Feyerlichkeiten, und die Pedantereyen unsers deutschen Adels! Freylich scheint es, als ob sie eben ihrer Lächerlichkeit wegen auf den vernünftigen Mann desto weniger Eindruck machen sollten; aber Hochmuth und Verächtlichkeit sind immer beleidigend; und wenn uns mit ihnen nun von Personen begegnet wird, die selbst höchst verächtlich sind, wird es unsern Stolz nicht reizen? — Wir wissen von Werthers Empfindlichkeit und dem Eigenthümlichen derselben schon genug, um das Besondere dieser Beleidigung für ihn einzusehen; und wir wissen auch, wie er vorbereitet war, um tief beleidigt zu werden. — Und wenn nun Werthers Geschäft ihm allein diese Beleidigung zugezogen hatte, und sogar die Personen, die ihn über dieß Geschäft zu trösten vermochten, die Veranlassung zu diesem Verdruss wurden, und ihn empfindlicher machten, besonders das gute Fräulein B. durch die recht charakteristisch Weiberartige Mittheilung vergangener unheilbarer Unannehmlichkeiten, bloß um ihre Theilnehmung desto lebhafter bezeugen zu können: — mußte dieß alles nicht einen W. Abscheu und Widerwillen für alle öffentliche Geschäfte einflößen? Wir sagen nichts von dem Einflusse, den schon die Natur seines Geschäftes selbst, und der Mann, unter welchem er es trieb, auf ihn haben mußten; denn ungeachtet er (S. 116) darauf losarbeitete, sich gegenwärtig Pflicht in Vergnügen zu verwandeln, ungeachtet er den Werth der Zerstreung für seine Ruhe kannte, — so würde dennoch die Erfahrung, daß diese Dinge dem, wodurch W. allein lebte, seinem Herzen alle Thätigkeit nahmen, für die Zukunft ihm alle Neigung für sie haben nehmen müssen. — Wir haben uns bey Entwicklung dieses, dem Ansehn nach, geringfügigen Vorfalles, etwas aufgehalten, erstlich, um jungen Romandichtern ein Beyspiel innerer Einrichtung aufzustellen, und dann sie zu überzeugen, daß, wenn es zuerst thöricht ist, ihre kleine Welt, um uns dafür zu interessiren, aus ganz andern Dingen, als die wirkliche, größere, aus Abentheuern und ausserordentlichen, wundersamen Begebenheiten zusammen zu setzen, gleich, als ob jene nur aus Misgeburten und Ungeheuern bestände, — es zugleich ganz unnöthig ist, weil dieser Endzweck auch durch ganz einfache, gewöhnliche Dinge, wenn sie nur dichterischen Gebrauch davon zu machen wissen, erreicht werden kann. — Wir kehren zu Werthern zurück, ohne uns bey seinen verschiedenen Schritten, eh' er zu Lotten zurück kommt, aufzuhalten. Nach allem, was wir von ihm und ihr kennen, wars nicht anders möglich, als daß er nur bey ihr Ruhe zu finden hoffen konnte, — daß er nun, eben weil er sie so lange entbehrt hatte, sie desto eifriger suchen und wünschen mußte. — Aber er fand sie nicht allein, sondern sah auch den Gegenstand, der sie ihm verschaffen sollte, Lotten vor sich herum schweben, — konnte ihn nun weniger noch erreichen, oder zu erreichen hoffen, als vordem, und doch nicht von ihm lassen. Denn mußte es nicht noch seine Anhänglichkeit an Lotten vermehren, wann er, — und wäre dieß auch nur Wahn seiner Zärtlichkeit gewesen — sich einbilden konnte, sie sey nicht glücklich mit Albert? — Sehr natürlich wird er dann träumen, hoffen, daß Albert sterben könne, daß sie alsdann — daß er glücklicher, als Albert seyn würde, wann — Und wenn ihn diese Vorstellungen endlich zur Einbildung verleiten, daß ihm Lotte näher gekommen ist,

wie wir es hören, (S. 153) wo er wünscht, was er noch nicht gethan hatte, sie nur einmal an sein Herz drücken zu können; wenn er (S. 156) schon hundertmal auf dem Punkt gestanden ist, ihr um den Hals zu fallen, und wie er nach so viel Liebenswürdigkeit, so gern zugreifen möchte, — und wenn er nun, indem er die süßen Träume und Wünsche in der Wirklichkeit kosten will, die unübersteigliche Scheidewand in dem Augenblick auch wieder vor sich dastehen sieht, werden nicht seine aufgebrauchte Empfindungen mit ihrer ganzen Gewalt gegen sein eigen Herz zurückströmen, und immer mehr durchwühlen müssen?

Und dieß Herz wird auch von aussenher angefallen. Der Ort, wo er, ehe er Lotte fand, so manchen glücklichen Augenblick hatte, sein Lieblingsplatz ist, (S. 146) in eine Ort des Jammers verwandelt. Und also ist ihm auch Zerstreuung und Erleichterung zu suchen, hierin die Ausflucht genommen. — In diesen Umständen entscheidet sich sein Geschmack für Ossian. Der Maler der einfältigen, rohen Natur und Schönheit, Homer fand nicht mehr das Herz in ihm, das er sonst einzulullen vermochte. — Wer erkennt nicht den Zustand dieses Herzens, wenn W. sich nur vergnügt, (S. 152) an der Haide umsaugt vom Sturmwinde, der in dampfenden Nebeln die Geister der Väter im dämmernden Lichte des Mondes hinführt. Zu hören vom Gebirge her, ein Gebrülle des Waldstroms halb verwehtes Ächzen der Geister aus ihren Höhlen, und die Wehklagen des zum Tode gejamerten Mädchens, um die vier moosbedeckten, grasbewachsenen Steine des edelgefallnen ihres Geliebten. Wenn er ihn findet, den wandernden, grauen Barden, der auf der weiten Haide die Fußstapfen seiner Väter sucht, und ach ihre Grabsteine findet u. s. w. Und muß nicht, wie schon gedacht, sympathetische Unterhaltung unser Gefühl erhöhen? — Und die Schönheit der Natur ist verblüht; die lachende, heitere Frühlingshimmel ist in den trüben, neblichten Herbsthimmel verwandelt; alles ist verwelkt; entkleidet, im Sterben um ihn herum: woher soll ein Werther freudige Vorstellungen nehmen, da alle Gegenstände seines Vergnügens hin sind vor ihm? — Auch sehn wirs sehr deutlich, wie sehr seine Schwermuth allmählig das Übergewicht gewinnt; wie sehr er sich mit ihr befreundet hatte, da er sorgfältig alles auf das, was er nur in ihre Wagschale legen konnte. „Ja es wird mir gewiß, Lieber“, schreibt er (S. 153) an seinen Wilhelm, „gewiß, und immer gewisser, daß an dem Daseyn eines Geschöpfes, so wenig gelegen ist, ganz wenig!“ Eine Unterhaltung über zwey ganz unbekannt, fremde Sterbende war die Veranlassung zu dieser Betrachtung. — Wir müssen zur Schonung des Raums viele Stellen übergehen, in welchen der immer größern Ausschlag dieser Leidenschaften vortreflich sichtbar ist, und wie sie allmählig anfänglich bis zu Kennzeichen von Verzweiflung herab zu sinken. W. läßt sich unter andern von einem Glase Wein verleiten, eine Bouteille zu trinken. Und werden wir nicht die Last des Gefühls, das uns zu Boden drückt, los zu werden, und uns dagegen fühllos zu machen suchen müssen? — Diese Wirkung seiner Schwermuth wird zur Ursache des Fortrückens seiner Leidenschaft gegen Lotten. Sein trostloser Zustand zwingt ihr Mitleid aus ihr an Tag. Und kann das liebende Herz, bey der Versicherung, daß es geliebt ist, anders, als nun auch den Ausdruck seiner Liebe an Tag legen wollen? Soll der Leidende sich nicht hinneigen, woher ihm Linderung versprochen wird? Es ist der Weg der Natur und Liebe, wenn W. bey Entdeckung des innigsten Antheils des süssesten Mitleidens, (S. 160) „mehr als vorher durch bloß liebreiche Schönheit und das Leuchten des treflichen Geistes auf sie hingezogen wird, und er, bey dem sonst alle Begier in ihrer Gegenwart schwieg“, (S. 67) jetzt stärkere Genugthuung sucht, und wünscht. — Du tadelst diesen stärkern Ausdruck von Liebe, Leser? Du findest jetzt Werther strafbar, und fängst an, ihn weniger zu schätzen, weil er weniger seiner mächtig scheint? — Lerne den Weg der Liebe hieran kennen! Spät oder früh kommt sie bey diesem Ziele an. Was du jetzt hörst, ist nicht mehr, ist eben so natürlich und eigen-

thümlich Liebe, als z. B. jene Unruhe, (S. 63) ob sich Lotte nach ihm umgesehn oder nicht, da sie wegfuhr: aber es hat ein strafbarer Ansehen, weil — Verwehre dir den ersten Schritt, so schuldlos er dir scheinen mag! (und du wirst es können, wenn du nur willst, weil unter Tausenden vielleicht nicht einer in solche Verhältnisse mit der Liebe gerathen wird, als unser Freund Werther) wenn du nicht auch so weit kommen sollst. — Und kämest du so weit, wie er, so wünsche ich, daß du dich seiner erinnern, und wie er stark genug seyn mögest, dich zu besinnen, und deiner Begierde entgegen zu schwören; und nicht Genugthuung zu suchen, wir werden dir unsre Hochachtung, unser Mitleid nicht versagen. — [...]

Und wenn der Dichter nun einmal einen solchen Menschen, in einer solchen Lage annahm, muß er ihn nicht, ihr gemäß, denken und handeln lassen? — In so fern hat also der Dichter, bloß als Dichter betrachtet, nur seiner Obliegenheit ein Genüge gethan, und ein vollkommen dichterisches Ideal, das heißt, ein richtig in einander gegründetes werdendes Ganze in dieser Geschichte geliefert. Und wenn auf den ersten Anblick die Voraussetzungen des Dichters, und Werthers angenommener Charakter zu ausschließend, zu besonders, und nicht die allgemeine Wahrscheinlichkeit der Dinge dieser Welt zu haben scheinen sollten, die man mit Recht auch von dichterischen Charakteren fodert, so ergiebt sich doch bey genauer Untersuchung, daß die Grundlage zum Wertherischen Charakter sich in der menschlichen Natur genug findet, und daß die angenommenen Umstände gar nicht außerordentlich in ihrer Art sind, wenn sich gleich beides selten in der Welt wirklich so zusammen trifft. Durch jenes wird der gedachten Forderung Genüge geleistet, und diese letztere passende Zusammenordnung und Stellung, wenn sie nicht Unmöglichkeiten oder Abentheuerlichkeiten enthält, ist dem Dichter nicht allein sehr gestattet, sondern ist auch das, was ihn von dem kahlen Erzähler unterscheidet.

Wir sind weit entfernt, irgend einen Selbstmord rechtfertigen zu wollen. Wir gestehen es gerne ein, und wir hoffen, der Dichter thue es mit uns, daß der unglückliche Werther vor dem Richterstuhl der Vernunft nicht losgesprochen werden kann; aber wir haben es hier nicht mehr mit ihm, sondern mit dem Verfasser seiner Leiden zu thun. Hätte dieser nicht lieber solch ein Buch gar nicht schreiben sollen? — Wäre das Buch bestimmt, oder könnte es und müßte es die Menschen den Selbstmord lehren, so — weg mit ihm ins Feuer! Wir wollen überhaupt nicht irgend ein, in dieser Welt wirklich gewordenes Werk von der Nothwendigkeit freysprechen, nach gewissen Regeln der Sittlichkeit geprüft zu werden. Jedes Ding hat sicherlich mehr oder weniger Werth, je nach dem es mehr oder weniger zur Vervollkommnung dieses Ganzen beyträgt; und Sitten oder Tugendlehre soll die Vorschriften hiezu enthalten. Aber diese Vorschriften können nicht eher abgefaßt werden, als bis man festgesetzt hat, worinn eigentlich die Vollkommenheit des Ganzen besteht, und was ein jegliches Ding, seiner Natur nach, darzu beytragen kann? — Unsre Sittenlehrer sehen, zum Theil, die Sache noch sehr einseitig an; und es war eine Zeit, wo man sie noch einseitiger ansah. Es würde hier mehr als Ausschweifung seyn, wenn wir dem strengen Sittenrichter die wahre Seite, von welcher er die Werke der Dichtkunst betrachten sollte, zeigen wollten; es sey genug zu bemerken, daß die, mit der Natur eines dichterischen Ideals (wofür wir dieses Werk, in seiner Art, wie wir geschn haben, erkennen müssen) verbundene Eigenthümlichkeiten bey seiner Beurtheilung nie aus den Augen gesetzt werden dürfen, weil ohne diese das Werk nicht hätte wirklich werden können. Und diese, als nöthige Eigenschaften eines, in dieser Welt möglichen Werks müssen immer zur Vervollkommnung des Ganzen beyzutragen vermögen, weil ohne dieß das Werk in der Welt des Weisesten nicht hätte wirklich werden können. Freylich wird es, zur Erkenntniß und Anwendung dieses Beytrags nothwendig seyn, die ganze Natur und Umfang und

Eigenthümlichkeit dichterischer Arbeit zu kennen, das heißt, die Natur der Dichtkunst überhaupt studirt zu haben; ohne dieß kann nie irgend eine Beurtheilung statt finden; aber alsdann müßten auch andre Erziehungssysteme gebaut werden, in welchen der menschliche Geist angeführt würde, aus allem, was zu seiner Vervollkommenung etwas beytragen kann, — aus allem, was da ist, — den Vortheil zu ziehen, der in der Natur eines jeden Dinges liegen muß. Und wäre nicht ein Kapitelchen über die Art, wie man die Dichter lesen müsse, um sie zu nützen, in unsere Erziehungsunterrichten einzuflechten, da Dichter beynahe allgemeine Lektüre geworden sind? — Freylich dürfen wir dieß nicht hoffen, da wir noch durchaus so schiefe Begriffe von Kultur und Politur der Sitten haben, und die Werke der Dichtkunst noch immer als Spielwerk oder Zeitvertreib ansehen; nur muß man dann auch nicht, wann von ihnen Mißbrauch gemacht wird, die Schuld auf den Dichter schieben. Wo ist die Sache, die, ohne richtiger Erkenntniß, nicht Unordnungen stiftet? — Die Religion selbst ist hiervon nicht ausgenommen. —

Unstreitig hätte der Dichter Werthern einen andern Weg nehmen lassen, und auch so ein reizendes, nützlich Buch daraus machen können, — wenn er, vom Anfang an, es gewollt hätte; aber, um zu behaupten, daß er billig dieß hätte thun sollen, müßte man vorher beweisen, daß Werthers Leiden entweder gefährlich, oder nicht anziehend genug sind. — Der Dichter ist nicht verbunden, uns immer ein sittliches Ideal zu geben; wir können hier alle Gründe zu dieser Meynung nicht ausführen; aber wenn die Leser vorzüglich nur durch das Spiel der Leidenschaften interessirt werden können, so ist die Sache schon hierdurch bewiesen. Und wo sind denn auch die Dichter selbst, die es zu sagen sich getrauen könnten, allenthalben oder nur viel solcher allgemeiner Muster aufgestellt zu haben? Man würde von der ersten Zeile des Altvaters Homers, von *μηνν αιωδ* an, bis zur letzten des jüngsten allen Romandichters, alles verdammen müssen, wenn man nichts von Leidenschaften hören wollte. Freylich würde man hiegegen einwenden, daß es auch bey gleich wahrer Behandlung der Leidenschaften, dennoch ein Unterschied sey, auf welches Ziel der Dichter seine Personen durch ihre Leidenschaften zutreiben lasse; und wir wollen nicht, zur Rechtfertigung unsers Dichters, die Geschichte des tragischen Theaters herziehen. Man könnte uns sagen, daß Selbstmord bey den Stiftern des Theaters, den Griechen, nicht das gewesen, was er bey uns sey; daß auf ihren Bühnen Fatalismus herrsche, und nach damaligen Begriffen, unbeschadet habe herrschen können; daß aber auch bey diesem, in den uns übrig gebliebenen Stücken, eigentlicher Selbstmord nur selten statt finden, daß wir bey unsern aufgeklärtern Begriffen von Religion und Tugend, und bey sehr verschiedenen Sitten und Gebräuchen, zusammenstimmende Einrichtungen hätten treffen und nicht bloß annehmen, ja gar mehr als annehmen, ihn darauf allgemein machen sollen, und daß also, der im Trauerspiel gleichsam herunter geerbte Mord, das schaffende Genie nicht rechtfertige. [...]

Die Religion selbst will uns nicht zu Starrköpfen bilden und beschäftigt sich mehr mit unserm Herzen, als mit unserm Verstande. — Und wann nun der Dichter durch das Vergnügen unterrichten, und dieser Unterricht uns lehren soll, besser zu werden, kann er seinen Zweck sicherer erreichen, als wenn er das Gefühl des Mitleids in uns zeugt, belebt, nähret? — So viel können wir versichern, daß wir noch immer von der Lektüre der Leiden des jungen W. moralisch besser weggegangen sind, als von allen Untersuchungen, ob W. wohl gehandelt habe; und wie er hätte handeln sollen, oder handeln können? Höchstens hätten wir hier unsern Kopf mit einigen Ideen bereichert; dort gewannen wir zärtliche Theilnehmung an dem Geschick unsrer Mitbrüder. — Aber auch eben aus den Thränen, auf Werthers Asche vergossen, können Nachahmungen aufkeimen? Man fängt an allenthalben mehr Trübsinn und Schwermuth unter dem

Menschengeschlecht zu sehen; und Voltaire (vielleicht, weil er selbst nicht mehr lachen kann) beschwert sich, daß sogar unter seiner Nation der Lacher weniger, und der ernstern Köpfe mehr werden, — und hieran sollen nun auch die Dichter mit Schuld seyn? Wir können hier nicht untersuchen, ob die Menge jener Unglücklichen jetzt größer sey, als ehemals; aber das wissen wir gewiß, daß nur der ganz Unglückliche zum Selbstmörder wird, und daß wohl noch nie die Lektüre irgend eines Dichters irgend einen Menschen in der wirklichen Welt geradeswegs unglücklich gemacht habe. Die Gründe zur Vermehrung dieses Übels sind vielleicht in ganz andern, kräftiger und allgemeiner auf unsre Sitten wirkenden Dingen zu suchen; und wenn man vom Dichter verlangen wollte, er sollte dem Eindruck dieser Dinge entgegen arbeiten: so könnte er sagen: das thut Theilnehmung an Leiden anderer aufs kräftigste; aber auch die kann nichts mehr, als die Uebel zerstreuen, nicht sie heilen. — Gewißlich, wenn man die Geschichte derer untersuchen wollte, die auf jene Art gefallen sind: so würde nur ein kleiner Theil von ihnen, ausser Kirchenliedern, ein ander Lied oder Gedicht gekannt haben; und hätte je das Werk eines Dichters zur Veranlassung oder Ausführung etwas beygetragen: so würde dieß die Blume seyn, aus welcher die Biene Honig, und die Schlange Gift saugt, — aber nur, weil sie als Schlange schon zu ihr kömmt; — oder die Haarnadel, die Emilie in ihren Haaren sucht, wann sie schon Willens ist zu sterben. — Wir wollen hier nicht sagen, daß man überhaupt nicht dichterische Personen nachahmen solle, indem die allgemeine Verschiedenheit in Umständen der Menschen, ein allgemein verschiedenes Betragen erfordert, und das einzele, für irgend ein Individuum passende mit so vieler Überdenkung und Scharfsinn herausgesucht werden müsse, daß, wer dieß vermöge nicht mehr eigentlich Nachahmer heißen könne; man würde vielleicht dieß Sollen nicht wollen gelten lassen. Aber wir werden die Erfahrung fragen, was und wie man dichterische Charaktere nachahme? Die Pamelas und Henrietten werden allenthalben als weibliche Muster angesehen und angepriesen; wie viele unsrer Damen thun nicht alles, um ihnen ähnlich zu werden, und wo sind denn die Pamelas und Henrietten? Eigene Verfassung steht ihren so genannten Nachahmerinnen im Wege, etwas mehr als verzogene Kopien zu werden. Also kann man auch bey dem besten Vorsatze, nicht dichterische Muster erreichen, und man sollte gleich, erst ein Werther werden können, und dann auch so gleich in seine ganze Lage versetzt seyn, von welchem allen nur, wie wir gesehn haben, sein Geschick gleichsam das Resultat war? — Und eben hieraus werden wir nun doch den wichtigsten Nutzen ziehen können. Wir sind auf die anschauendste Art, mit dem menschlichen Herzen überhaupt gemacht worden, indem wir Werthers ganze Denk- und Empfindungsart vor unsern Augen gleichsam werden und wachsen sahen; und Aeltern, Lehrer, die ihr Kinder, untergebene habt, aus welchen ihr diese höhere Empfindsamkeit hervortreten seht, lehmet nicht der weichgeschaffenen Seele die Kraft weiter zu gehen, durch Uebung stärker zu werden; fesselt sie nicht! tödtet sie nicht! aber seht an dem unglücklichen W. welchen Weg sie nehmen kann; und lernt, mit der genauen Kenntniß ihres Ganges in ihm, sie desto besser und sicherer leiten. Wer kann sicherer führen, als der alle Abwege kennt? Ihr werdet, wann ihr, wie ihr es sollt, auch auf die allerkleinsten Bewegungen Acht habt, jetzt die kleinste Verwirrung gewahr werden, und den ersten Schritt zum Verderben entdecken können; und wenn es euch nun hier gezeigt wird, wie ihr euer Kind, euer Schüler auf die beste Art zurück bringen sollt: ist nicht die verlangte Kenntniß, das Wichtigste bey der Sache? [...] Und du, der du glücklich genug bist, einen Werther zum Freunde zu haben, brauche die Macht der Freundschaft über ihn, wenn du ihn allmählig Werthern ganz ähnlich werden sähest, sein Herz zu

Beschäftigungen oder Zerstreuungen zu leiten, die ihn glücklich machen können. Verlaß ihn nicht im Augenblick, da seine eigene Empfindungen seine Mörder werden. Wenn wir zürnen könnten, so wäre es mit diesem Wilhelm, daß er, den Werther schätzte, so liebte, nicht hinflög, ihn zu retten; er hätte es können müssen! Und wenn wir Unwahrscheinlichkeiten aufsuchen: so getraueten wir uns, sie hier zu finden. — Aber wir wollen lieber aus dieser Geschichte Werthersche Charaktere kennen, richtig beurtheilen; und über die Verhältnisse zwischen Menschen und ihren Zufällen, den gegenseitigen Einfluß von Begebenheit und Charakter, und das Werden und Wachsen aller unsrer Neigungen denken lernen. — So glauben wir, daß man überhaupt die Werke der Dichter lesen, und anwenden müsse. —

Wir könnten noch viel von dem Nützlichen sagen, das dieses Buch enthält. In vielen Stellen ist so wahr, so richtig über den Menschen philosophirt, (z. B. S. 46. u. 97. u. a. m.) daß wir uns mit Mühe enthalten, sie nicht abzuschreiben. Auch haben wir lange nicht alles nur berühren können, was Werthers Charakter so vortrefflich bezeichnet, und zum Theil so rührend, so höchst anziehend ist. Aber hätten wir auch all dieß angeführt, so wird freylich dennoch eine trockene Auseinandersetzung nicht den Geist, das Leben athmen können, der in dem Werke selbst lebet; sie wird nichts sein als jene leidige Abstraktionen, (S. 27) die nicht einen Zug von Lottens Selbst ausdrückten, und der Dichter wird auf den ersten Augenblick immer mehr vom Leben gewinnen, wenn ihn dieser selbst in die Hände nimmt. Aber eben deswegen sollte der Dichter nie mit dem entwickelnden Kunstrichter zanken. Wie wenige seiner Werke werden ihn recht lesen, werden alles das in ihm finden können, was in ihm zu suchen ist! Wie viele — gewiß die allermeisten — begnügen sich an dem allgemeinen Eindruck des Werks auf sie, an dem Gefühle, das einzelne Züge in ihnen erwecken. Und wenn auch dieß Gefühl keiner Berichtigung bedürfte, wenn es nicht tiefer durch die Nacherinnerung des Kunstrichters eingedrückt würde: soll der Dichter nicht wünschen, daß sein Ganzes überdacht, richtig gefaßt und erkannt werde? Und wollte er selbst nicht; behauptete er, daß er, selbst undenkend, alles hervorgebracht habe; würden wir ihm antworten: verstatte es uns allen Nutzen aus deinem Werke gezogen zu sehen, der daraus gezogen werden kann. Wenn du ihn unwissentlich hineingelassen hast: so beweist dieß weiter nichts, als was wir längst schon wissen, daß das Große Dinge schafft und hervorbringt, eben weil es Genie ist, aus welchen wir viel lernen können. — Und wenn uns nun auch bey Überdenkung dieses Ganzen, das Leben ein elendes Geschenk scheinen müßte, da ein edler, nach Vollkommenheit strebender Menschther unglücklich darinn werden kann; und wenn sich Trübsinn unsrer Seelen dann meisterte, so würden wir (um uns mit den Worten eines sehr schätzbaren Weltweises über diese Geschichte auszudrücken,) bey Voraussetzung eines immer lebenden, vollkommenen Geistes, dadurch desto stärker auf die Idee eines uns unbekanntem, begreiflichen Plans geführt werden, den die höchste Weisheit mit uns ausführen wird und den wir, eben weil wir ihn kennen, so wenig stören müssen, als wir können. also sollte denn Entwicklung jedes dichterischen Produkts, wenn Entwicklung statt findet, dem Dichter willkommen seyn, weil es nichts anders, als seinem Geiste Ehre machen muß.\*

3.9. Georg Christoph Lichtenberg: \*Werther (1. 5. 1755) <sup>96</sup>

„[...] Für die Leiden und Freuden und Tollheiten des jungen Werthers danke Dir vielmals. Ist es wahr, daß sich ein junger Herr von Lütichow über das Buch

(96\*) Lichtenberg, Georg Christoph: Briefe. Hrsg. von A. Leitzmann und C. Schüt

geschossen hat, das mag mir ein rechter Herr von Lütichow gewesen seyn. Ich glaube, der Geruch eines Pfannkuchens ist ein stärkerer Bewegungs Grund in der Welt zu bleiben, als alle die mächtig gemeinten Schlüsse des jungen Werthers sind aus derselben zu gehen. Die Holzschnittchen in dem Prometheus ließen sich also noch mit folgenden vermehren. Ein Verliebter (wie der gemahlt wird, wissen die empfindsamen am besten) und zwar ein unglücklicher steht da mit einer Pistole in der einen und einem Brodmesser in der andern; vor ihm steht ein Tisch, worauf das besagte Buch und ein Pfannkuchen zu sehen ist, oben drüber stehen die Worte Numero eins nebst dem Vers aus Addisons Cato:

my bane, my antidote are both before me.

Das andere Bild stellt denselben Mann vor; die Pistole liegt auf der Erde, das Brodmesser steckt in dem Pfannkuchen und der Pfannkuchen halb im Maul mit Cäsars Worten: *Facta est alea.* [...]“

3.10. Johann Melchior Goeze in: Freiwillige Beiträge zu den Hamburgischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit. (1775, 4. April) (Auch als Sonderdruck. Hamburg 1775) <sup>97</sup>

„Einem jeden Christen, der für das Wort des Heilandes ‚Ich sage euch, wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, der hat schon die Ehe mit ihr gebrochen in seinem Herzen.‘ (Matth. 5,28) noch einige Ehrerbietung hat, der die Worte des heiligen Johannes ‚Wir wissen, daß ein Totschläger nicht hat das ewige Leben bei ihm bleibend.‘ (1. Joh. 3,15) als einen Lehrsatz ansiehet, welcher sich auf ein unveränderliches Urtheil unsers allerheiligsten und allerhöchsten Richters gründet, muß notwendig das Herz bluten, Die Leiden des jungen Werthers‘ lieset... Man bedenke um Gottes willen, wie viele unsrer Jünglinge mit Werthern in gleiche Umstände geraten können und werden, wenn er solches insonderheit in der gegenwärtigen Epoche, da es als höchste Weisheit angesehen wird, junge Seelen nicht sowohl durch Gründe der Religion in eine recht christliche Fassung zu setzen als vielmehr dieselben mit lauter phantastischen Bildern anzufüllen und die Empfindungen in ihnen weit über ihre Grenzen hinaus zu treiben...“

3.11. Christian Garve in: Der Philosoph für die Welt (1775), 1. Teil, 2. Stück <sup>98</sup>

„...Man hat die ‚Leiden Werthers‘ hie und da für ein gefährliches Buch gehalten, das zum Selbstmord verführte... Zum Selbstmord wird man schwerlich verführt. Aber dennoch... war es freilich unrecht, die spitzfindigsten Scheingründe für die Tat mit aller Stärke der Beredsamkeit vorzutragen, indes die wahren Gründe dawider übergangen oder ungeschickt verfochten wurden.“

3.12. Anonyme Rezension in: Auserlesene Bibliothek der neuesten deutschen Literatur. Lemgo (1775). Bd. 8, S. 500—510 <sup>99</sup>

„Dieses Buch gehört unter diejenigen, die dem ganzen Publikum schon bekannt sind, ehe sie irgend ein Rezensent ankündigen kann. Durch seine Vortrefflichkeit verdiente

kopf, Band 1, 1766—1781. Mit einem Nachwort von Paul Requadt. Georg Olms Verlagsbuchhandlung, Hildesheim 1966, S. 227.

(97\*) Zitiert nach der Hamburger Ausgabe (Anm. 85), Band VI, 1a, Nr. 2 (Integrationsversuche...).

(98\*) Siehe Anm. 97.

(99\*) Siehe Anm. 97.

das freilich dieser kleine Roman. Allein es sind noch andere Umstände hinzugekommen, die die Neugier des ganzen lesenden Deutschlands von einem Ende bis zum andern nach diesem Buche so erstaunlich rege gemacht haben, als es seit langer Zeit bei keinem andern geschehen ist... Der Hauptvorzug dieses Romans, besteht in der vollkommenen Bearbeitung des Charakters der Hauptperson, der so ein Ganzes ausmacht... daß man sich kein wahreres und nach der Natur getreuer gezeichnetes Bild eines menschlichen Charakters vorstellen kann. Die Schlußkatastrophe, worauf alle abzweckt, entspringt nicht nur natürlich aus dem Charakter und läßt sich wohl damit zusammenreimen — das findet man in mehreren Romanen und Gedichten — hier aber (und dazu gehört gewiß ein besonderes Genie) sieht man, daß es unmöglich ist, daß die Katastrophe nicht erfolge. Kurz, ‚Die Leiden des jungen Werthers‘ sind die aller vortrefflichste Erläuterung durch ein Beispiel von dem Satze: Die Menschen werden zu ihren jedesmaligen Handlungen durch die zusammengesetzte Wirkung der Umstände und ihres Charakters unwiderstehlich bestimmt... Die Kunst, womit der Hauptcharakter angelegt ist, so, daß er bei vielen Fehlern höchst interessant bleibt, die Energie des Ausdrucks, die frappanten Gedanken, die Werthers eigentümliche Art, die Dinge der Welt zu betrachten, an unzähligen Orten hervorbringt — das alles sind Dinge, die gewiß keinem Leser von Gefühl entgangen sind... Wir wollen dafür zwei Klagen erörtern, die man gegen das Buch geführt hat: erstlich, daß es gefährlich sei, indem es den Selbstmord lehre und dazu anreize; zweitens, daß der Verfasser Unrecht getan hat, eine gewisse wahre Geschichte zum Grunde seines Werks zu legen... Ein Buch sei deswegen gefährlich, weil es zum Selbstmord ermuntere... O, man braucht gewiß nicht zu besorgen, daß diese Sünde jemals unter den Menschen Mode werde, dafür hat die Natur wohl gesorgt. In der Tat, es gehören besondere Umstände, eine ganz besondere, einem Krankheitszustande sehr ähnliche Gemüthsbeschaffenheit dazu... Und so eine Gemüthsbeschaffenheit bringt kein Buch hervor... Zudem lobt und verteidigt der Verfasser nirgends seines Helden Tat... Noch unbilliger erscheint uns die zweite gegen denselben erregte Klage... Es ist dies so wenig das Bild des bewußten Jünglings, als der Roman dessen Geschichte enthält. Einige Umstände sind daher genommen, die Schilderung einiger Orte gleicht denen, wo die Geschichte sich zugetragen hat. Das hat hirnrlosen Anekdotenjägern Gelegenheit gegeben, in die Welt zu schreien: ‚Die Leiden des jungen Werthers‘ ist die Geschichte von dem und dem. Es ist hart, wenn das nicht diesen Anekdotenjägern, sondern dem Verfasser zur Last gelegt werden soll. Jene muß man schelten, nicht ihn.“

3.13. Friedrich Nicolai: Freuden des jungen Werthers (Berlin 1775)<sup>100</sup>

(Satire auf Empfindsamkeit und Sturm und Drang, auch auf deren Stil: Formen w's von 'em karikieren die von Herder empfohlenen und von den Sturm-und-Drang-Dichtern zeitweilig übertriebenen Apostrophierungen.)

„Als Albert aus seinem Zimmer zurückkam, wo er mehr hin- und hergegangen war und sich gesammelt als seine Pakete durchgesehen hatte, kam er wieder zu Lotte und fragte lächelnd: ‚Und was wollte Werther? Sie wußten ja so gewiß, daß er zu Weihnachten nicht wiederkommen würde!‘ — Nach Hin- und Widerreden gestand Lotte aufrichtig wie ein edles deutsches Mädchen den ganzen Vorgang des gestrigen Abends... Lotte weinte bitterlich. Albert nahm sie bei der Hand und sagte sehr ernsthaft: ‚Beruhigen Sie sich, liebstes Kind. Sie lieben den Jungen; er ist's wert, daß Sie ihn lieben, Sie haben's ihm gesagt, mit dem Munde oder mit den Augen, 's

(100\*) Siehe Anm. 97.

einerei.‘ — Lotte fiel ihm schluchzend in die Rede... Indem kam der Knabe, der Werthers Zettelchen brachte, worin er Alberten um die Pistolen bat. — Albert las den Zettel, murmelte vor sich hin: ‚Der Querkopf!‘, ging in sein Zimmer, ergriff die Pistolen, lud sie selbst und gab sie dem Knaben. ‚Da, bring sie‘ sagt er ‚deinem Herrn. Sage ihm, er soll sich wohl damit in acht nehmen, sie wären geladen. Und ich ließe ihm eine glückliche Reise wünschen.‘

Lotte staunte. — Albert erklärte ihr nun weitläufig, er gebe nach reifer Überlegung alle Ansprüche an sie auf. Er wolle eine zärtliche wechselseitige Liebe nicht stören... Aber er wolle ihr Freund bleiben...

Werther erhielt indessen die Pistolen, setzt' eine vor den Kopf, drückte los, fiel zurück auf den Boden. Die Nachbarn liefen zu, und weil man noch Leben an ihm verspürte, ward er auf sein Bette gelegt... Albert... fand ihn auf dem Bette liegend, das Gesicht und das Kleid mit Blut bedeckt... Die Umstehenden traten weg und ließen beide allein... Werther stieß — für einen so hart Verwundeten beinahe mit zu heftiger Stimme — viel unzusammenhängendes garstiges Gewäsche aus zum Lobe des süßen Gefühls der Freiheit, diesen Kerker zu verlassen, wenn man will. — Albert: ‚Armer Tor, der du alles so gering achtest, weil du so klein bist! Konnt'st nicht? 's war keine Hülfe da? Konnt' ich nicht, der ich dich liebe, weil ein braver Junge bist, dir Lotten abtreten? Faß'n Mut, Werther, 'ch will's noch itzt tun!‘ — Werther richtete sich halb auf: ‚Wie? Was? Du könntest, du wolltest?‘...

Albert: ‚Guter Werther, bist'n Tor!... Da, laß dir's Blut abwischen!... Da lud ich dir die Pistolen mit 'ner Blase voll Blut, 's von 'em Huhn, das heute abend mit Lotten verzehren sollt.‘ — Werther sprang auf: ‚Seligkeit — Wonne!‘ usw. — Er umarmte Alberten. Er wollte es noch kaum glauben, daß sein Freund so großmütig gegen ihn handeln könne...

Und so gingen sie zum Abendessen. — In wenigen Monaten ward Werthers und Lottens Hochzeit vollzogen. Ihre ganzen Tage waren Liebe, warm und heiter wie die Frühlingstage, in denen sie lebten... Nach zehn Monaten war die Geburt eines Sohnes die Losung unaussprechlicher Freude.“

3.14. Goethe an F. H. Jacobi (März 1775), nach der Lektüre von Nicolai, ‚Freuden des jungen Werthers‘<sup>101</sup>

„Vor Werthers Leiden,  
Mehr noch vor seinen Freuden  
Bewahr' uns, lieber Herre Gott.“

3.15. Auguste Gräfin Stolberg an Heinrich Christian Boie (7. März 1775)<sup>102</sup>

„Ich weiß meinen ‚Werther‘ bald auswendig. O, es ist doch ein gar zu göttliches Buch! Und doch geht es mir oft, wie es Ihnen geht: ich wollte, daß es nicht gedruckt wäre; ich denke immer, es ist zu gut für diese Welt... Sie kennen meine Liebe zum Englischen. Die ist noch immer dieselbe. ‚Werther‘ aber hat die deutsche Waagschale sehr sinken machen. Als ein Meisterstück des Genies ist der Roman doch von allen englischen, selbst Richardson seinen, wie mich dünkt, so unendlich unterschieden, daß man sie gar nicht vergleichen kann.“

(101\*) Siehe Anm. 97.

(102\*) Siehe Anm. 97.

3.16. Caroline Sartorius an ihren Bruder (27. Oktober 1808) <sup>103</sup>

(Der Göttinger Historiker Georg Sartorius und seine Gattin Caroline, geb. v. Voigt, waren im Oktober 1808 eine Woche lang Hausgäste bei Goethe, mit dem sie seit 1807 befreundet waren. Christiane war zu dieser Zeit in Frankfurt. Goethe bat Frau Sartorius, bei Besuchen die Honneurs an Stelle der Hausfrau zu machen. Am 15. Oktober waren der berühmte französische Schauspieler Talma und seine Gattin bei Goethe zu Essen geladen. Auch für Talma ist Goethe der Dichter des ‚Werther‘. Caroline Sartorius hat mit gespannter Aufmerksamkeit dem Gespräch zugehört; und da ihr Bericht nur wenige Tage später geschrieben ist, dürfte er besonders zuverlässig sein. [Goethe-Briefwechsel mit Georg und Caroline Sartorius. Hrsg. von Else v. Monroy. Weimar 1931. S. 75 f.])

„Talmas baten ihn dringend, nach Paris zu kommen und bei ihnen zu logieren. Das Glück, den Autor von ‚Werther‘ bei sich zu besitzen, würde ganz Frankreich ihnen beneiden... in allen Boudoirs würde er sein Buch finden, das immer von neuem gelesen, von neuem übersetzt, jetzt wie vor 30 Jahren den Reiz der Neuheit besäße... Talma fragte jetzt ziemlich indiskret, ob es wahr sei, wie man allgemein versichert, daß eine wahre Geschichte dem Roman zugrunde läge. Besorgt über die Wirkung dieser Frage blickte ich nach Goethe, auf dessen Gesicht aber sich keine Spur von Verstimmung zeigte. ‚Diese Frage‘, erwiderte er freundlich, ‚ist mir schon oft vorgelegt worden; und da pflege ich zu antworten, daß es zwei Personen in einer gewesen, von denen die eine untergegangen, die andere aber lebengeblieben ist, um die Geschichte der ersteren zu schreiben, so wie es im Hiob (1,16) heißt: Herr, alle Deine Schafe und Knechte sind erschlagen worden, und ich bin allein entronnen, Dir Kunde zu bringen. Unser lautester Beifall lohnte den herrlichen Einfall. Ernsthafter, mit einem unbeschreiblich tiefen Ausdruck setzte er hinzu, so etwas schreibe sich indes nicht mit heiler Haut. Er hatte bisher französisch gesprochen, diese Worte aber sprach er deutsch...“

3.17. Jakob Michael Reinhold Lenz: Briefe über die Moralität der ‚Leiden des jungen Werthers‘. 1775 im Freundeskreis von Goethe, Lenz, Jacobi und Wagner handschriftlich verbreitet. (Gedruckt erst 1918) <sup>104</sup>

„Lieber Freund! Wie, Sie wünschen in ganzem Ernste, Goethe hätte die ‚Leiden des jungen Werthers‘ nie sollen drucken lassen? Verzeihen Sie, der Wunsch ist zu seltsam, als daß ich von einem Freunde, dessen Verstand und Herz ich hochzuschätzen habe, nicht mit Recht fordern könnte, er solle und müsse ihn verantworten... Ich weiß, daß die Schönen Künste den höchsten Reiz Ihres Lebens ausmachen... Nun sehen Sie Werthers Leiden nur als Produkt des Schönen an... — und wagen Sie es noch einmal, einen so ungerechten Urteilspruch mit Ihrem Namen zu unterschreiben. — Sie halten ihn für eine subtile Verteidigung des Selbstmords? Das gemahnt mich, als ob man Homers Iliade für eine subtile Aufmunterung zu Zorn, Hader und Feindschaft ausgeben wollte... Die Darstellung so heftiger Leidenschaften wäre dem Publikum gefährlich?... Laßt uns also einmal die Moralität dieses Romans untersuchen, nicht den moralischen Endzweck, den sich der Dichter vorgesetzt (denn da hört er auf, Dichter zu sein), sondern die moralische Wirkung, die das Leben dieses Romans auf die Herzen des Publikums haben könne und haben müsse... Eben darin besteht Werthers Verdienst, daß er uns mit Leidenschaften und Empfindungen be-

(103\*) Siehe Anm. 97.  
(104\*) Siehe Anm. 97.

kannt macht, die jeder in sich dunkel fühlt, die er aber nicht mit Namen zu nennen weiß. Darin besteht das Verdienst jedes Dichters... Die Gleichgültigkeit gegen alles, was schön und fütrefflich ist, ist das einzige Laster auf der Welt... Und ich weiß dem Dichter für kein Geheimnis seiner Kunst größeren Dank, als daß er ebenda, wo die Herren das Gift zu finden fürchten, das Gegengift für dies verzehrende Feuer gütig hingelegt hat... Bedenkt ihr denn nicht, daß der Dichter nur eine Seite der Seele malen kann, die zu seinem Zweck dient, und die andere dem Nachdenken überlassen muß?... Daß Werther ein Bild ist, welchem vollkommen nachzuahmen eine physische und metaphysische Unmöglichkeit ist? Daß, eh ihr das aus euch macht, was er war, eh er anfang zu leiden, und was er doch sein mußte, um so leiden zu können, euer halbes Leben hingehen könnte? Daß ihr also nicht sogleich von Nachahmung schwatzen müßt, eh ihr die Möglichkeit in euch fühlt, ihm nachahmen zu können? Und daß es alsdann mit der Nachahmung keine Gefahr haben würde?“

3.18. Wilhelm von Humboldt an seine Braut Caroline von Dacheröden (30. Mai 1789) <sup>105</sup>

„Werther‘ las ich diesen Winter zum erstenmal. Ich fand ihn einen Abend auf dem Tisch eines meiner Freunde, und ich konnte nicht aufhören, bis ich am Morgen damit fertig war. O, Lina, welch ein Buch! Nicht sowohl seine Liebe, seine daraus entspringende Melancholie, seine Verzweiflung, überhaupt nicht sowohl Teilnahme an seinem Schicksal reißt mich so hin, aber die Fülle der Empfindung und der Ideen, mit der er alle Gegenstände umfaßt, die Bemerkungen über Menschen, Leben, Schicksal, die herrlichen Naturbeschreibungen, die Wahrheit, die so gerade, ohne Umweg ans Herz geht, und dann die unnachahmliche Darstellung, die meisterhafte Zeichnung des Charakters bis in seine kleinsten Züge hinein, die Sprache so wahr, so einfach, so ergreifend, so bezaubernd. Mehr als alles haben mich die Kinderszenen geführt. Es ist so viel Einfachheit, Unschuld, Reinheit der Seele darin, so garnichts Verstimmtes, Überspanntes, Verdrehtes... Verzeih die lange Stelle über ein so bekanntes, so oft beurteiltes Buch. Aber mir war's neu, und es freut mich, daß es mir neu war. Ich hätte es verschlungen, wäre mir's früher in die Hände gefallen. Nun hab' ich's genossen.“

3.19. Gottfried von Bretschneider

„Eine entsetzliche Mordgeschichte von dem jungen Werther, wie sich derselbe den 21. Dezember durch einen Pistolenschuß eigenmächtig ums Leben gebracht. Allen jungen Leuten zur Warnung, in ein Lied gebracht, auch den Alten fast nützlich zu lesen. (Im Ton: Hört zu, ihr lieben Christen usw.) <sup>106</sup> (1776)

(105\*) Siehe Anm. 97.  
(106\*) In: Jahrbuch der Sammlung Kippenberg, Bd. 1, Leipzig 1921, S. 207 ff.



Hört zu, ihr Junggesellen,  
Und ihr, Jungfräulein zart!  
Damit ihr nicht zur Höllen  
Aus lauter Liebe fahrt.

Die Liebe, traute Kinder!  
Bringt hier auf dieser Welt  
Den Heil'gen wie den Sünder  
Um Leben, Gut und Geld.

Ich sing euch von dem Mörder,  
Der sich selbst hat entleibt;  
Er hieß: der junge Werther,  
Wie Doktor Goethe schreibt.

So witzig, so verständig,  
So zärtlich als wie er,  
Im Lieben so beständig,  
War noch kein Sekretär.

Ein Pfeil vom Liebesgotte  
Fuhr ihm durch's Herz geschwind.  
Ein Mädchen, sie hieß Lotte:  
War eines Amtmanns Kind,

Die stand, als Vize-Mutter  
Geschwistern, treulich, vor  
Und schmierte Brot mit Butter  
Dem Fritz und Theodor,

Dem Lieschen und dem Kätchen —  
So traf sie Werther an  
Und liebte gleich das Mädchen,  
Als wär's ihm angetan.

Wie in der Kinder Mitte  
Sie da, mit munterm Scherz,  
Die Butterrahmen schnitte —  
Da raubt' sie ihm das Herz.

Er sah beklebt mit Rotze  
Ein feines Brüderlein  
Und küßt, dem Rotz zum Trotze,  
An ihm die Schwester sein.

Fuhr aus, mit ihr zu tanzen,  
Wohl eine ganze Nacht,  
Schnitt Menuetts der Franzen  
Und walzte, daß es kracht'.

80

Sein Freund kam angestochen,  
Blies ihm ins Ohr hinein:  
Das Mädchen ist versprochen  
Und wird den Albert frein.

Da wollt' er fast vergehen,  
Spart' weder Wunsch noch Fluch,  
Wie alles schön zu sehen  
In Doktor Goethes Buch.

Kühn ging er, zu verspotten  
Geschick und seinen Herrn,  
Fast täglich nun zu Lotten,  
Und Lotte sah ihn gern.

Er bracht' den lieben Kindern  
Lebkuchen, Marzipan,  
Doch alles konnt's nicht hindern,  
Der Albert wurd' ihr Mann.

Des Werthers Angstgewinsel  
Ob diesem schlimmen Streich  
Malt Doktor Goethes Pinsel,  
Und keiner tut's ihm gleich.

Doch wollt' er noch nicht wanken  
Und stets bei Lotten sein,  
Dem Albert macht's Gedanken,  
Ihm traunte von Geweihn.

Herr Albert schaute bitter  
Auf die Frau Albertin —  
Da bat sie ihren Ritter:  
,Schlag mich dir aus dem Sinn.

Geh fort, zieh in die Fremde!  
Es gibt der Mädchen mehr —  
Er schwur beim letzten Hemde,  
Daß sie die einz'ge wär.

Als Albert einst verreiste,  
Sprach Lotte: ,Bleib von mir',  
Doch Werther flog ganz dreiste  
In Alberts Haus zu ihr.

Da schickte sie nach Frauen,  
Und leider keine kam, —  
Nun hört mit Furcht und Grauen  
Welch Ende alles nahm.

Der Werther las der Lotte  
Aus einem Buche lang,  
Was einst ein alter Schotte  
Vor tausend Jahren sang.

Es war ganz herzbeweglich,  
Er fiel auf seine Knie,  
Und Lottens Auge kläglich  
Belohnt ihm seine Müh.

Sie strich mit ihrer Nase  
Vorbei an Werthers Mund,  
Sprang auf als wie ein Hase  
Und heulte wie ein Hund.

Lief in die nahe Kammer,  
Verriegelte die Tür  
Und rief mit großem Jammer:  
,Ach Werther, geh von mir!'

Der Arme mußte weichen.  
Alberten, dem's verdroß,  
Konnt's Lotte nicht verschweigen,  
Da war der Teufel los.

Kein Werther konnt' sie schützen,  
Der suchte Trost und Mut  
Auf hoher Felsen Spitzen  
Und kam um seinen Hut.

Man grub ihn nicht in Tempel,  
Man brennte ihm kein Licht;  
Mensch, nimm dir ein Exempel  
An dieser Mordgeschichte!"

#### b) Der ,Werther' und die Popularästhetik seiner Zeit

In der Nachbarschaft von Goetzes, Garves, ja Blanckenburgs und Lessings Stellungnahmen zum ,Werther' steht die wenig bekannte popularwissenschaftliche Schrift J. C. Riebes: ,Gespräche über die Leiden des jungen Werthers', 1775 erschienen. In der Form eines philosophischen Dialogs nach antikem Vorbild sind die Rollen genau verteilt: hier die Position der durch den ,Werther' auch philosophisch aufgewerteten und radikaler reflektierten *Empfindsamkeit* — dort die Position der die philosophische Lehrmeinung bestimmenden *Aufklärung*, die gerade bei Riebe einen durchaus ethisch-moralischen Zug erkennen läßt: „Lassen Sie uns aber insbesondere unsre Gesinnungen und *unser Leben* [Hervorhebung: K. H.] nach den erkannten [= der Vernunft folgenden; K. H.] Grundsätzen einrichten, — so werden wir glücklich sein“ (Riebe, S. 76).

81

Zuletzt ließ er Pistolen,  
Im Fall es nötig wär,  
Vom Schwager Albert holen,  
Und Lotte gab sie her.

Weil's Albert so wollt' haben,  
Nahm sie sie von der Wand  
Und gab sie selbst dem Knaben,  
Mit Zittern, in die Hand.

Nun konnt' er sich mit Ehre  
Nicht aus dem Handel ziehn.  
Ach Lotte! die Gewehre,  
Warum gabst du sie hin?

Alberten recht zum Possen  
Und Lotten zum Verdruß,  
Fand man ihn früh erschossen,  
Im Haupte stak der Schuß.

Es lag, und das war's Beste,  
Auf seinem Tisch ein Buch.  
Gelb war des Toten Weste,  
Und blau sein Rock, von Tuch.

Als man ihn hingetragen  
Zur Ruh, bis jenen Tag,  
Begleit'n ihn kein Kragen  
Und auch kein Überschlag.

Nicht der heute beinahe grotesk anmutende Optimismus solcher popularphilosophischen Utopien ist es, der den Abdruck dieser Schrift rechtfertigt, es sind vielmehr zwei Gründe maßgebend: einmal die besondere Form der Rezeption und Wirkung, die sich in solcherart Schriften ausspricht, zum andern die intensive Konnotationen zur gesellschaftlich-politischen Situation, die aus dem Munde des Aufklärers so etwas wie eine frühe und unvergleichlich primitive Rechtfertigung der bestehenden Verhältnisse kundtun, wie sie der späte Hegel in hoher Abstraktheit geleistet hat; man lese dazu die Seiten 42 f. bei Riebe!

3.20. J. C. Riebe: „Ueber die Leiden des jungen Werthers Gespräche (1775)“<sup>107</sup>

Wo willst du hinfliehen? Das Gespenst wüthet in deinem Herzen!

Einleitung

Eine Thräne auf sein Grab, — wollen wir dem unglücklichen Werther weihen; ab Nachahmung? — Da sey Gott für! hörte ich neulich in einer Gesellschaft einen Freund zu dem andern sagen, dessen Schicksale vielleicht mit dem Zustande des Werther Ähnlichkeit haben mogten, und welcher das ganze Verhalten des Märtyrers mit vieler Ernste und Lobeserhebungen vertheidigte. — Ich muß gestehen, mein ganzes Herz empörte sich, bey dem bloßen Gedanken, daß jemand den bedauernswürdigen Jüngling, den aufgetriebene Leidenschaften zum frühen Grabe hinrissen, als ein Mustervorstellung könnte; demohngeachtet hörte ich im Augenblicke, rechts und links, eben diese Lobsprüche aus dem Munde einiger jungen Herren sowohl, als einiger schönen Damen, wiederholen; nur mit dem Unterschiede, daß diese letzteren, anstatt sich, wie die ersteren, zu erschließen, — sich gewiß — zu Tode grämen wollten. — Warum sind Sie dann so traurig, meine Schöne, sagte ich; — so habe ich Sie ja noch niemals gesehen, und Sie haben ja Ihren Werther. — ‚Werther? Werther sagen Sie?‘ und die Thränen kamen ihr in die Augen. — Armes Mädchen! — auch Deine Seele irret in Lande der Ideen herum! — Entscheiden Sie, sprach sie weinend, was war Werther weiter übrig? — ja, können Sie etwas anders entscheiden? kam mir Werthers Lobredner entgegen. — So viel Empfindung, so viel Zärtlichkeit, so viel männliche Entschlossenheit! — Erlauben Sie mir, nichts zu entscheiden, aber was ich denke? — Wir wollen nächstens darüber sprechen, Alcimor. Ich besuchte ihn in einigen Tagen, nun habe ich mir Zeit genommen, sprach ich, die ganze Geschichte des Werthers durchzudenken, und will Ihnen mein Urtheil darüber sagen.

Erstes Gespräch

Alcimor. Sagen Sie, was Sie wollen, — Werther hatte Recht, konnte es nicht anders mußte es so machen, und seine That ist groß; denn die Quelle, woraus sie kam, war edel, — reine, unschuldige Liebe. Ist das nicht offenbar, Philantropus?

Philantropus. Es ist also für Sie entschieden, wie es scheint; aber haben Sie dar

(107\*) Bei George Jacob Decker, Berlin 1775.

auch die Sache recht von allen Seiten betrachtet? — Mich dünkt, in Ihrem Urtheile darüber herrscht noch Verwirrung. Lassen Sie uns die Begriffe deutlich machen. — Alcimor. Antworten Sie mir! Ist uns nicht die Liebe selbst von der gütigen Hand des Schöpfers in unser Herz gepflanzt, ist sie nicht die schöne, herrliche Blüthe, welche über unser ganzes Leben einen süßen Wohlgeruch verbreitet, und unter deren Schatten wir unermüdet, den schwülen Sommertag unsers Lebens sich endigen sehen? O Philantropus! Sind Sie in dem Gebiete menschlicher Empfindungen so ein Fremdling, daß Sie nicht wissen sollten, wie leicht die mächtigen Reize eines edlen Mädchens unser Herz einnehmen, wie sie uns da durch und durch bis in unser innigstes Gefühl erwärmen, unsrer Seele Flügel ansetzen, wie da von der alles belebenden Kraft unsere Sinne trunken, von allen Dingen hinweg, nach dem einzigen geliebten Gegenstande hinströmen, wie uns da so wohl ist! — und dann nennen Sie mir den Menschen, der so stark seyn könnte, seine Augen von der entzückenden Gestalt wegzuwenden, und zu wüthen in seinem eignen Herzen, da auszugraben, das in allen Nerven gewurzelte süßeste Gefühl, — und wann er es könnte, und thäte, — der nicht ein Thor, — Thor? der nicht ein Ungeheuer der Schöpfung wäre. — Ach! und wann Ihre Empfindungen nicht ganz unter die Hülsen einer erdichteten Philosophie verschüttet sind; — mein Freund, — so kennen Sie auch den Schmerz, der in alle Adern sich ergießt, da tobt und nagt, und jede muntre Bewegung lähmet, und das Herz wegfrißt, wann die Schickung mit eiserner Hand uns unsern Lieblich, — o lassen Sie mich den schrecklichen Gedanken nicht ausdenken! — Gegen ein Leben ohne Freude ist der Tod köstlicher Gewinn.

Phil. Da bin ich völlig Ihrer Meynung. Gegen ein Leben ohne Freude ist der Tod köstlicher Gewinn. — Aber dazu mögte viel gehören, Sie haben ganz Recht, mein theurer Freund, es ist keine Leidenschaft, die sich so leicht in unsre Seele einschleicht, die da so einen allgemeinen Aufruhr anrichtet, und alle unsre Sinne mit ihrer Süßigkeit berauschet, als die Liebe, das heiße Wohlgefallen an einem edeln Mädchen, an deren Stirne alle Schönheiten der unschuldigen Seele hervorkeimen. Selbst der Vater der Welt hat den Saamen, der so süße Früchte hervorbringt, in unser Herz ausgestreuet. — Das leugne ich nicht. Er hat unsre Seele mit den feinen Saiten bespannt, die bey der kleinsten Erschütterung widerschallen, — hat einen mächtigen Trieb nach Ordnung, Schönheit und Güte in unsern Busen gegeben, der alles, dem Aehnliches aufsucht, und sich freuet, wann er es findet, es zu umfassen, und sich daran zu heften; — aber doch bin ich nicht ganz mit Ihnen einig. — Sagen Sie mir, Alcimor, sind wir bloß um zu empfinden, und nach dem, was wir empfinden, zu handeln, — oder haben wir nicht eine Vernunft, vor deren Richterstuhl wir unsre Empfindungen laden können, — die ihnen das Geleise bestimmen muß, in dem sie gehen sollen, das sie nicht überschreiten dürfen?

A. Wie ich merke, sind wir dem Ende unseres Gesprächs schon ziemlich nahe, ob wir gleich erst angefangen haben. Nur das ihnen zugegeben, so sehe ich schon den herrlichen Schluß, den Sie daraus ziehen, und die triumphirende Miene, mit der Sie weggehen werden. — Daß ihr Herren doch immer philosophirt und philosophirt, und dann, wann es mit Eurer Philosophie zur Anwendung kömmt, wie dann? — Nun ja, ich erkenne die Königin Vernunft, auf ihrem herrlichen Richterstuhle, wie sie da zwischen ihren vier Pfählen sich brüset, Plane macht, aus allen Gründen der Logik und Metaphysik beweiset, dies sey Recht, jenes Unrecht, mit kaltem Tone ihre Sentenz schon vorher verkündigt, und sich, nach dem ihr angebohrnen Stolze, ihrer Hoheit erfreuet, und dann, wann die reizende Verklagte vor ihr erscheint, blaß wird, — zu zittern anfängt, — das Gesetzbuch aus den Händen fallen läßt, — halb gezwungen, halb willig vom Throne herabsteigt, und sich mit der angeschwärzten, aber doch

schönen, angenehmen Empfindung brüderlich umarmet, — und mit verschlossenen Augen an ihrer Seite fortgeht, wohin sie nur immer will. — Aber oft kommt gar nicht einmahl so weit. Gewöhnlicher Weise ist die Vernunft so ehrerbietig, daß sie sich vor der Empfindung so willig zurückzieht, — wie die bescheidne Aurora vor dem heller leuchtenden Phöbus. — Nun, wie ists itzt mit der Vernunft?“ (S. 3—11)

„[...] A. Das alles läßt sich recht gut anhören, mein Lieber, und würde sich nicht übel zu Diktaten in einer Vorlesung über die Seelenlehre schicken. Es ist alles so feil aus den ersten Gründen der menschlichen Erkenntniß herausgeholt! Aber unser Diskurs und Werthers Briefe? Wasser und Wein! Wer uns hörte, säße da in kalten Abstraktionen versenkt, wie Duns, wann er die Schönheiten seiner Geliebte analysirt. — Wer Werthern liest, fühlt, daß er ein Mensch ist, weinet mit ihm, wie Menschen, die da wissen, sie haben Seele, ohne sichs vorher demonstrirt zu haben. Alles, was Sie Schönes herphilosophirt haben, mein Bester, was machen wir damit, wanns zur Anwendung kömmt?

P. Das wollen wir dann schon sehen. Sagen Sie mir nur jetzo, — geben Sie zu, daß man seine Empfindungen ordnen, mäßigen, herabstimmen könne, wann man einsehnd daß sie schädlich sind?

A. Ueberhaupt gebe ich die Möglichkeit ganz gerne zu, aber in Werthers Falle?

P. Sie sollens jetzt auch nur überhaupt zugeben; auf Werthers Umstände wollen wir das hernach schon anwenden.“ (S. 26/27)

„[...] Guter Gott, dachte ich, wie wenige Nachfolger würde Werther haben, wenn sie sich alle, wie Alcimor, Zeit nähmen, Ueberlegungen anzustellen. — Mögten sie doch! —“ (S. 32)

#### „Zweytes Gespräch

Alcimor. Also meynen Sie wirklich, Philantropus, Werther hätte bey allem seinem heißen halb genährten halb unterdrückten Gefühl gegen Lotten, bey aller seiner zarten gekränkten Empfindung vor Ehre, bey allen Ungewittern, die über ihn her stürmten, und jede liebliche Frucht, die aus seiner edeln Seele hervorkeimte, zerstörten, — sich dennoch mit glücklichem Erfolg den Umständen entgegensetzen können? Was müssen Sie doch für eine seltsame Theorie von der Liebe haben? — als wann die so ein Ding wäre, das sich durch kaltblütige Sentenzen aus dem Herzen her austreiben ließe, oder das doch so matt, so langsam in demselben herumschleichen könne, wie die Vernunft in dem Kopfe einer alten Matrone? — Werther kannte die Liebe besser. Und da käme einer und sagte zu ihm, feiner junger Herr, lieben ist menschlich, müßt ihr menschlich lieben, theilet eure Stunden ein, die einen zur Arbeit, und die Erholungsstunden widmet eurem Mädchen, berechnet euer Vermögen, und was von eurer Nothdurft übrig bleibt, davon verwehrt ich euch nicht, ihr ein Geschenk nicht zu oft, zu machen. Etwa zu ihrem Geburts- und Namenstage. Folgt der Mensch so giebt's einen brauchbaren jungen Menschen, — nur mit seiner Liebe ists am Ende Oder was müssen Sie für eine ungeheure Einbildung von den Kräften des Menschen haben, der — ohngeachtet es sich wie ein Vorhang vor ihm gezogen hat, ohngeachtet er sich selbst ermangelt und da steht, wie ein verlechter Eymmer, wie ein versiegelter Brunn, — dennoch aus sich selbst Muth und Standhaftigkeit hernehmen könne, eine große, so schwere Unternehmung zu Stande zu bringen. Werther wußte es auch besser, manchmal habe ich wohl so einen Augenblick aufspringenden abschüttelnden Muth und da, wenn ich nur wüste wohin, ich ginge wohl.

P. Wann Sie die ganze Geschichte Werthers durchlesen, so finden Sie, daß es

ganz so ergangen ist, wie es einem jeden ergeht, dessen Herzen sich heftige, anhaltende Leidenschaften bermeisteren. Anfänglich ist es nur eine schwache, süße, angenehme Empfindung, die sich in das Herz einschleicht. — Die Einbildungskraft leihet ihre Farben, um die Empfindung noch schöner auszumahlen, giebt dem geliebten Gegenstande alle Vollkommenheiten, müste sie auch dieselben aus allen Gegenden der Schöpfung zusammen hohlen. — Da ist keine Rose so blühend, kein Purpur so glänzend, als die Wange und das Antlitz der Geliebten, keine Sonne so leuchtend, als die Augen, kein Gefilde am Frühlingsmorgen so lächelnd, als ihre Blicke, kein Nachtigallengesang so bezaubernd, als ihre Stimme — sie füllt alle Sinnen aus, alle Begierden, man hat keinen Wunsch als für Sie, kein Gebet, als an Sie, sie erscheint auf einsamen Spaziergängen, — sie tanzt in Haynen, sie schwebet in allen Geschäften, in den Schatten des Traumes, in ihrer lieblichsten Gestalt um die Scheitel und —

A. Halten Sie ein, Philantropus! ich verstehe, was Sie sagen wollen. — Werther hätte im Anfange, als sich die Empfindung für Lotten bey ihm einschmeichelte, behutsam und vorsichtig seyn und sich losreißen sollen. Aber was verband ihn dazu? Sie müssen, wie schon gesagt, besondere Begriffe von der Liebe haben?

P. Was ihn dazu verband? Hörte er nicht, als er das erstmal mit ihr zum Balle fuhr, daß sie schon versprochen sey? Hätte ihm das nicht genug seyn sollen, alle Wünsche nach ihr zu unterdrücken? — Wie würde es ihm denn wohl gefallen haben, wann er Albert gewesen wäre, und Albert seine Rolle gespielt hätte?

A. Das sagte sich Werther anfänglich alles selbst. Aber die Leidenschaft überraschte ihn.

P. Daraus sehen Sie, daß es mit dem: Sagen nicht genug war. — Werther hätte sie meiden, — fliehen müssen, und das unverzüglich.

A. Mit der Sentenz aus der Studierstube! Ja, da fliehe, wer da kann! Ueberdem hatte ja Werther keine böse Absicht auf Lotten. Sie ist mir heilig, schreibt er, alle Begier schweigt vor ihr. —

P. Aber, er schreibt auch: schwach, schwach, bin ich, und setzt sehr gut hinzu, ist Schwachheit nicht auch Sünde? —

A. Er spricht aber auch mit Wilhelm, der ihm zu fliehen rieth, von Schattirungen der Liebe. — Oder glauben Sie nicht, Philantropus, daß man sich eine Liebe denken könne, die bey aller ihrer Wärme, Stärke und Aufrichtigkeit doch die geheiligten Bande der Ehe nicht zerreißen darf?

P. Das wäre ein Unglück, wenn man sich eine solche Liebe nicht nur nicht denken könnte, sondern wenn sie nicht auch wirklich zu finden wäre. — Aber dergleichen Liebe bedarf keiner Schattirungen. Eine Liebe, die solche nöthig hat, mögte eher Begierde zu nennen seyn, — und damit ist es gewiß gefährlich! Der hellste Verstand hat seine Verdunkelungen, und das beste Herz seine schwache Seite, das vielleicht über die Schattirungen in aller Geschwindigkeit wegschlüpft. — Im Ernste, mein Freund, — geistige Liebe, Gefallen an den Eigenschaften des Verstandes und Herzens ist ruhig, fließet sanft in dem Herzen, wie ein stiller Bach durch Fluren, und genießet durch Beschauung fremder Vollkommenheiten in sich selbst Freude und Vergnügen; sinnliche Liebe hingegen ist unruhig, unstät, heftig, ist sich selbst nicht genug, — sucht Befriedigung außer sich. Die sinnliche Liebe, sagt Rousseaus Julie, kann des Besitzes nicht entbehren, und verlischt durch denselben; die wahre Liebe kann des Herzens nicht entbehren, und dauert so lange, als die Beziehungen auf einander, die sie erzeugt haben. — Was war nicht für ein Aufruhr in Werthers Seele an dem Abende, da er der Lotte aus dem Ossian vorlas, und ihre zitternde stammelnde Lippen mit wütenden Küssen bedeckte! Daraus erhellet wenigstens sehr deutlich, daß geistige und sinnliche Liebe sehr genau an einander gränzen, daß der Uebergang von jener zu dieser sehr

kurz, sehr schnell sey, und daß man also alle Behutsamkeit anzuwenden habe, die nun außer dem anders, ja dann ist die Geduld aus, dann ist alles um sie her Nacht und Verderben! — sie haben ihre Pläne, ihre Projekte, die hauchen lauter Wirksamkeit, Aktivität, Wohl für das menschliche Geschlecht, und die sollen alle auf einmal ausgeführt seyn. [...]“ (S. 33—43)

A. Ich glaube doch nicht, daß Sie Satyren machen? — Werther war doch wohl etwas mehr und besser, als ein guter ehrlicher Bürgersmann, und kann man denn nicht mit jemanden umgehen, ohne sich gemein zu machen?

P. Man könnte wohl, — aber —

A. Aber man will nicht!

P. Umstände! Umstände! nun wir wollen doch sehen. — Werther hatte die Stärke von Lotten zu fliehen, und sich in Geschäften bey einem Gesandten brauchen zu lassen. — Es war das freylich kein kleines Opfer, welches er der Nothwendigkeit brachte; indessen, er brachte es doch, er reiset fort; er schreibt: — Geduld, Geduld, es wird besser werden; denn ich sage dir, Lieber, du hast Recht; seit ich unter dem Volke alle Tage herum getrieben werde, und sehe, was Sie thun, und wie Sie's treiben, stehe ich viel besser mit mir selbst. Gewiß, weil wir doch einmal so gemacht sind, daß wir alles mit uns und uns mit allem vergleichen, so liegt Glück oder Elend in den Gegenständen, womit wir uns zusammenhalten, und da ist nichts so gefährlich, als die Eitelkeit. — Unsere Einbildungskraft durch ihre Natur gedrungen, sich zu erheben durch die phantastische Bilder der Dichtkunst genährt, bildet sich eine Reihe Wesen hinauf, wo wir das unterste sind, und alles außer uns herrlicher erscheint, jeder andere vollkommener ist. Und das geht ganz natürlich zu. Wir fühlen so oft, daß uns mancher mangelt, und eben was uns fehlt, scheint uns oft ein anderer zu besitzen, dem wir dann auch alles dazu geben, was wir haben, und noch eine gewisse idealische Behaglichkeit dazu. — Und so ist der Glückliche vollkommen fertig, — das Geschöpf unser selbst. Wer so viel über sich vermogte und so vernünftig raisonniren kann, der hätte gewiß mehr gekonnt, wenn er gewollt hätte, wenn es ihm Ernst gewesen wäre. Aber kaum hat er sich aus der Leidenschaft heraus gerissen, kaum hat er die Fesseln von sich geworfen, so kehrt er wieder freywillig in dieselben zurück.

P. Je nun ja, — man will nicht. Aber glauben Sie nicht, daß ich alles auf einen Stand schieben werde. Der eine sündigt durch eine zu große Zurückhaltung, Entfernung, — der andre durch eine zu große Zudringlichkeit. Der Adelige fehlt darinnen, daß er seinem Stande zu viele Vorzüge, einen zu großen Werth beylegt, und zu verachten fürchtet, wenn er sich in andre Stände mischt, — der Bürgerliche darinnen, daß er dem seinigen zu wenig Vorzüge beymisset, und zu gewinnen hoffet, wenn er sich über seinen Rang erhebt. Aber das mag seyn, wie es will, — so erfordert es doch immer die Klugheit, sich in dergleichen Umstände zu schicken. — Mein liebster Freund, wenn sich ein jeder, mit dem heute sein Vorgesetzter unter vier oder sechs Augen vertraulich spricht, der ihn morgen in einer großen Gesellschaft nicht ansieht, thut, als wenn er ihn nicht kennt, todt schießen wollte, — ich glaube, — wir lebten vielleicht alle beyde nicht mehr! —

A. Verändern Sie doch nicht die Umstände! Hat sich Werther denn darum erschossen? Das kränkte ihn nur, — quälte ihn nur, machte ihm nur das Leben verhaßt. — Aber seine unglückliche Neigung gegen Lotten gab der Sache den Ausschlag.

P. Gut, da hätte er nicht wieder hingehen sollen. Das war eben das Unglück. Konnt' er doch hinlaufen, wohin er wollte, nur bey Lotten nicht! warum gerade da? Sagen Sie mir, was zwang ihn dazu? —

A. Die Liebe.

A. Daran war eben das verdriessliche Geschicke mit dem Gesandten Schuld. Dadurch ward ihm der Ort, nach dem er sich vor Lotten geflüchtet hatte, verhaßt, da flohe er alle Freuden von ihm, die er in Geschäften, in Würde und Ansehen geholt hatte, und damit verloren zugleich alle Mittel, die er der Liebe gegen Lotten entgegengesetzt, ihre Kraft, ihre Wirkung, — und nun musten freylich in der leeren, alles Glücks, aller Vergnügungen beraubten Seele, die angenehmen Bilder des Vergangenen wieder erwachen, ihr willkommen seyn, sie mit allen Kräften nach ihnen hinstürzen, sie zu umfassen, sie liebzukosen, und durch ihre finstere Schatten hindurch zu dringen, nach dem geliebten Originalen — es zu besitzen, sich zu eigen zu machen.

P. Die Liebe? — Die Leidenschaft, sagen Sie! — nicht die Liebe. Wahre Liebe zu Lotten hätte ihn von ihr entfernt, die hätte ihn gelehrt, sie nicht zu beunruhigen und durch seine Begierden zu ängstigen. — Er wuste, daß für ihn gar keine Hofnung mehr war. Nur eine chimärische Phantasie konnte sie ihn in Alberts Tode finden lassen. — Die führte ihn an Abgründe, vor welchen er selbst zurückbebt, und denen er sich nie mehr hätte nähern sollen. Ich darf es Ihnen, der Sie die Leiden des jungen Werthers so fleißig gelesen, wohl nicht erst sagen, daß alles, was Werther dachte und sagte, übertrieben, übergespannt war. Mit aller Ehrfurcht vor Lottens treffliche Eigenschaften, glaube ich doch wohl behaupten zu können, Werther habe sie mit seiner alles vergrößernden Einbildungskraft angesehen.

A. Was die Sache scheint, ist sie —

P. So lange man dem Schein folgt, — aber der Schein —

A. Trügt, wollen Sie sagen, — Sie meynen also, Werther habe an Lotten sollen Unvollkommenheiten zu entdecken suchen. — Glauben Sie wohl, daß er welche gefunden hätte?

P. Das war wieder ein Fehler von Werthern. Wenn sein Gesandter Schwachheit beging und seinen Subordinirten darunter leiden ließ, — wenn dieser ihn übersah, nun, so hätte der auch so klug und großmüthig seyn, und nachgeben sollen. — Es ist nun schon einmal so, daß Vornehme, Leute von Stande, wenn sie Thoren sind, das Recht haben, es gewöhnlicherweise ungestört zu seyn, und fein lange in ihrer Lage zu bleiben, — da hingegen niedrige, gemeine Thoren entweder bald den Kopf zerstoßen oder bald von ihrer Krankheit geheilt werden. Wenn nun da so einem erlauchtem Manne ein Subordinirter und noch dazu von niedrigerem Stande in die Quere kömmt, ja da gehts nimmer gut! — da hätte Werther weltklug seyn sollen, — hätte sich schon nicht sollen die Mühe verdriessen lassen, seinem Gesandten mit besseren Worten, rührender Partikeln und Bindewörtern fleißig aufzuwarten. Wanns damit gut gewesen wäre! — — — Aber nehmen Sie mirs nicht übel, Alcimor! die jungen Leute nennen

P. — Vielleicht, vielleicht auch nicht. Indessen, eine ruhige Ueberlegung würde ihn bey aller Hochachtung gegen Lotten wohl haben vermuthen lassen, daß es noch ihres gleichen in der Welt giebt. und daß er noch wohl vielleicht eine andre Lotte finden könne.

A. Wahrhaftig, eine leichtsinnige Liebe!

P. Ich denke, eine vernünftige! — Was so oben hinausbrauset, fällt, ehe man es sich

versieht, ganz tief, tief wieder zurück. Alles Heftige, Uebertriebene ist widernatürlich und also unbeständig. Was beständig seyn soll, muß ebenmäßig in unsrer Seele fließen. Alles, was die Gränzen der Mäßigung überströmet, welche die Natur gemacht hat, — ist dem durch das Fieber erhitzten Blute gleich, welches entweder, wann es ausgetobt hat, ruhiger fließt, — oder die Nerven zerreißt und den Tod herbeyführt. Und so würde Werther, wenn sich seine Einbildungskraft beruhigt hätte, an Lotte wohl noch immer ein gutes lebenswürdiges Mädchen, aber nichts weniger als eine Göttinn, gesehen haben.

A. Wenn sich seine Einbildungskraft beruhigt hätte, — je nun, und warum hat sie sich denn nicht beruhigt?

P. Weil Werther keine Mittel dazu gebraucht hat. Hätte er gearbeitet, — Umgeben von guten Freunden gesucht, — alles gemieden, was seinen Sinnen und seiner Einbildungskraft zu viel Nahrung gegeben, — auch lieber auf etliche Jahre, bis er kaltblütiger geworden, — seinen Homer, Oßian und sein Zeichnen weggeworfen, — statt dessen Heraldik oder Chronologie studiert, ich denke, — Lottens Bild hätte schwächer seiner Seele werden sollen. —

A. Was das nun alles ist. — Wäre er lieber wie Diogenes in ein Faß gekrochen, hätte, wie ein Wilder, Wurzeln und Kräuter gegessen und Wasser getrunken, und sich wie jener große Kayser die Zeit mit Fliegenfangen vertrieben. —

P. Doch immer besser als sich todt geschossen. Er hätte in dem Falle nur immer als ein kluger Mensch gehandelt, der kleinere Güter für größere, Vergnügungen der Sinne und der Einbildungskraft für Leben, Ruhe und Dienste gegen das menschliche Geschlecht schlecht aufopferte. Aber dazu war Werther ja noch nicht gezwungen. Vors erste, was ihm im Fall der Noth schon geholfen gewesen, wenn er sich eine andre Lotte gesucht hätte.

A. Sie machen mich böse. Als wenn die Lotten so häufig in der Welt wären, daß man sie beym ersten Suchen sogleich finden könnte! Und dann hätte er es eben gemacht.

P. Es war ja nicht nothwendig, daß es ihm eben so unglücklich gehen musste. Nur, und wollte das alles nicht helfen, so kam es immer wieder darauf hinaus, daß Werther seine zu große Sinnlichkeit mäßigte, und nicht mit seinem Herzen wie mit einem kranken Kinde umging, und ihm allen Willen that.

A. Ich sehe wohl, ich werde mit Ihnen nicht fertig. Sie behaupten also vest, Werther hätte nicht so handeln dürfen, wie er gehandelt hat?

P. Vest, — wenn er nur anders hätte handeln wollen. Und um den Streit auf einmal zu endigen, so erkläre ich mich: — anfänglich hätte es Werthern wenig Mühe gekostet, sich los zu machen; — mit der Länge der Zeit mehr, — doch wäre es ihm wie Sie aus allen Umständen gesehen haben, bey allem eignen Gefühl seiner Unbehaglichkeit, bey Wilhelms Zureden, bey Lottens Bitten, Alberts Verdrusse, — sehr möglich gewesen. Es war also immer seine Schuld, daß er die Leidenschaft so sehr anwachsen ließ. — Denn freylich, wenn in einem Hause, wo Pulver aufbewahrt wird, mit dem Feuer so unvorsichtig umgegangen wird, daß Funken auf das Pulver fallen, — muß denn nicht das Haus in die Luft gesprengt werden? Also, da alle Ursachen zu Werthers Untergange vorher nicht verhütet worden, musste er untergehen. — Geben Sie das alles zu?

A. Das wohl. — Aber in den Umständen handelte Werther doch klug? —

P. Klug? Was wollen Sie damit sagen? Klug, daß er sich erschuß?

A. Was war er weiter auf der Welt nütze? — Für ihn war kein Vergnügen mehr. Auch war er außer Stande, der Welt zu dienen. Also fort! war das Beste.

P. Mein Alcimor, so denken Sie nicht. Warlich nicht. Kann ein Mensch, dem es in der Liebe unglücklich geht, — gesetzt, ganz ohne seine Schuld, — kein Vergnügen weiter haben — gar nicht der Welt mehr nützen? — Es fragt sich nicht, ob er es wirklich hat, ob er der Welt wirklich nützt, sondern nur, ob er nicht könnte. Dies müsten wir leugnen können, wenn wir den Selbstmord klug nennen wollten.

A. Der war doch nur das einzige Mittel, sein Unglück zu endigen, und zu einem bessern Zustand überzugehen, — und war das, wer wollte zweifeln, daß das Mittel dazu mit Klugheit gewählt wurde. Ich rufe Ihnen zu, wie Werther seinem Wilhelm: Behüte Gott, daß du lachest, ist das zum Lachen, wenn uns wohl wird?

P. Mein liebster Freund, — das ist alles zu allgemein gesprochen. Wenn Sie behaupten wollen, der Selbstmord war das einzige Mittel, sein Unglück zu endigen, — so müssen Sie vorher viele Fragen beantworten — Erstlich konnte Werther weiter kein Vergnügen genießen? Ich habe Ihnen schon im Vorhergehenden gesagt, daß es noch größere, beständige Vergnügungen für ihn gab, daß er durch sein Genie, durch seinen Muth und Fleiß, und durch sein der Freundschaft ofnes Herz der Welt viele, große Dienste hätte leisten können. — [...]“ (S. 48—55)

[...] Glückseligkeit besteht in dem Bewußtseyn eigener Stärke, so zu begehren und zu verabscheuen, als es der Werth der Dinge erfordert. — Ueberdem mir scheint die Sache ganz anders. — Gedanken, Begierden, Neigungen sind in der Seele, sind in der

selben, wenn auch kein Eindruck mehr von außen geschieht, der sie veranlaßt hat. Nun sind dieselben allezeit unbehaglich, wenn sie nicht befriedigt werden; sie müssen aber unbefriedigt bleiben, weil nach dem Tode keine Gegenstände für die Sinne, wenigstens die nicht sind, welche hier die Begierde auf sich zogen. — Das auf den gegenwärtigen Fall angewandt. — Konnte Werther, die Sache vernünftig überlegt, durch seine Ermordung Besserung seines Zustandes erwarten? — Vernichtung glaubte er nicht. —

Sein Wunsch, sein Verlangen, Lotten zu besitzen, war seine Qual; von dem musste er so tief eingepreßt? — Ich will diesen Gedanken nicht weiter verfolgen, — Sie sehen, was sich alles daraus schließen läßt, und sind, wie ich hoffe, überzeugt: die kalte Ueberlegung giebt niemanden das Mordgewehr in die Hand.

A. Aber Werther überlegte mit ganz ruhiger, kalter Empfindung.

P. Mit ruhiger, kalter Empfindung! ich wollte lieber sagen: mit stumpf gewordener Empfindung. — So wie das Gift immer noch Gift ist, wenn es gleich alle Eingeweide schon so zernagt hat, daß die Schmerzen nicht mehr gefühlt werden, so war Werthers Empfindung noch immer heftig, wenn gleich seine Kräfte schon so erschöpft waren, daß es schien, er empfände ganz mäßig.

A. Er führt Gründe für den Selbstmord an!

P. Ein Beweis wider ihn, — daß man immer noch erst die Einwilligung der Vernunft haben müsse, und nicht so geradezu nach Empfindung handeln dürfe. Aber, was waren das für Vernunftsgründe? Sehn Sie, es giebt zweyerley Arten von Beweisthümern in der Welt: einige sind gleichsam schon in unserer Vernunft, und treiben uns an, so und nicht anders zu denken und zu thun; andere burden wir erst unserer Vernunft auf, wenn die Begierden mit den erstern nicht zufrieden sind, und wir uns heimlich schämen, ohne Vernunftsgründe zu handeln. Und zu dieser letzteren Art mögten wohl Werthers Gründe für den Selbstmord gehören. — Mich deucht, folgende sind es: „An dem Daseyn eines einzigen Geschöpfs sey so wenig gelegen!“ Gesetzt! je nun, so ist doch etwas daran gelegen! Aber gewiß fand sich dieses Argument erst bey Werthern ein, als es ihm empfindlich geworden, nicht auf die ihm eigne Art in der Welt thätig

zu seyn, die Natur dränge durch das Leiden, das sie auflege, zum Tode', ist offenbar ein Satz, den er aus seiner sehr unregelmäßigen Empfindung gemodelt, — und die Art will ich alle Laster in der Welt vertheidigen, die verworfenste Wollust, die niederträchtigste Ungerechtigkeit — Verrätherey, Meineyd und Todtschlag setzen gesamt Begierden voraus, die so lange die Natur drängen, bis sie unterliegt, — und dann ist's um Ordnung, Enthaltbarkeit, Gerechtigkeit und alle Pflichten geschehen.

A. Werther widerlegt die Gründe gegen den Selbstmord!

P. Widerlegt? — macht Ausflüchte, Trugschlüsse, — 'wenn Anstrengung Stärke ist, warum nicht auch Ueberspannung?' Haben Sie je einen ärgern Trugschluß gehört? Weil die Ueberspannung widernatürlich ist, die Seele aus ihrem ruhigen Gleichgewicht reißet, und sie eben dadurch schwach macht. — Eben so falsch: den Selbstmord als ein Werk einer starken Seele anzusehen, da doch offenbar ist, sie ist so klein, so schwach, daß sie sich nicht einmahl von einer Begierde losmachen will. — Und wozu das alles mein liebster Freund? Nach unsrer vorausgesetzten Theorie von Glückseligkeit, und nach den wahrscheinlichsten Aussichten in die Zukunft, kann uns nichts in der Welt berechtigen, uns das Leben zu nehmen, in der Hofnung, dadurch zu einem glücklichen Zustand zu gelangen. — [...]“ (S. 64—67)

3.21. Friedrich Leopold Graf zu Stolberg: Über die Fülle des Herzens (1777)<sup>108</sup>

„[...] Aus einer Quelle kommen alle edlen Gefühle des Herzens. Ich traue nicht dem Mut des Liebeleeren, auch nicht der Liebe des Mutlosen. Der Jüngling, welcher in sich nicht Kraft fühlt, den Dränger zu zermalmen, ist mir verächtlich, auch wenn er weinend beim Unglück des Bedrängten. Er sollte nicht kennen die Süßigkeit einer edlen Träne; er hat kein Recht dazu!

Wie ehrwürdig ist mir gegen ihn die Löwin, welche hungrig in ihre Höhle kommt, sich vergißt und den Raub mit mütterlicher Liebe unter die Jungen verteilt! Die mütterliche Liebe wird Grimm, wenn ein Verweger sich naht; sie zerreißt ihn um, leckt dann wieder mit bluttriefender Zunge ihre geliebte Brut.

Wende mir nicht ein als eine Ausnahme den Charakter der Weiber. Sie haben ein starkes Gefühl für jede edle Empfindung. Empöre die zärtlichsten Saiten einer weiblichen Seele; sie werden klingen, daß du staunen wirst!

Ich wiederhole es noch einmal: alle edlen Empfindungen kommen aus einer Quelle, Liebe, Mut, Mitleiden, Andacht, Bewunderung des Guten, Abscheu des Bösen, Wonne beim Anblick der ans Herz redenden Natur, siehe da sieben Strahlen eines siebenfarbigen Bogens, sieben Strahlen, alle der Fülle des Herzens entströmend, welche gleich der Sonne Leben und Wärme um sich her verbreitet.

O ihr kurzsichtigen Vernünftler, die ihr alle Begriffe wieder trennen wollt, welche wahre Weise mit glühender Stirn und Tränen beim Anblick der erkannten Wahrheit vereinigt sahen!

Ihr spaltetet den Lichtstrahl, wenn ihr könntet; der Weise vereinigt viele Strahlen zusammen und wärmt sich an der hervorgerufenen Flamme.

Alles befremdet euch; keine Idee hattet ihr jemals von der großen Harmonie der Ganzen, konntet sie nicht haben! Euch ist nichts wahr, alles Widerspruch; dem Weisen nichts Widerspruch, vieles wahr, einiges dunkel.

Ihr dünkt euch weise, weil ihr wisset, daß des Mondes sanfter Schein zurückkehrende Strahlen der Sonne sind. Seid noch weiser, und verkennt nicht in der frohen

(108\*) „Aus dem deutschen Museum“. Zitiert nach: Sturm und Drang. Kritische Schriften, hrsg. von E. Löwenthal. Verlag Lambert Schneider, Heidelberg 1963 (zitiert nach 1962), S. 791 ff.

Träne beim Anblick seines Kindes das starke Gefühl des Mannes, welchem die Macht des Unrechts sich beugen muß.

O, dasselbe unterirdische Feuer, welches durch die Adern der Erde zeugende Wärme verbreitet, Bäume und Gras hervorbringt und Blümchen, die sich spiegelnd hin und her wanken am klaren Bach, eben dasselbe Feuer steigt wie ein Adler empor in den Klüften des Ätna, entströmt in roten Flammen seinem offenen Schlunde, wälzet Verderben durch blühende Täler und stürzt sich donnernd in den Ozean.

Ein Mensch, dem die Natur wenig Gefühl gab, kann mit dem Wenigen getreu und ein guter Mensch sein. Aber wie wenig bringt er, bei gleicher Anstrengung der Kräfte, Gutes in sich hervor gegen den, des Herz jedem edlen Antrieb entgegen wallt!

Gott hat alles getan, um diese Fülle des Herzens im Menschen zu erhalten und zu vermehren. Von seiner Geburt an sieht er Eltern, die ihn lieben, die er lieben muß; sein Herz der Wonne der Liebe und ihrer Wehmut. Wie durchglüht sie, wie durchströmt sie ihn, bis er Ruhe findet in der süßen ehelichen Umarmung! Dann grüßt ihn bald mit dem ersten stammelnden ‚Vater!‘ sein Kind; mehrere folgen dem ersten; sie erwarten Nahrung, Schutz, Bildung des Herzens und des Verstandes von ihm. Als würd' er wieder getaucht in die Quelle der Jugend, nimmt er wieder Anteil an Freuden, die er vergessen hatte; alles, was der oft rauhe Pfad des Lebens an ihm gehärtet hatte, wird im Umgang mit den Kleinen wieder erweicht, und mancher Genuß glättet nun seine Runzeln, welcher ehemals seine Tränen trocknete. Der Mann wird vom Weibe zu mancher sanften Empfindung gestimmt, welche ihm neu war; das Weib lernt vom Manne manches starke Gefühl, welches die Saiten ihrer zärteren Seele mächtig durchbebt; früh bilden sich nach ihnen die Empfindungen der Kinder und geben sanften Flötenton, und die harmonische Zusammenstimmung des Ganzen ist seelenschmelzender als alle Symphonien, sanft wie Nachtigallenchöre, und dem, der Sonnen kreisen und menschliche Herzen schlagen hieß, so lieb wie der Lobgesang rollender Sphären.

Wie wird durch den Umgang der Freunde das Herz genährt, gestärkt, belebt! Die Starkempfindenden werden durch die stärkste Sympathie an einander gezogen, denn ein volles Herz kann sich nur in ein Herz von weitem Umfange der Empfindung ausschütten. Ich sage nicht, daß ein Starkführender und ein Schwachführender nicht können Freunde sein; sie sind sich vielleicht, durch besondere Umstände, oder durch Bedürfnis der Mitteilung von der einen, und Dankbarkeit, oder Trieb sich zu erheben von der andern Seite, nahe gekommen, lernten ihre Redlichkeit schätzen und lieben sich. Aber ein gewisser Grad der Vertraulichkeit ist unter ihnen schwer und die Seligkeit der höchsten Freundschaft unmöglich.

Dem Starkempfindenden werden oft Empfindungen entströmen, welche dem andern fremd sind; die Wunschelrute wird oft zucken wollen, ohne Gold zu finden. Der Schwachempfindende wird fühlen die Übermacht des andern; es wird ihm manchmal bang zu Mute sein, wie in der nahen Gegenwart einer Gottheit.

Es ist traurig, wenn ein Herz sich zu weit geöffnet hat und sich halb wieder schließen muß. Das geschieht nicht ohne Schmerz: und doch, glaub' ich, muß es noch trauriger sein, zu fühlen, daß man für viel Empfindung nur wenig wiedergeben kann, denn die Armut des Herzens mag wirklich drücken.

Die Verschiedenheit der männlichen und weiblichen Art zu empfinden macht, daß es schwerer ist, zwischen Liebenden als zwischen Freunden zu entscheiden, welcher von beiden mehr gibt oder nimmt.

Zur Glückseligkeit der Ehe ist viel daran gelegen, daß diese große Frage unentschieden bleibe.

Die Freundschaft könnte man vergleichen mit zwei Flammen, die nebeneinander lodern, sich einander durch Mitteilung der Hitze nähren, ohne sich zu berühren; die ist nun leicht zu sehen, welche am höchsten brennt.

Laß mich die Liebe vergleichen mit einem großen Feuer, das aus glühenden Kohlen besteht und aus Flammen; wer mag entscheiden, ob die Kohlen mehr wärmen oder die Flamme?

Aus deiner Fülle möcht' ich nun schöpfen, o du, die ich als Mutter ehre, die ich liebe als Braut, Natur, Natur, an deren Brüsten ich allein ungestörte reine Wollust atmen kann! Schon als ein schwaches Knäblein hast du in deinen Armen mich gewiegt, hast mich finden lassen seligen Genuß im Schatten der Wälder, am Gemurmel der Bäche, in Feldern und Auen, hast mich trunken entgegengeführt dem steigenden, himmelrötenden Morgen und mir sanftere Freude mit dem Abendtau herabgesandt, wenn nun sank die Sonne und im Osten heraufstieg der Mond begleitet vom Abendstern. O Natur! Natur! Gott rief dir zu, als du in bräutlicher Schönheit aus dem Schoße der Schöpfung hervorgingst: „Sei schön! verkünde meine Herrlichkeit und bilde des Menschen Herz!“

Dir dank' ich, Natur, die seligsten Augenblicke meines Lebens! Du zeigtest mir deine erhabnen Schönheiten am Ufer deines Rheins und im Schatten deiner Alpen, wo du einem glücklichen Volke Freiheit schenkest und Einfachheit der Sitte.

„Groß und hehr erscheinst du mir auch hier am Gestade des Meeres. O wie gehst du hebt und senkt sich mein Blick mit der krummen Woge, indem mein Ohr lauschet den Geräusch seiner Wellen! Wenn im feierlichen Anblicke des unermesslichen Ozeans mein Auge sich verliert, dann umschweben mich Gedanken vom Unendlichen, von der Ewigkeit und meiner eignen Unsterblichkeit. Meine Seele entflieht dieser Welt. Ich werfe dann einen Blick auf das grüne Ufer, die ruhenden Haine, die Saaten, die Triften mit hin und her irrendem Vieh, und vergnügt kehrt mein Geist zur mütterlichen Erde wieder zurück. Die ganze Natur ist Harmonie, und wir sind geschaffen mit ihr zu harmonieren. Jede einzelne Schönheit der Natur, alle verschiedene Schönheiten der Natur in ihren mannigfaltigen Zusammensetzungen wurden vom Schöpfer bestimmt, die Saiten des menschlichen Herzens zu berühren und erklingen zu machen. Wie entzücken den Schößling der Natur diese Seelenmelodien! wie sanft sind sie! wie kühl! wie erheben sie das Herz zum Himmel! wie tauchen sie es in die süßesten Empfindungen!

Die Natur nicht schön finden ist unmöglich; ihre Schönheiten ansehen, um die Zeit zu vertreiben, den Blick daran weiden wie an einer Theaterdekoration, und nicht ihr hören, sehen, fühlen Stimme Gottes, Spuren Gottes, Nähe Gottes, Offenbarung Gottes, sie, so heilig wie die schriftliche, allgemeiner, älter, und ans Herz redend wie sie, o das ist des Menschen unwürdig, das ist klein und schlecht!

Viele werden erfahren haben, was ich alle Jahre erfahre: das Herz kränkelt in der Stadt. Mit geschwächten Geistes- und Leibeskräften verlasse ich jeden Frühling die Stadt, schöpfe aus der Fülle Gottes in der Natur und freue mich meiner jährlichen Genesung. Wie die Ameise für den Winter Körner einsammelt, so sammle ich Naturideen ein für das Stadtleben. Du verlässest mich nicht in der Stadt, süße Erinnerung des gehabten Genusses; du besuchst mich, drängst dich durch den Taumel der Welt zu mir, und stärkst mich, wenn ich um Mitternacht, nach getragener Last und Hitze der Stadtzwangs, mein Fenster öffne, und dann mich begrüßt der sanfte Mond und die rollenden Sphären.

Wie auf Adlersflügeln erhebt sich da der Geist, und zündet, wie Prometheus, seine Fackel an himmlischem Feuer an.

In solchen Augenblicken fühlt sich wieder in allert ihren Kräften und Unsterblichkeit

keiten die ganze Seele, das wahre bessere Ich; denn die Larve, die man mit sich herum-schleppt in dem Taumel der Welt, umtönt von den Schellen der Torheit, gähnend und angegähnt, o, wem ist sie nicht in Stunden des Selbstgefühls bis zum Anspeien verhaßt!

Es gibt Menschen, deren Geist mit dem Körper an einem Ort angefesselt ist. Ihre Existenz ist immer eingeschränkt auf den Genuß oder das Leiden der gegenwärtigen Minute. Niemals folgte ihre Fantasie dem Fluge des Kometen, niemals versetzte die Kunde der Vorzeit sie lebhaft zurück in die Tage der Helden. Ja ihr eigener Genuß entschwindet ihnen, und die Erinnerung bringt ihnen nur matte Schatten der vergangenen Freuden zurück.

Welch eine Schneckenexistenz gegen das Leben des Feuervollen, Starkempfindenden! Sein ist die Vorzeit; sein die Zukunft.

Wer schmeckt so stark wie er den gegenwärtigen Genuß? Wer pflückt, wie er, jedes Blümchen auf der Bahn des Lebens? Nur er ist der Vertraute jeder Erinnerung, welche ihm freundlich lächelt und den Reigen vergangener Freuden im lebhaften Tanz ihm wieder vorüberführt.

In der Ferne der Zukunft verliert sich sein trunkner und doch sicherer Blick. Er sieht hell, und ahndet da, wo er nicht sieht.

Ahndungen! Ahndungen, ihr Töchter der Entzückung! Wie wenig Weihrauch streut man euren Altären! Warum? Weil man nicht weiß, woher ihr kommt und wohin ihr geht. Also darum nicht, weil ihr wie Götter erscheint und wie Götter verschwindet?

Dem, des Herz voll ist, ist nichts in der Welt leer, und wenn seine Seele dazu gewohnt ist, sich zu erheben heimwärts, jenseit den Sternen der Mitternacht, o! so umschweben ihn immer lichte Gedanken zu Tausenden.

Der Mann leeres Herzens findet überall eine Öde, am meisten da, wo jener in der Fülle ist.

Armer Abenteurer, welcher der Natur entlieft und nun, gleich dem verlorenen Sohne, seinen Wanst mit Trägern füllt! Zu glücklich noch, wenn ihn die bittere Bedürfnis zur Natur und zum Geständnis seiner Torheiten zurückbringt.

Wer immer der Natur treu bleibt, den wird sie immer mehr entzücken. In ihr ist alles Leben. Das empfinden ihre Lieblinge und sehen jedes Tier, ja den Baum und das Gräschen an mit schmelzendem Liebesgefühl. Im Tiere sehen sie ein empfindendes Wesen, und ahnden, fast möcht' ich sagen wissen, daß die Seele des Tieres sich nicht in Staub auflösen kann. Sie gehen vom edlen Roß, vom treuen Hunde herunter zum niedrigsten Insekt. Welcher Unterschied! Und doch welche Übereinstimmung! Fast unmerklich wird zuletzt der Übergang zu den Pflanzen; nun ahnden sie auch dort Leben.

Wer wollte den Wert der Wissenschaften verkennen? Sie nähren, sie bilden den Geist. Aber die meisten Gelehrten sind zufrieden, das zu wissen, was ihnen nötig zu sein scheint, und wenn sie auch ja in einem Überfluß von Erkenntnissen prassen, so tun sie es entweder aus Eitelkeit, oder aus einer Art von Liebhaberei, bei welcher das Herz kalt bleibt. Sie sammeln im Garten der Musen keinen Honig, sondern nähren sich wie faule Hummeln. Was wird ihnen nutzen nach dem Tode ihre erworbene Wissenschaft? So wenig, wie im Leben die Münzen, welche sie sammelten, um die gesammelten in einem Schränkchen zu verwahren. Dem Fühllosen sind die Wissenschaften, welche er besitzt, ein toter Schatz; dem Gefühlvollen eine Quelle reiner Freuden, seelenerhebender Regungen, edler Gedanken, welche ihn bilden, sein Herz erweitern, und also in die Ewigkeit fortwirken.

Oder glaubst du, daß eine Empfindung sterben könne, ohne in alle Ewigkeit fortzuwirken in dem, welcher sie empfand?

Ohne den warmen Anteil des Herzens sind die Wissenschaften fast nichts. Nur durch

diesen entzückt uns die Sternkunde, wenn sie uns viele tausend Sonnen in den schön- und weilen kann beim Unendlichen und Allliebenden! Wenn dieses Herz wie Wachs Funken des Himmels zeigt, Sonnen, jede vermutlich umringt von Erden, und jede vorzerschmelzen, und doch kalt sein kann bei der Betrachtung einer Religion, deren ganzes Wesen Liebe und Erbarmen ist! [...]“ (S. 792—799)

Eben dieser Anteil des Herzens macht die Geschichte zur wohlthätigen Lehrerin der Menschheit, da sie ohne ihn nichts als Chronik wäre. Sie gibt reiche Nahrung. <sup>3.22. Wilhelm Dilthey:</sup> <sup>„Die Analysis des ästhetischen Eindrucks und die ästhetischen Methoden des 18. Jahrhunderts“ (1892) <sup>109</sup></sup> ihr Fülle schöpfe der Jüngling und veredle sich, indem er trinkt. Wie selig wird er sein, wenn Freiheitsgefühl ihm die Wangen rötet, wenn er die dreihundert Spartaner Thermopylae beneidet, mit dem großen Lykurg sein Vaterland verläßt, und mit Timoleon sein Haupt verhüllt, da er den Bruder, weil sein Bruder ein Tiraner war, ermorden läßt. O Jüngling, der da schwelget im göttlichen Plutarch, dem das Herz schlägt, den Edeltaten der Vorzeit, dem es schwillt von edler Begierde nach Ruhm, wider die Renaissance von Italien nach Frankreich hinüber, war dann das natürliche ästhetische System in Frankreich gegründet und in Deutschland nachher vollendet worden, und Schwelgen nicht verführen, das schön zu finden, was nur glänzend ist, und leise übernimmt nunmehr England zunächst die Führung. Auch diesmal ist eine Umgestaltung der sozialen Ordnung, 1688 in der englischen Revolution vollzogen, die die Taten großer Männer auf die Waage der Gerechtigkeit! O, wenn Wahrheit dir lieb ist, — und was ist ohne sie die Geschichte! — wenn Wahrheit dir lieb ist, so gleichzeitig auf die Künste und das ästhetische Denken. — Hier im Lande der Industrie, des Handels und der politischen Freiheit übten allmählich der in der Form gehaltenen und innerlich von fürstlichen und feudalen Impulsen bewegte Selbstherrscher, das Herz auf Flügeln des Adlers, und bildest es zu allem, was groß ist und edel. Prinz oder Höfling nicht mehr die magische Gewalt über Willen und Einbildungskraft der Menschen; der unabhängige gebildete Mann begann sich zu fühlen; schon Lockes Erziehungsplan zweckte darauf ab, diesen gebildeten Mann hervorzubringen. Die Poesie formte nun auch Ideale und Typen der gebildeten bürgerlichen Gesellschaft neben denen der vornehmen Klassen. In der niederländischen Republik, dem Geburtslande der europäischen Freiheit, hatte die Malerei des 17. Jahrhunderts in Rembrandt den Menschen in seiner Lebensenergie unbekümmert um den idealisierenden Glanz der Linien oder die Haltung und die Formen des Standes hingestellt. Die holländischen Genremaler hatten die schlichte menschliche Zuständigkeit gewahren lassen. Nun bemächtigte sich in England, nicht ohne Mitwirkung des politischen Zusammenhanges auch die Geschichte das Herz für die Ewigkeit ausbilden könne, daß dieses allein das Werk der Religion sei. So sehr ich auch überzeugt bin, daß jedes edle Gefühl heilig ist, und wenn der Mensch, welcher es empfand, edel bleibt, ewig in ihm fortwirkt, und wirksamste Äußerung der ästhetischen Verfassung einer Zeit ist und mit der literarischen Kritik und ästhetischen Theorie im nächsten Zusammenhange steht. — Die neue englische Gesellschaft bedurfte einer Kunst, welche zur freien Bildung erzieht und

Was soll ich von dir sagen, göttliche Dichtkunst? Du entströmst der Fülle des Hesperien und bietest die süßen Trunkenheiten deines Nektars reinen Herzen an. Du erhebst dich, das Herz auf Flügeln des Adlers, und bildest es zu allem, was groß ist und edel. Groß und weit ausgebreitet ist deine Macht; du bist die Tochter der Natur, hast und sanft und groß und wahr, wie sie, in angeborner Einfachheit!

Du fleugst gen Himmel, nimmst Flammen vom Altare, wärmest und erleuchtest das Menschengeschlecht!

Dir opferten die Weisen des Altertums, echte Philosophen, welche mit reiner Klarheit die Weisheit suchten, wie Orpheus die Eurydice.

Aber vielleicht hält mancher aufrichtige Mann alles, was ich gesagt habe, für Schimäre, und meint, daß weder Natur, noch ihre Töchter, Dichtkunst und Philosophie, noch auch die Geschichte das Herz für die Ewigkeit ausbilden könne, daß dieses allein das Werk der Religion sei. So sehr ich auch überzeugt bin, daß jedes edle Gefühl heilig ist, und wenn der Mensch, welcher es empfand, edel bleibt, ewig in ihm fortwirkt, und wirksamste Äußerung der ästhetischen Verfassung einer Zeit ist und mit der literarischen Kritik und ästhetischen Theorie im nächsten Zusammenhange steht. — Die neue englische Gesellschaft bedurfte einer Kunst, welche zur freien Bildung erzieht und

Aber, mein Freund, diese Religion, ist sie nicht der Fülle göttlicher Liebe und Weisheit, wie die Natur, entströmt und von demselben Geiste beseelt? und sieh! ihr erstes Gebot ist die Liebe. Sie, die göttliche Religion, zeigt uns, daß wir durch Liebe zu den Menschen und Gott ihm ähnlich werden sollen. Ist's nicht göttliche Weisheit, welche uns lehrt, daß in den zweien Geboten „Liebe Gott! und liebe den Menschen!“ der Inhalt der Inbegriff aller Pflichten enthalten ist? Sagt nicht ein Bote Gottes an seine Gemeinde, daß Christus lieb haben besser sei als alles wissen? und sagt nicht eben dieser Mann, daß alle Wissenschaft, ja die höchsten Gaben, die Gabe der Weissagung und Wunder tun, vereint mit dem Verdienste des Martyrertodes, nichts sei ohne Liebe zum Nächsten, ohne sie nur ein tönend Erz sei, eine klingende Schelle?

Aber, möchte man sagen, Fülle des Herzens ist eine Gabe Gottes; wie kann sie belohnt? wie kann ihr Mangel bestraft werden?

Jeder Mensch hat so viel Herz, daß er lieben kann, und weniger wird von demselben fordern, welcher weniger empfangen hat. Darf er murren, daß er weniger empfangen dürfte der Rabe murren, daß er kein Adler ist.

Fülle des Herzens ist die edelste Gabe Gottes; aber, eben darum, Fluch dem, der durch sie nicht besser wird! Wehe dem, des Geist sich erheben, des Herz mit heißem Liebegefühl vieles umfassen kann, wenn dieser Geist, wenn dieses Herz nicht emporfliehet!



Massen, in der mächtigen Gliederung der Schlösser, in der fließenden Linienführung ihrer Ornamente und in der formgeregelten, beherrschten Naturfülle ihrer Gärten an. Nun gewann die Kunst der Innerlichkeit, die im stillen Gemach, am Spinett jedes offen stand, neben der Poesie die Herrschaft und hat sie bis auf unsere Tage behauptet. — Und gleichzeitig erlangte formloses, stimmungstiefes Naturgefühl im ästhetischen Haushalt dieser neuen Zeit die breiteste Bedeutung. Mit der wissenschaftlichen und philosophischen Auffassung der Selbständigkeit der Natur hatte die Loslösung der Landschaft vom Figurengemälde sich vollzogen, und im Zeitalter des Spinoza, Leibniz und Shaftesbury haben Claude Lorrain, Ruysdael und Hobbema das selbständige landschaftliche Kunstwerk geschaffen. Dies Naturgefühl ward intimer, und vertiefte sich mehr in das Detail unter dem Einfluß der Naturbeobachtung ein. Buffon und Linne. So finden wir es nun in der Poesie des 18. Jahrhunderts vor. Der erste große Dichter des Naturgefühls, Rousseau, war ein leidenschaftlicher Botaniker.

Diese Veränderungen des Geschmacks während des 18. Jahrhunderts sind nun aber von der lebhaftesten ästhetischen Diskussion begleitet. Die Kunstkritik erweist zuerst in den periodischen Schriften der Engländer, dann in den handschriftlich im laufenden Diderotschen Gemäldeausstellungsberichten und weiter in Lessings Dramaturgie als leitende Macht. Viel von der ungeheuren Papiermasse der Zeitschriften des 18. Jahrhunderts ist mit ästhetischem Rasonnement und mit Kunstkritik angefüllt. Der bürgerliche Roman, das Sittenschauspiel, die Oper Glucks und das Drama Lessings und Schillers entstanden unter lebhaftester ästhetischer Reflexion und unter kunstkritischen Debatten. [...]“ (S. 254—256)

#### 4. Verklärung und gesellschaftliche Entschärfung. Auf dem Wege zur Totalinterpretation

##### 4.1. Georg Gustav Gervinus: „Goethes Werther (1853)“<sup>110</sup>

„Sein ‚Werther‘ erschien daher in sich vollendeter: er stellte ein Bild des moralischen Genies auf, in Beziehung auf unsere geselligen Verhältnisse gesetzt. Ein Charakter entwickelt sich vor uns, dem alles Bestehende Hinderniß und Schranke scheint; wie in der Kunst der Regel spottet, so auch der bürgerlichen Gesellschaft, die die Natur uns zerstöre und nichts als Anständigkeit dafür biete. Collegien und Aemter scheinen ihm den Menschen zu vernichten, und an seiner Stelle nur Philister und Strohmänner zu bilden; die Gesetze sind ihm kaltblütige Pedanten; Regel und Ordnung ist ihm Wohnung, Kleid, Amt, Schrift und Rede verhaßt; er schlägt aus gegen alle Mäkel an der Handlungsweise des Gefühls, an dem Glauben des Volks, an Allem, was Empfindung und Phantasie angeht; ihn reute keine Leidenschaft, die auch an Wahnsinn und Trunkenheit grenzte, denn er hatte begreifen lernen, warum man alle auf ordentliche Menschen von jeher für Trunkene und Wahnsinnige ausschreiben mußte. solcher Mensch bekriegt alle Welt und verzärtelt nur sein eignes Herz, lebt ihm gar zu Gefallen, und verübelt sich's nicht, weil ein Gefühl des Menschlichen in diesen Herzen schlägt; er wendet sich von den Erwachsenen weg zu den Kindern, die nicht wehe thun; von den Menschen zur Natur, die ihm nicht widerspricht; von der Wirklichkeit weg zur Dichtung, und innerhalb der Dichtung von der bewegten

(110\*) Gervinus, G. G.: Geschichte der Deutschen Dichtung in 5 Bänden, 3. Band, 4. gänzlich umgearbeitete Ausgabe. Verlag Wilhelm Engelmann, Leipzig 1853, S. 476.

des Homer zu den formlosen schwermüthigen Schatten Ossians. Ueber Klopstock und Kleist begegnet sich seine Seele einem gleichgestimmten Wesen, das ihm die Verhältnisse entziehen; an Entbehren ist er nicht gewöhnt, an einen Vertrag, das Band des Lebens nicht einseitig aufzulösen, kann der Feind des Lebens nicht glauben. Er wird ein Raub der Empfindung, die mit einer Glut und Wahrheit geschildert ist, daß wir nie ohne Seelenbewegung der Entfaltung dieses Charakters folgen werden, der die Marionetten im Grandison und in der Heloise in gewaltigen Schatten warf. Für die Befreiung der deutschen Dichtung von allen fremden Einflüssen war die Erscheinung von Götz und Werther schon ein ganz zuversichtlicher und tumultuarischer Sieg, während Lessing's Stücke noch Schlachten, die nur mit der höchsten strategischen Vorsicht gewonnen waren.

Die Wirkungen beider Stücke waren unermesslich für die Dichtung, wie für die Zustände des Lebens.“

##### 4.2. Albert Bielschowsky: Der Charakter Werthers (1895)<sup>111</sup>

Betrachten wir dies eigentümlichste und großartigste Produkt der Genieperiode näher.

Der Held ist ein hochbegabter Jüngling, ungefähr von der geistigen Konstitution Goethes, nur noch etwas empfindlicher, weicher und ungleich schwächer. Aber seine Schwäche ist nicht Schwäche im Verhältnis zur sittlichen Kraft anderer Menschen, sondern nur im Verhältnis zur ungeheuren Stärke seiner Leidenschaften. Denn nichts Heißeres, Brausenderes giebt es als dieses Herz. Die Heftigkeit seiner Affekte, der schmerzlichen, wie der freudigen, ragt über alles Gemeine hoch hinaus. Seine Leidenschaften sind nie weit vom Wahnsinn entfernt. Wie ein Träumer geht er durch die Welt und sie erscheint ihm finster oder rosig, je nach der eigenen Seelenstimmung. Alles Regelrechte und Gemäßigte ist ihm verhaßt. Das Ungebundene, Freie, Genialische, Überschäumende ist seine Lust. Darum ist er auch ein Feind jeder geregelten bürgerlichen Thätigkeit. Es sind ihm Lumpenbeschäftigungen, die nur kleine und eitle Geister befriedigen können. Wer aber mit tiefem Auge und Herzen begabt ist, der sieht und empfindet den niederdrückenden Unterschied zwischen der eigenen Winzigkeit und der Größe des Weltganzen, den klaffenden Zwiespalt zwischen Wollen und Können, Wollen und Dürfen, zwischen Ahnen und Wissen, zwischen Begehren und Besitzen.

Frühzeitig beschleicht uns die Sorge, wie dieser so zart besaitete Mensch, der bald in Thränen der Wonne, bald in Thränen des Schmerzes schwimmt, mit der harten Realität der Dinge auskommen wird. Seine Muße, die ihm Gelegenheit giebt, sein Inneres zu beobachten und zu zerfasern, vermehrt die Gefahr, in der er schwebt. [...]“ (S. 193)

„[...] Denn in ihm ist die hochgesinnteste, reinste Seele, die die Sonne beschien, zu Grunde gegangen. Mit unerschöpflicher Liebe umfaßt er die Menschen und fühlt ihre Freuden und Leiden mit; sein größter Genuß ist, den Kindern und den Armen Wohlzuthun — sie stehen ihm, wie seinem Heiland am nächsten; nichts Arges und Böses kommt in seine Brust und er erschrickt, als er selbst nur im Traume Lotte umarmt. Mit durchdringender Spekulation überschaut er die Welt und mit echtster Begeisterung erglüht er für die Natur, für alles Große, Gute und Schöne. Und darum lieben wir ihn, müssen wir ihn lieben, trotzdem er ein schwankender, weicher, müßiger Mensch ist. Entschuldigen wir doch auch diese Gebrechen. Denn wir empfinden, daß

(111\*) Bielschowsky, Albert: Goethe. Sein Leben und seine Werke. In zwei Bänden, Band 1. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck, München 291914.

seine Unthätigkeit nicht der Abneigung gegen die Arbeit, sondern der Abneigung gegen die geisttötende, unfruchtbare Arbeit entspringt; daß seine Weichheit nur die Kehrseite seiner hohen Feinfühligkeit ist und daß das Schwanken nur aus dem Druck der ungeheuersten Leidenschaftlichkeit hervorgeht. Wir sind so wenig imstande, ihm unser Mitgefühl zu entziehen, daß wir vielmehr uns kaum der Sorge erwehren können, wir würden mit unserer Durchschnittskraft einem gleichen Ansturm der Leidenschaftlichen noch eher als er erliegen.

Aus seinem Wesen fließt die Entwicklung wie der Strom aus seinem Quell. Er mußte an den Klippen des Lebens scheitern, gleichviel, auf welche er stieß. Ob nur sein Ehrgefühl gekränkt wurde, ob ein Vorgesetzter ihn kleinlich chicanierte, oder eine end- und trostlose Liebe ihn peinigte — sein Untergang war besiegelt. Denn man darf sagen: selbst wenn alle diese Konflikte nicht eingetreten wären, selbst wenn Lottens Besitz errungen hätte, so wäre er doch nicht zu retten gewesen. Seine Seele hätte sich dann an tausend anderen kleinen Unebenheiten des Lebens zerrieben. Er ist der idealistische Träumer, der überall das Vollkommene und Unbedingte verlangt und der überall das Unvollkommene und Bedingte mit unheimlichem Scharfblick herauszufinden und mit übergewöhnlicher Gemütsstärke fühlt, dem es dazu an jeglicher schöpferischer Thätigkeit fehlt, die den ihn quälenden Dissonanzen das Gegengewicht hielt. Ist auf dieser Welt kein Raum. Goethe bezeichnet deshalb ganz richtig die Anlässe, die im Roman den Untergang Werthers herbeiführen, nur als *dazutretende* unglückliche Leidenschaften, die ihn zerrütteten, nachdem er bereits *vorher* durch schwärmerische Träume und Spekulation untergraben war. Es ist daher der Tadel, daß Goethe sich nicht auf eine Leidenschaft z. B. unglückliche Liebe als Motiv für Werthers Selbstmord beschränkt habe, ohne Berechtigung. Es stand dem Dichter frei, wie viele Leidenschaften er hinzutreten oder richtiger, wie viele er aus der Grundlage von Werthers Natur durch äußere Anreize hervorbrechen lassen wollte. Daß er sich nicht auf eine beschränkte, gereicht ihm zum Ruhme. Um so klarer und voller trat damit die Persönlichkeit des Helden heraus, um so verständlicher wird sein Untergang. Dem gleichen ist es ein Zeichen für die Feinheit von Goethes bildender Kraft, daß er zu dem Liebesmotiv gerade dasjenige hinzugefügt hat, das neben der Liebe am wirksamsten in der Seele des Mannes ist: Ehr- und Selbstgefühl. Er ermöglicht sich dadurch, zu gleich, Werther ins Amt zu bringen und von einem Schwächling zu unterscheiden, und nicht den geringsten Anlauf zum Herausreißen aus einer unseligen Leidenschaft und zu ernster Thätigkeit macht. Auch der Vorteil erwuchs ihm, daß nicht der ganze Roman eine einzige Kette von Liebesaufzern wurde und daß eine geraume Zeit — ein und ein halbes Jahr — verfließen konnte, bevor der herrliche Organismus des Helden untergraben war.

Die Selbsterstörung eines reichen und edlen Geistes war ein dankbares Motiv, doch nur dann geeignet, das Interesse des Lesers ununterbrochen zu fesseln, wenn in einer verwickelten Handlung zur Erscheinung kam. Goethe hat aber gerade dieses Vortheils sich beraubt, indem er die Handlung auf das geringste Maß herabsetzte. Er belud sich dadurch mit der Aufgabe, an Stelle einer Reihe von Begebenheiten eine Reihe von Seelengemälden zu entwerfen, aus denen die Selbstvernichtung als Konsequenz sich ergeben muß. Für die Darstellung dieser Gemälde stand ihm wieder kein besseres Mittel als der Monolog in Briefgestalt zur Verfügung, auf die Dauer die ermüdendste Kunstform. Trotzdem läßt unser Interesse nicht einen Moment nach. Gegenteil, von Brief zu Brief schwillt unsere Spannung und unser Entzücken.

Aber wie hat Goethe auch das Kunstmittel belebt! Bald befinden wir uns in der großen, weiten Natur, bald am Küchenherde des Wahlheimer Wirtshauses, bald am Brunnen, bald im Pfarrgarten, bald in des Amtmanns Kinderstube, bald im glänz-

den Salon des Grafen, bald in der elenden Dorfherberge. Durch alle Jahreszeiten und Naturstimmungen werden wir hindurchgeführt: die Blütenpracht des Frühlings, die Glut und Fruchtfülle des Sommers, das melancholische Welken des Herbstes und die rauhen Wetter des Winters; bei hellem Sonnenschein, bei Mondlicht, bei finsterner Nacht, bei Nebel, Regen und Schnee. Und das Alles klingt mit dem Seelenzustand Werthers aufs ergreifendste zusammen.

Und wie uns der Wechsel der Situationen und Scenerien anzieht, so die Mannigfaltigkeit fein geschnittener Menschentypen, die Goethe trotz der begebnisarmen Fabel zu schaffen gewußt hat. Das große Kunstwerk der Figur Werthers, neben Hamlet der eigentümlichsten der Weltliteratur, haben wir bereits kennen gelernt. Ihm gegenüber steht das schöne Bild Lottens, deren Gesundheit, Heiterkeit, Wirklichkeitssinn, Befriedigtsein im Kleinen und im Schaffen für die Nächsten uns im Kontrast zu dem krankhaften, im Höchsten und Letzten sich verlierenden Werther mit innigstem Begehren erfüllen. Und neben diesen Hauptfiguren: der prosaische Ehemann Albert; ein schöngeistiger Fürst; hochnäsiger, beschränkter Adel; pedantische Beamte; brave und engherzige Pfarrer; wackere Frauen; schnippische Töchter und eine Schar der reizendsten Kinderköpfe. Weitaus die meisten dieser Figuren haben wenig zu thun und wenig zu leiden, aber sie sind so rund und voll gezeichnet, daß wir ihre Porträts mit demselben Wohlgefallen betrachten, wie etwa die uns unbekannteren oder an sich gleichgültigen Personen, die der Pinsel eines Tizian oder Velasquez auf die Leinwand geworfen hat. Dort aber, wo unser Auge und unser Herz ruhig bleibt, da regt der Dichter unser Gedankenleben an. Tiefsinnige Betrachtungen über das Verhältnis zwischen Mensch und Welt, Mensch und Natur, Pflicht und Begierde, Böse und Gut werden absichtslos und undogmatisch hingestreut und lassen uns in die eigene Welt und in die Welt des Romans aus dem Gesichtspunkte des Ewigen und Unendlichen blicken. Zugleich versetzt uns der Dichter damit in eine Seelenlage, in der wir das, was man Schuld nennt, verzeihen, weil wir es begreifen oder doch zu begreifen suchen.

Endlich, was das Belebendste ist, welche Wärme und Natürlichkeit atmet aus jeder Seite des Werkes! Der Stil ist hoch und doch kein Schriftstil. Wir hören immer das gesprochene Wort. Wir haben immer das Gefühl, daß sich Jemand mit uns unterhalte, liebenswürdig, feurig, geistreich; er spricht oft in langen Ketten, Glied schlingt sich an Glied, in reißender Beredsamkeit, aber es sind nie abgezikelte, künstlich gefügte Satzgebäude, sondern es strömt alles so frei und regellos, wie aus dem vollen Herzen eines Sprechenden. Und wie schmiegt sich dieser Stil dem Gegenstande oder der Stimmung an! Er ist von erhabenem Schwunge, wo es sich um die großen Welträtsel handelt oder wo hehre Begeisterung oder unendlicher Schmerz den Sprecher durchdringt, er ist von biblischer Einfachheit, wo er idyllische Zustände malt. Er ist bald hastig nervös — man lese z. B. den Brief, in dem die erste Bekanntschaft mit Lotte geschildert wird — bald entzückend milde und ruhig, bald weich elegisch, bald trotzig aufbrausend. Wir glauben bald einen Psalm, bald eine Hymne, bald ein Stück Homer, bald ein dramatisches Fragment zu lesen. In allen Stillfarben und Stillformen flimmert und glänzt dieser wunderbare Briefroman und hält jede Ermattung in weiter Ferne. Von den großen, in prachtvollen Kaskaden fortstürzenden Perioden am Eingang des Werthers (zweiter Brief) bis zu den letzten knappen Lapidarsätzen, die wie dumpfe Geschützsalven über das Grab rollen, packt und schüttelt dieser Stil unser Herz.

Wenn heute die Wirkung eine so starke ist, so mag man erlauben, wie sie zu ihrer Zeit sein mußte, wo das Werk die Auslösung einer quälenden Spannung, der vollendetste Ausdruck einer welterschmerzlichen Stimmung war, die Deutschland schon seit Jahren durchzog, und die sich unter dem Einfluß der schwermütigen englischen Grabepoesie, der Anklagen Rousseaus gegen die Kulturverderbnis und unter dem Einfluß

eines unthätigen Lebens, das reichlich Zeit ließ, die eigenen und Anderer Herzensfallen auszuspionieren, herangebildet hatte. Was Goethe gelitten, hatten, wenn auch minder tief und minder mannigfaltig, Tausende gelitten. Aber er allein hatte es verstanden, diese Leiden mit göttlichem Munde auszusprechen.

Doch auch die weiten Kreise, die in täglicher, gesunder Arbeit nicht jenem düsteren, selbstquälerischen Pessimismus verfallen waren, wurden von der tragischen Einfachheit und Größe, sowie von der allbelebenden Wärme des Werkes aufs tiefste ergriffen. Im Banne seines Zaubers standen der Gelehrte und die Hofdame so gut wie der Schusterlehrling und die Dienstmagd [...]“ (S. 198—202)

#### 4.3. Friedrich Gundolf: Werther (1916)<sup>112</sup>

„[...] Auch Lotte ist nicht das Schicksal Werthers, sondern dies Schicksal, den Keim der Vernichtung trägt Werther (und Goethe) schon mit sich, eh er in Lotte sein Schicksal erkennen kann. Wenn Werther untergeht, während Goethe nicht untergegangen ist, so bedeutet das nur, daß Goethe in der Dichtung seine eigne stete Möglichkeit als Wirklichkeit verkörpert, zur Wirklichkeit verdichtet hat, und indem er sich sah und aussprechen konnte, den Werther in sich bereits überstiegen, überwunden hatte. Aber Werther ist nicht der plötzlich aus seiner Bahn gerissene, durch einen äußern Anlaß erschütterte, sondern der von vornherein, von innen her schlechthin erschütterte Jüngling, der dichterische Mensch, dem der Untergang an jeder Wendung seines Lebens droht, sobald sein Wille zur Ewigkeit sich in einen schönen Augenblick in eine menschliche Verkörperung zusammendrängt und diese dann doch versagt. Die Gretchentragödie zeigt uns die eine Lösung dieses Konflikts: der Augenblick wird genossen und vernichtet. Im Werther sehen wir was geschieht, wenn der Augenblick selber vor dem Genuß ‚Nein‘ sagt, denn auch das kann er, wenn er Mensch ist. Keine dieser Lösungen gibt den ganzen Goethe, aber jeder ist er einmal begegnet, jede Entscheidung mußte er einmal treffen. Dabei ist das für ihn Wichtige nicht so sehr die praktische Folge seiner Entscheidung als das Erlebnis der Entscheidung selbst: im Faust die Tragik der Vergänglichkeit des genossenen schönen Augenblicks durch die Schuld im Werther die Qual der Unerreichbarkeit des schönen Augenblicks durch den unwilligen Verzicht.

Dichterische Freiheit gegenüber dem Erlebnis erlaubt Goethe sich nicht in bezug auf den Gehalt, nur in bezug auf den Stoff woran er den Gehalt verdeutlichte, gesteigert, gedrängt symbolisierte, zum Bild nach außen komponierte. Ein innerer Untergang mußte sinnfällig, körperlich werden, wenn er als Dichtung wirken sollte: darum kommt Gretchen aufs Schafott und schießt Werther sich tot, obwohl Friederike weiter lebt und Goethe ein Olympier wurde. Aber die Dichtungen geben nur mögliche Abschlüsse einer wirklichen Tragik die Goethe durchgemacht hatte, es sind Stilisierungen seiner eignen Schicksale: denn Schicksal ist nicht nur was uns widerfährt sondern auch das was wir sind, und bei der geheimnisvollen Wechselwirkung zwischen Charakter und Schicksal, wie sie im dämonischen Menschen sich vollzieht, konnte Goethe seine Kräfte als Ereignisse, seine Charaktermöglichkeiten als Schicksals-tatsachen darstellen. So ist Werthers Selbstmord das Gleichnis für die stete innere Gefahr des allführenden Menschen, Goethes, am Verzicht auf den schönen Augenblick, auf das konzentrierte All zugrund zu gehn, wie Faust das Gleichnis dafür ist daß der Goethische Mensch den einzelnen schönen Augenblick, wenn er ihn zu halten versucht hat, vernichtet.

(112\*) Gundolf, Friedrich: Goethe. Georg Bondi, Berlin, 12. unveränderte Auflage (41.—45. Tausend), zuerst 1916 = Blätter für die Kunst.

Nur wenn man in Werther die Tragödie des unglücklich Liebenden sucht, wird man das Hereinspielen von Motiven des gekränkten Ehrgeizes als abschwächend rügen: bekanntlich hat Napoleon in seiner Unterredung mit Goethe diesen Einwand erhoben. Der Einwand kam eben aus dem Mißverständnis: es handle sich hier um die Darstellung einer Begebenheit, um die Bearbeitung des geschlossenen Themas: wie entwickelt sich die unglückliche Liebe bei einem jungen Mann von Gefühl. So gesehen war der ganze Apparat von Werthers Stellung und beamtlichem Unbehagen überflüssig und schleppend, selbst die breiten Naturschilderungen mußten einem Leser lästig sein dem der ganze Roman nur eine Handlung war die den großen Knalleffekt, den Selbstmord, vorbereiten sollte ... und freilich, die Mehrzahl nahm Werthers Leiden als Romanhandlung, und die Sensation dankte er dem Schluß. Für Goethe selbst aber handelte es sich nicht um eine Begebenheit sondern um sein Erlebnis.

Für ihn war der Schluß nur notwendige Abrundung, fast von außen hereingezogen, angeregt, allein in dem Werk, durch ein äußeres Ereignis, den Selbstmord des jungen Jerusalem, der gleichsam den Stoß von außen her gab unter dem sich die längst bereiten seelischen Massen zum klaren Gebild, zur Darstellung kristallisierten. Für Goethe war der seelische Zustand selbst, nicht was daraus hervorging, das wichtige: das seelische Verhältnis des gottgetriebenen Jünglings zum schönen Augenblick, und ebendeshalb mußte alles was die Seele des Helden offenbarte in die Mitte gerückt werden, alle Handlung nur als Reaktion eines Inneren gegen ein Äußeres, nicht als Selbstzweck behandelt werden. Kurz was Werther ist und fühlt, nicht was ihm begegnet und was er tut — darauf kommt es an. Da Goethe aber Dichter, d. h. Gestalter war, und nicht was man heute Psycholog nennt, so gab er keine Seelenanalysen, sondern offenbarte die Seele nur an Wirkungen und Gegenwirkungen durch Vorgang. Da Werther zunächst der Mensch ist dem kraft innerer Fülle seine äußere Welt zu eng und unbelebt erscheint, so ist das Motiv des Mißbehagens in seiner bürgerlichen Stellung sinnvoll und verdeutlicht von vornherein ein echt Goethisches Erlebnis: die Qual des pathetischen Menschen in der rationell und zweckhaft geordneten Gesellschaft überhaupt, wie seine ganze Stellung zu Albert den Konflikt zwischen bürgerlicher Vernunft und dichterischem Allgefühl. Einige zentrale Stellen aus Werther lassen ohne weiteres die Identität seiner Erlebnisart und seines Konflikts mit den verschiedenen anderen Titanen Goethes, mit Goethe selbst erkennen.

„Wenn ich die Einschränkung so ansehe, in welche die tätigen und forschenden Kräfte des Menschen eingesperrt sind, wenn ich sehe, wie alle Wirklichkeit dahinaus läuft, sich die Befriedigung von Bedürfnissen zu verschaffen, die wieder keinen Zweck haben, als unsre arme Existenz zu verlängern und dann, daß alle Beruhigung über gewisse Punkte des Nachforschens nur eine träumende Resignation ist, da man sich die Wände zwischen denen man gefangen sitzt mit bunten Gestalten und lichten Ausichten bemalt ... Ich kehre in mich selbst zurück, und finde eine Welt!“

Es ist derselbe Blick für das Menschtum, das Menschsein, in dieser Stelle wie ihn Prometheus auf seine Geschöpfe wirft, da sie herum wimmeln auf der Erde und dumpf ihren Bedürfnissen nachgehn, derselbe Blick für das Verhältnis von Beschränktheit und Freiheit das Jupiter mit den Worten ausdrückt:

In neugeborner Jugend Wonne  
Wähnt ihre Seele sich göttergleich.  
Sie werden dich nicht hören  
Bis sie dein bedürfen.

Eine andere noch deutlichere Stelle bringt die Shakespearerede in Erinnerung:  
„Warum der Strom des Genies so selten ausbricht, so selten in hohen Fluten hereinbraust und eure staunende Seele erschüttert. Lieben Freunde, da wohnen die gelassenen

Kerls auf beiden Seiten des Ufers, denen ihre Gartenhäuschen, Tulpenbeete, und Krautfelder zugrunde gehen würden, und die daher in Zeiten mit dämmen und abweisen der drohenden Gefahr abzuwehren wissen.'

Das widerbürgerliche Pathos ist dem Werther so wesentlich, daß seine Leiden beinahe das Gegenteil einer *bürgerlichen* Liebestragödie sind.

Eine dritte Stelle läßt den Ganymed, den kosmischen Allliebenden wieder erkennen:

„Wenn das liebe Tal um mich dampft, und die hohe Sonne an der Oberfläche des undurchdringlichen Finsternis meines Waldes ruht, und nur einzelne Strahlen sich in das innere Heiligtum stehlen, und ich dann im hohen Grase am fallenden Bache liege, und näher an der Erde tausend mannigfaltige Gräschen mir merkwürdig werden. Wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwischen Halmen, die unzähligen, unergründlichen Gestalten all der Würmchen, der Mückchen, näher an meinem Herzen fühle, und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der uns all nach seinem Bilde schuf, das Wehen des Allliebenden, der uns in ewiger Wonne schwebend trägt und erhält.' ...

Aber auch hier, und das ist das Neue, ist dem Ganymedesgefühl, der Vergötterung des Augenblicks, schon die Tragik beigemischt: das Gefühl, ich kann das nicht festhalten'. Von vornherein in Werther angelegt ist dieser Untergang durch die Unmöglichkeit, das All von dem er sich durchdrungen fühlt im schönen Augenblick zu verewigen: immer von neuem, immer stärker kommt dies Thema herauf, und die Geliebte tritt dann nicht als ein Neues ein, sie ist nur die Verdichtung und Verdeutlichung der Ahnungen und der Sehnsucht die Werther sich schon von vornherein auf dem All, aus dem Menschenwesen gesogen hat. Nicht zufällig sondern mit tiefer Notwendigkeit vermischen sich die Gefühle von All und Geliebter, von Schöpfung und Liebe immer in Werthers Seele, noch eh er nur Lotte begegnet: „Mein Freund, wenn denn um meine Augen dämmert, und die Welt um mich her und Himmel ganz in meiner Seele ruht, wie die Gestalt einer Geliebten; dann seh ich mich oft und denke ach könntest du das wieder ausdrücken, könntest du dem Papier das einhauchen, was so voll, so warm in dir lebt, daß es würde der Spiegel deiner Seele, wie deine Seele ist der Spiegel des unendlichen Gottes. Aber ich gehe darüber zugrunde, ich erliege unter der Gewalt der Herrlichkeit dieser Erscheinungen.'

Es ist nicht kluge Absicht der Komposition, der verzahnenden Vorbereitung, daß uns in solchen Sätzen, ziemlich am Eingang des Werks, das ganze Thema angeschlagen scheint, die Katastrophe vorgeahnt scheint: die Komposition beruht hier nicht auf einem Verknüpfen von Ursachen und Folgen, von Eigenschaften des Helden mit Schicksalen die daraus folgen müssen, sondern in einer Ausbreitung und Entwicklung von Keimen die als untrennbare Einheit von vornherein in Werther angelegt sind, wie sie in Goethe angelegt waren. An der eben zitierten Stelle ist Goethe mit Werther identisch, nicht nur Werther Goethes Mundstück — nirgends wird deutlicher wie sich der Untergang Werthers auf einer spezifischen singulären Anlage beruht, nämlich der Goethischen: den Moment als bildnerischer Mensch zu bannen und zugleich in das Grenzenlose des Alls sympathetisch einzutauchen. Erst durch diesen Konflikt wird der Werther eine kosmische Dichtung: sonst bliebe er ein bürgerlicher Roman von Zweien die sich nicht kriegen. Erst dadurch daß Werther unter der Herrlichkeit des Alls erliegt, daß er von seinem Allgefühl gesprengt zu werden bangt gewinnt seine Leidenschaft für Lotte die Schwere einerseits und die Spannkraft andererseits die das Werk weit über die monographische Beschreibung eines bloß psychologischen Vorgangs erhebt, weit auch über ihr technisches Vorbild: Rousseaus Nouvelle Héloïse. Solche Naturgefühlsausbrüche sind also nicht Schmuck und schöne Arabeske des Werks, auch nicht Mittel um den Feinsinn und das Gemüt des Helden zu charakterisieren —

werden sie gewöhnlich aufgefaßt — sondern sie sind recht eigentlich der Kern von Werthers Geschick, sie geben die Substanz seiner Seele und den Gehalt seiner Leidenschaft, die kosmische Liebe wieder, von der Lotte und die Liebe zu Lotte nur die Anwendung oder vielmehr die Begrenzung ist an der er zugrunde geht. Sich verlieren im All und das All im schönen Augenblick besitzen: daraus entsteht der Konflikt woran Werther zugrunde geht. Da ihm der Augenblick entrinnt, bleibt ihm nur der Untergang im All, der Tod. Nur für den der das All so erlebt wie Goethe kann die Geliebte so zum Verhängnis werden. Darum sind im Werther die Stellen wo er sein Weltgefühl ausspricht so wichtig wie seine Liebesklagen, ja sie sind der eigentliche Grund und Gehalt seiner Liebesklagen.

„Ein großes dämmerndes Ganze ruht vor unserer Seele, unsere Empfindung ver-schwimmt sich darinne, wie unser Auge, und wir sehnen uns, ach! unser ganzes Wesen hinzugeben, uns mit all der Wonne eines einzigen großen herrlichen Gefühls ausfüllen zu lassen ... und ach, wenn das Dort nun Hier wird, ist alles vor wie nach, und wir stehen in unserer Armut, in unserer Eingeschränktheit, und unsere Seele lechzt nach entschlüpftem Labsale.' [...]“ (S. 163—167)

#### 4.4. Hermann August Korff: Die dichterischen Symbole des Irrationalismus — Die Problematik des Lebens (1923) <sup>113</sup>

„[...] Man braucht literarisch Gebildeten heute nicht mehr auseinanderzusetzen, daß der ‚Werther‘ nicht in dem gewöhnlichen Sinne die Geschichte einer unglücklichen Liebe, sondern die Darstellung eines Menschenschicksals ist, das sich nur zufällig in der Geschichte einer unglücklichen Liebe erfüllt, aber sich schließlich auch an einem andern Konflikte der Seele mit der Welt erfüllen könnte. Und doch hat das Motiv der ‚un-glücklichen Liebe‘ eine tief symbolische Bedeutung, die man nicht wohl übersehen kann, ohne dem Ganzen jene innere Notwendigkeit zu nehmen, die man so unmittelbar gerade hier zwischen Stoff und Idee empfindet. Denn allerdings ergeben sich die Leiden des jungen Werther aus einer unglücklichen Liebe; aber es ist doch nicht bloß die unglückliche Liebe zu der im bürgerlichen Sinne ‚versagten‘ Lotte, sondern die *unglückliche Liebe des seelenhaften Menschen zur Welt* überhaupt, die gegenüber den unendlichen Ansprüchen des innern Gottes überall ‚versagt‘. Ja unter Bezug auf seine pantheistische Grundlage könnte man Werther wohl als eine Szene aus der unglücklichen Liebe Gottes zu seiner Welt betrachten. Jedenfalls erklärt sich der ungeheure Widerhall, den Goethes Jugendroman gefunden hat, zutiefst nicht aus seiner bloßen ‚Geschichte‘, sondern aus der Tatsache, daß sich in dieser Geschichte zum erstenmal in idealer Gestalt der Faustische Menschentypus offenbart, den sie alle damals in sich fühlen, und hinter dessen Existenz wegen ihres tief problematischen Verhältnisses zum Leben das dunkle Fragezeichen des Selbstmordes droht. Wenn es trotz alledem so schwer gewesen ist, sich über die tiefere Bedeutung des Werther bewußte Rechenschaft zu geben, so beruht das nicht zum geringsten auf der Form des Briefromans, die in ihrer rein dokumentarischen Selbstdarstellung des Helden scheinbar auf alle Fingerzeige verzichtet, wie der Dichter das Schicksal seines Helden seinerseits aufgefaßt wissen will. — Reiner als irgendeine andere Gestalt der Sturm-und-Drang-Dichtung verkörpert Werther den gotterfüllten, seelenhaften Menschen. Und weitaus deutlicher noch als im Urfaust wird durch ihn, worin das Wesen eines solchen besteht: in der

(113\*) Korff, Hermann August: Geist der Goethezeit. Versuch einer ideellen Entwicklung der klassisch-romantischen Literaturgeschichte. I. Teil, Sturm und Drang. Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber, Leipzig 1923.

beseelenden und beseligenden Kraft der Seele. In Werther antizipiert der Dichter, w  
späterhin in der Kritik der Vernunft der Philosoph in seiner ganzen transzendental  
Bedeutung entdeckt: *die welterschöpfende Kraft des Subjekts*. Was ist die Welt? Die  
Welt ist meine Vorstellung. Und die Form des Briefromans, in dem wir in der T  
sie nur von der Vorstellungswelt Werthers, d. h. die Welt als eine Vorstellung Werther  
erfahren, ist deshalb auf das tiefste mit dem Wesen dieser Dichtung des Subjektivismus  
verknüpft. Das Organ der welterschöpfenden Kraft des Subjekts aber ist ein von d  
Phantasie beflügeltes und von der Ahnung um die metaphysische Einheit aller Wes  
getragenes Gefühl, das sich in alles einzufühlen, es zu erleben imstande ist und, w  
es, wie schon das Wort sagt, *sich* in die Welt einfühlt, auch im Grunde immer n  
*sich* erlebt und aus den 'Dingen', die in den Umkreis seiner Organe gelangen, imm  
nur seine Welt, den objektiven 'Gegenstand' eines subjektiven Gemütszustandes e  
schafft. Aber diese Welt höchster Seelenhaftigkeit ist auch eine Welt der höchste  
Seligkeit, und die Gotterfülltheit des Menschen beweist sich unmittelbar durch d  
Kraft zur Schöpfung einer solchen durch ihre Beseeltheit beseligenden Welt, wie s  
sich in den ersten Briefen Werthers so wundervoll vor uns auftut. In diesen Briefe  
aber wird nun von Werthers gotterfülltem Herzen in allmählicher Steigerung nac  
einander voll Seligkeit erfaßt: erst die mailiche Natur, dann der idyllische Zauber  
naturhaften Menschenlebens und endlich als das Letzte und Höchste ein durch d  
Augen der Liebe gesehenes und von der Liebe innerlich verklärtes Menschenkind, d  
dem sich die ganze Seligkeit der Welt gleichsam vereinigt. — So sparsam im Ver  
hältnis zu späteren Romanen auch im Werther noch die eigentlichen Naturschilderun  
gen sind, so ist es im Grunde doch nur einmal in der deutschen Dichtung, hier i  
Werther, wahrhaft Frühling geworden. Denn in ihm ward es Frühling zum erste  
Male, und der ganze Zauber der Erstmaligkeit beruht auf diesem Frühling im Tal de  
Lahn. Alle Gemälde der Jahreszeiten, von Thompson und Brockes bis zu Kleists  
'Frühling' und Klopstocks 'Frühlingsfeier', verblassen zu 'Gemälden' vor dem lebend  
digen Lenzshauche, der durch diese ersten Seiten des Werther streicht. Nur hier fül  
len wir den 'Allliebenden' der Ganymed-Hymne, zu dem doch auch die frühere  
Frühlingsdichter andachtsvoll emporgesehen hatten, wirklich in seiner Welt und i  
Herzen des Menschen weben. *Der gotterfüllte Werther erfüllt auch die Welt mit sei  
nem Gotte*. Und der Gott seiner Welt lockt den Gott seines Innern mit den Seh  
suchtsrufen, die dem Ganymed Flügel verleihen. Ein wunderbarer Einklang zwisch  
Seele und Welt bezeichnet Werthers Stimmung, daß dieser selbst verwundert frag  
'Ich weiß nicht, ob täuschende Geister um diese Gegend schweben oder ob die warm  
himmlische Phantasie in meinem Herzen ist, die mir alles rings umher so paradiesis  
macht.' — Mit nicht minderer Liebe aber umfaßt Werther die kleine Welt jener gan  
noch naturverbundenen Menschen, auf die das Zeitalter der Aufklärung so verächtli  
herabgesehen hatte: die Kinder und das niedere Volk. In einem unvergleichlich poet  
schen Lichte erscheint ihm ihr einfältiges Leben und Treiben, von dem unschuldige  
Spiel der Jugend bis zum Zusammentreffen der Mägde am Brunnen, dem innig  
Glücke der jungen Mutter und der ursprünglich-elementaren Leidenschaft des unglück  
lich für seine Herrin entbrannten Bauernburschen. Und wirklich sieht Werther d  
alles *im Lichte der Poesie*: denn er fühlt sich dabei in die Zeiten der biblischen Pa  
triarchen und der homerischen Menschheit versetzt. Was dem nüchternen Verstande  
menschen nicht den geringsten höheren Wert zu besitzen scheint, das beseelt und ve  
klärt seine lebendige Phantasie zu einem wahrhaften Paradiese. Noch mehr vielleicht  
als in der Beseelung der großen Natur im Festgewande des Frühlings bewährt sich d  
idealisierende Kraft seines Inneren hier in der Umdichtung der einfältig-kleinen Na  
tur des menschlichen Alltagslebens zu einer lieblichen Idylle, d. h. wörtlich zu einer

Bildchen': zu einem nicht mehr rationalistisch, sondern — ästhetisch aufgefaßten  
Gegenstande. Und es ist für den ästhetischen Ursprung dieser Werther-Idylle äußerst  
bezeichnend, daß Werther sich von vornherein mit dem Zeichenstifte als Künstler für  
sie begeistert. Das Wesen des Künstlers aber besteht eben darin, in allen Dingen etwas  
Tieferes zu sehen, als was die phantasielose Nüchternheit des Rationalisten und Reali  
sten darin zu erblicken vermag. Und es bewährt sich am offenkundigsten gerade in  
der eigentümlichen Gabe, auch in einem Stengelglase eine Welt finden zu können. So  
entdeckt auch Werthers einführende Liebe da eine Welt, wo die Aufklärung nichts  
als ungebildetes und rohes Volk gesehen hatte. — Doch aus dem Wonncmeere des  
Frühlings und dem göttlichen Frieden dieser Idylle löst sich endlich *die Gestalt eines  
Mädchens* heraus, das mit seinen tiefschwarzen Augen und seiner blaßroten Schleife  
auf einem simplen weißen Kleide nunmehr zum *Mittelpunkte von Werthers Weltlich  
ung* wird. Wie jene andern gehört auch sie trotz ihrer höheren Bildung zu den be  
neidenswerten Naturgeschöpfen, die in tiefer unzerstörbarer Harmonie mit der Welt  
leben. Und wie Gretchen hat auch sie ihre Befriedigung in dem kleinen Leben ihrer  
häuslichen Liebespflichten, 'das freilich kein Paradies, aber (wie sie sagt) doch im gan  
zen eine Quelle unsäglicher Glückseligkeit ist'. Für Werther, dessen liebende Phantasie  
ihr Bild Tag und Nacht umgaukelt, wird sie zu einem allerhöchsten Ideal, vor dem  
selbst die Natur zu einem bloßen Hintergrunde wird. Lotte wird seine Welt, und  
diese Welt ist die Wunderschöpfung jener 'Zauberlaterne', in welcher, als die innerste  
Quelle aller Seligkeit, das Licht der Liebe brennt. In der unsagbaren Poesie dieser  
Mädchengestalt, die wir, wie alles andere, auch nicht 'in Wirklichkeit', sondern nur  
durch die Augen ihres Liebhabers erblicken, wirkt die beseelende und beseligende  
Kraft der Seele Werthers das Meisterstück ihrer Göttlichkeit — ihres Dichtertums!  
Freilich vor dem Verstande wird auch hier durch die Form des Briefromans wiederum  
verdeckt, daß der Werther nicht nur die Offenbarung der Liebe, sondern der idealisie  
renden Kraft der Liebe ist. Aber es liegt eine tiefe Bedeutung in den Versen, die der  
Dichter der zweiten Auflage seines Werkes vorausgeschickt hat: 'Jeder Jüngling sehnt  
sich so zu lieben, jedes Mädchen so geliebt zu sein!' Denn erst in der Liebe eines wahr  
haft seelenhaften Menschen, eines Dichters von Gottes Gnaden, erstrahlt die Frau in  
dem Heiligenscheine so wundersamer Verklärung, wie er 'Werthers Lotte', aber nicht  
Alberts Braut und Gattin umspielt. Die Liebe ist die Verklärung der Welt, sie ist die  
Form ihrer Vergöttlichung; sie macht nicht nur blind, wie der Volksmund sagt — für  
das Irdische und Allzuirdische, sondern auch sehend — für jene wesenhaften Tiefen,  
die dem Nichtliebenden ewig verschlossen sind. Hier aber ist dem Gotte in uns seine  
höchste Seligkeit beschieden: solange der Gegenstand seiner Liebe nicht 'versagt', so  
lange auf seine Verklärung nicht in irgendeiner Form seine *Desillusionierung*, auf den  
Flug in den Himmel nicht der Sturz in die Hölle folgt. — Das aber ist Werthers Ge  
schick. Und es ist Werthers Geschick nicht nur da, wo es ihn am schmerzlichsten ver  
wundet, in der äußeren Unmöglichkeit, Lotte zu besitzen, sondern es ist sein Schicksal  
überall. Überall hat seine Liebe zur Welt das tragische Geschick, eine unglückliche  
Liebe zu werden. Denn in einem viel innerlicheren Sinne als gerade in seiner Liebe zu  
dem geliebten Mädchen versagt die gesamte endliche Welt vor den unendlichen Er  
wartungen, Phantasien und Idealen, mit denen die Seele die Welt fortdauernd ver  
klärt. Und gerade die Weltverklärung, auf der einen Seite die Quelle der höchsten  
Seligkeit, erweist sich auf der anderen, im Zusammenstoße mit der endlichen Wirk  
lichkeit, als die Quelle der tiefsten menschlichen Qual. 'Mußte denn das so sein', klagt  
Werther selbst, 'daß das, was des Menschen Glückseligkeit ausmacht, wieder die  
Quelle seines Elendes wurde?' — Man könnte sich einen Roman vorstellen, in dem  
diese Enttäuschung der Seele durch die Welt in noch viel grundsätzlicherer Weise zum

Ausdruck käme als in des jungen Werthers Leiden, die doch irreführend nur dadurch, daß die Welt zwar zu unendlicher Seligkeit werden, wenn sein Herz von dem Flutstrom des Göttlichen emporgetragen wird, kann aber ihm ihrerseits keiner- äußerlichen Sinne 'versagt' ist. Dieser andere Roman würde eine viel tiefere Ent- täuschung Werthers offenbaren: die Enttäuschung nämlich, die seine Liebe zu Lotte und sie verwandelt sich schließlich nur in die äußeren Kulissen seiner inneren durch ihren Besitz erleiden würde, die Enttäuschung, die ihm ja auch überall son- stige. Und wie wird dir, wenn du fühlst, daß du alles aus dir selbst erzie- beschieden ist, wo sich ihm der Gegenstand seiner Liebe nicht wie hier rein äußerlich- est? Nicht nur der Himmel, sondern auch die Hölle liegt in diesem Gedanken! versagt. Diesen anderen Roman erlebt Faust mit Gretchen! Werther verzweifelt Wehe mir! (sagt Werther) ich fühle zu wahr, daß an mir allein alle Schuld seinem Schmerze, daß sich der Traum seiner Sehnsucht äußerlich nicht erfüllen da- liegt' [...]"

Faust erlebt den verzweiflungsvoll-tieferen Schmerz, daß sich der Traum seiner Seh- „[...] Dieser Vorgang der Desillusionierung ist das typische Geschick des Faustisch- sucht innerlich nicht erfüllt, und daß auch der vollständige Besitz der geliebten Fre- wertherischen Menschen, der sich darum auch in allen möglichen Formen im Werther kann: 'Wenn du sie nur einmal an dies Herz drücken könntest, diese ganze Lücke wiederholt. Es ist nur ein einzelnes Beispiel, aber besonders charakteristisch für das würde ausgefüllt sein'. Werther erlebt nur, daß ihm der Gegenstand seiner Liebe, problematische Verhältnis von Seele und Welt, an welchem Werther innerlich zugrunde Faust aber, daß ihm die Liebe selber entgleitet. Und zum Unterschiede von Faust geht, was dieser schon im Juni schreibt: 'Es ist wunderbar: wie ich hierher kam und hört Werther noch zu den von ihm selbst als selig gepriesenen Geschöpfen, die da- vom Hügel in das schöne Tal schaute, wie es mich ringsumher anzog. Dort das Wäld- nen! Ach, könntest du dich in seine Schatten mischen! Dort die Spitze des Berges! Mangel ihrer Glückseligkeit einem irdischen Hindernis zuschreiben können und nicht ch, könntest du von da die weite Gegend überschauen! Die ineinander geketteten zu fühlen brauchen, daß in dem desillusionierten Gefühl das wahre Elend liegt, we- Hügel und vertraulichen Täler! O, könnte ich mich in ihnen verlieren! — Ich eilte hin, von auch alle Könige der Erde nicht zu helfen vermögen. Ja, wenn Werther zuletzt wie mit der Zukunft! Ein großes, dämmerndes Ganze ruht vor unserer Seele, unsere wie ein Sieger aus dem Leben gehen kann, stolz einer Welt den Rücken kehrend, die Empfindung schwimmt darin wie unser Auge, und wir sehnen uns, ach! unser gan- der göttlichen Seele ewige Hindernisse entgegentürmt, dann beruht das darauf, daß des Wesen hinzugeben, uns mit aller Wonne eines einzigen, großen, herrlichen Gefühls durch das äußere Geschick noch gütig vor dem inneren Geschicke der tieferen Ent- ausfüllen zu lassen — und, ach! wenn wir hinzueilen, wenn das Dort nun Hier wird, täuschung bewahrt geblieben ist, deren Kelch erst Faust wirklich bis zur Neige leer- ist alles vor wie nach, und wir stehen in unserer Armut, in unserer Eingeschränktheit, Dennoch erlebt Werther das, was ihm mit Lotte glücklich erspart bleibt, sonst über- und unsere Seele lechzt nach entschlüpftem Labsale!' — Am deutlichsten aber spiegelt Schmerz um die äußerlich unglückliche Liebe zu Lotte, um wenigstens die schrecklich diese überall unglückliche Liebe der Seele zur Welt in *Werthers Schicksal als* innere Taubheit nicht zu empfinden, mit der infolge der steigenden innerlichen Ent- Künstler. Denn Werther ist Künstler! Und nicht nur durch seine dilettantischen Ver- täuschung der Seele durch die Welt sein Herz allmählich geschlagen wird. — Des- suche in der bildenden Kunst, sondern unendlich viel mehr noch durch — seine Briefe, Werther wird nicht nur in seiner Liebe zu Lotte, sondern in seiner Liebe zur ganzen den ja vor unsern Augen die Welt zu einem Zaubergarten wird, und in denen die Welt enttäuscht. Unter der Enttäuschung aber erlischt seine Liebe selbst, und wo de- idealisierende Kraft seiner Liebe ihre höchste schöpferische Kraft erweist. Freilich, mals die von innen erleuchtete Zauberalaterne die Welt mit beseligenden Bildern Werther kommt nicht auf den Gedanken, 'eigentlich zum Dichter geboren zu sein', fülle, da sieht es jetzt aus wie auf der Bühne, nachdem der Vorhang gefallen und wie Goethe später von sich aus Italien schreibt. Seine Leidenschaft ist die bildende Lichter erloschen sind. Hierfür am bezeichnendsten ist ja der *Umschlag in Werther* Kunst, als solche aber keineswegs darauf allein gerichtet, nur die äußeren Umrisse der *Naturgefühl*. Verklärte sich ihm im Lichte der Liebe die Natur zu einer seligen un- Natur, sondern dasjenige in einer Zeichnung festzuhalten, was er beim Anblick der beseligenden Gotteswelt, so hat es sich, kaum daß sich der Himmel seiner Liebe un- Natur empfindet. Sein Künstlerehrgeiz ist die Naturbeseelung und die beseelte Natur! Wolken bedeckt hat, vor seiner Seele wie ein Vorhang weggezogen, ... und Das heißt, wie sein ganzes Verhältnis zur Welt ein wesentlich künstlerisches ist, so ist Schauplatz des unendlichen Lebens verwandelt sich vor ihm in den Abgrund des ein- sein ausübendes Künstlertum nur der Versuch, dieses subjektive Verhältnis irgendwie offenen Grabes. 'Das volle, warme Gefühl meines Herzens an der lebendigen Natu- zu objektivieren, die beseelende Kraft seiner Seele irgendwie zu 'verwirklichen'. Aber das mich mit so vieler Wonne überströmte, das ringsumher die Welt mir zu einem auch hier erlebt er nur die ewig wiederkehrende Enttäuschung seines Lebens, daß sich Paradiese schuf, wird mir jetzt zu einem unerträglichen Peiniger, zu einem quälenden auch in der Kunst die innerste Intention der Seele nicht verwirklichen läßt. Auch das Rückblick auf die einstmals so innig gefühlte Natur) in mein warmes Herz, füllück, die dem Künstler in dem göttlichen Augenblicke der Empfängnis vorschwebt, mich in der überfließenden Fülle wie vergöttert, und die herrlichen Gestalten der Auch hier lauert auf die Seele die Stunde der Resignation, wenn sie nicht von vorn- endlichen Welt bewegten sich allbelebend in meiner Seele'. Und jetzt? Nicht mehr herein durch die Unmöglichkeit, ihre Gefühle ganz aufs Papier zu bringen, zu jedem schaffende, sondern die zerstörende Gewalt der Natur ist es, die Werther erblickt künstlerischen Versuch entmutigt wird. Werther insbesondere gehört zu diesen von 'Mir untergräbt das Herz die verzehrende Kraft, die in dem All der Natur verborg- vornehm herein entmutigten Künstlern, die vor der Innigkeit ihrer inneren Gesichte ver- liegt; die nichts gebildet hat, das nicht seinen Nachbar, nicht sich selbst zerstörte. Un- zweifeln, mehr als tote Umrisse auf dem Papiere festzuhalten. 'Noch nie war ich so taumle ich beängstigt, Himmel und Erde und ihre webenden Kräfte um mich glücklicher, noch nie war meine Empfindung an der Natur, bis aufs Steinchen, aufs Ich sehe nichts als ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer'. Gräschen herunter, voller und inniger; und doch — ich weiß nicht, wie ich mich aus- dem Gotterfüllten auch die Natur sich mit Gott erfüllte, so ist auch dem *Gottver- drücken soll — meine vorstellende Kraft ist so schwach, alles schwimmt und schwankt senen die Natur entgöttert*. Aber da sie nur der Reflex seines Gemütes ist, so ka- so vor meiner Seele, daß ich keinen Umriß packen kann'. Aber er kann keinen Um-

riß packen, weil er nicht bloße Umriss, sondern in diesen Umrissen etwas Seelisches sieht, das mit den bloßen Umrissen nicht mehr zu packen ist.

Es ist nun im Werther wie im Faust: was sich in der Dichtung im großen als einmaliger Wechsel der Stimmung abspielt, das ist ein im kleinen immer wiederkehrender Rhythmus des Lebens, den Werther selbst aus langer Erfahrung schmerzlich kennt, und der deshalb seinen Reflex in weltschmerzlichen Reflexionen findet, die Anfang an und auch da schon seine Briefe durchziehen, wo sie seine gehobene Stimmung widerspiegeln. Von vornherein ist der Werther das Selbstporträt eines Künstlers wie dasjenige Böcklins, dem der geigende Tod über die Schulter sieht. Denn dem Menschen ja die Stimmen des Todes wie eine geheimnisvolle Lockung im Ohre klingen, die die Enttäuschungen des Lebens dem Leben selber allmählich entfremdet haben. Werther aber ist, unterhalb seines ewigen Schwankens zwischen Weltseligkeit und Weltschmerz, im ganzen eben dadurch der dem Leben innerlich entfremdete Mensch, dem der Tode unaufhaltsam in die Arme treibt, weil er mehr und mehr den Zusammenhang mit dem Leben verliert. — Hierfür das Hauptsymptom ist es aber, daß Werther ein völlig negatives Verhältnis zur bürgerlichen Gesellschaft hat. Er steht ihr nicht gegenüber, sondern auch innerlich mit ausgesprochener Fremdheit gegenüber. Und wenn er dem Drange seiner Angehörigen, die ihn zu veranlassen suchen ein Amt anzunehmen, beharrlichen Widerstand entgegensetzt, so rechtfertigt das schließlich durch den völlig mißglückten Versuch, in der Welt der bürgerlichen Gesellschaft heimisch zu werden. Hier mündet auch in Goethes Roman (und gerade ihn) der ganze von Rousseau ausgehende und den Sturm-und-Drang weithin durchflutende Strom der subjektivistischen Gesellschaftsfeindlichkeit, die aber nicht als trotzige Opposition eines Kraftmenschen, sondern als die stille Sucht eines über schnell Entmutigten auftritt, sich aus der beengenden Konvention der Gesellschaft die seelische Freiheit der Einsamkeit zurückzuziehen. Das Verhältnis des seelenhaften Menschen zu der überall auf Form und Ordnung, Stand und Beruf beruhenden bürgerlichen Gesellschaft erweist sich nur als der extreme Fall jenes Widerspruchs zwischen der unendlichen Subjektivität und der Endlichkeit alles Objektiven, der all das Leben Werthers beherrscht. Aber dieser fühlt sich nicht nur von der Welt der gesellschaftlichen Organisation geschieden, die mit ihren objektiven Ansprüchen über das Subjekt vergewaltigt, sondern auch von den Menschen dieser Gesellschaft, die anders als Werther geartet sind, daß sie in diesen gesellschaftlichen Lebensformen innerlich unterkommen. Er meidet zwar nicht gerade den Verkehr mit diesen gesellschaftlichen Menschen, von deren harmlosen Lebensfreuden er sogar gelegentlich ganz gute Wirkung für sich verspürt; nur muß mir nicht einfallen (schreibt er), daß noch so viele andere Kräfte in mir ruhen, die alle ungenutzt vermodern, und die sorgfältig verbergen muß. Ach, das engt das Herz so ein — Und doch! Mißverständnis den zu werden, ist das Schicksal von unsereinem! Eine tiefe Fremdheit waltet über dem Menschen der bürgerlichen Gesellschaft und dem, in dem die Sehnsucht einer Seele lebt, d. h. letzten Grundes dem religiösen Menschen. Und wie dieser jenem sich nicht verstanden fühlt, so versteht er selber noch viel weniger jene Menschen, deren Dichten und Trachten jahrelang dahin geht, wie sie um einen Stuhl unter hinauf bei Tische sich einschieben wollen'. Es ist darum kein Wunder, daß Werther inmitten der Gesellschaft innerlich vollkommen isoliert ist und sich vorkommen als stehe er vor einem Raritätenkasten und sehe die Männchen und Gälchen vor sich herumdrehen, daß er sich fragen muß, ob es nicht Augentäuschung ist. Ich spiele vielmehr ich werde gespielt wie eine Marionette, und fasse manchmal meinen Nacken an der hölzernen Hand und schaudere zurück'. Es ist nur ein Spezialfall seines ganz Verhältnisses zur bürgerlichen Gesellschaft, daß Werther ebensowenig ein Verhältnis

zu einem bürgerlichen, d. h. zu einem Berufe hat, der nicht in den inneren Notwendigkeiten der Seele, sondern in den äußeren Notwendigkeiten der Gesellschaft wurzelt. „Meine Mutter möchte mich gern in Aktivität haben, sagst du; das hat mich zu machen gemacht. Bin ich jetzt nicht auch aktiv? Und ist's im Grunde nicht einerlei: ob ich Erbsen zähle oder Linsen? Alles in der Welt läuft doch auf eine Lumperei hinaus, und ein Mensch, der um anderer willen, ohne daß es seine eigene Leidenschaft, sein Stüßgenes Bedürfnis ist, sich um Geld oder Ehre oder sonst was abarbeitet, ist immer ein wesenlos erscheint, weil er sich darin zur Sache erniedrigt fühlt, in höchster Gefahr schwebt, das ganze Leben, das doch so weitgehend in den Formen des bürgerlichen Lebens verläuft, schal zu finden und nun seine tatsächliche Lebensentfremdung nachträglich durch allerlei philosophische Reflexionen zu rechtfertigen. So schreibt er schon unter dem 22. Mai: „Daß das Leben des Menschen nur ein Traum sei, ist manchen schon so vorgekommen, und auch mit mir zieht dieses Gefühl immer herum. Wenn ich die Einschränkung ansehe, in welcher die tätigen und forschenden Kräfte des Menschen eingesperrt sind, wenn ich sehe, wie alle Wirksamkeit dahinaus läuft, sich die Befriedigung von Bedürfnissen zu verschaffen, die wieder keinen Zweck haben, als unsere arme Existenz zu verlängern, und dann, daß alle Beruhigung über gewisse Punkte des Nachforschens nur eine träumende Resignation ist, da man sich die Wände, zwischen denen man gefangen sitzt, mit bunten Gestalten und lichten Aussichten bemalt — das alles macht mich stumm. Ich kehre in mich selbst zurück und finde eine Welt! Wieder mehr in Ahnung und dunkler Begier als in Darstellung und lebendiger Kraft. Und da schwimmt alles vor meinen Sinnen, und ich lächle dann so träumend weiter in die Welt.“ Es ist eine Lieblingsvorstellung Werthers, die in allen möglichen Gestalten immer wiederkehrt: das Leben ein Traum, der Mensch nur ein Wanderer, ein Waller über gar die ihres Verstandes beraubten Kranken in einem freundlichen Wahn dahinzutaumeln. „Gott im Himmel! Hast du das zum Schicksale der Menschen gemacht, daß alle nicht glücklich sind, als ehe sie zu ihrem Verstande kommen, und wenn sie ihn wieder verlieren!“ Was für melancholische Gefühle muß der Anblick der hoffnungsvollen ganz anders gefunden, als es sich die Phantasie seiner gläubigen Jugend vorgestellt hat! „Damals sehnte ich mich in glücklicher Unwissenheit hinaus in die unbekanntere Welt, wo ich für mein Herz so viele Nahrung, so vielen Genuß hoffte, meinen strebenden, sehrenden Busen auszufüllen und zu befriedigen. Jetzt komme ich zurück aus der weiten Welt — o mein Freund, mit wieviel fehlgeschlagenen Hoffnungen, mit wieviel zerstörten Plänen.“ — Dem muß das Leben wahrlich zum Kerker werden, dem so wenig zu bieten imstande ist, weil seine Seele so — Unendliches fordert! Und nicht eine Stunde wäre es zu ertragen ohne den heimlichen Trost, der von Anfang an der Hintergedanke von Werthers Seele ist: das süße Gefühl der letzten metaphysischen Freiheit, und daß wir diesen Kerker verlassen können, wenn wir wollen! [...]“ (S. 306—315)

4.5. Herbert Schöffler: Die Leiden des jungen Werther. Ihr geistesgeschichtlicher Hintergrund (1938) <sup>114</sup>

„Jedes große Volk hat Werke, die vor den Augen aller dastehen wie Siegesbogen die neue Zeit, in der das Volk noch denkt und lebt. Sie zuerst haben diese Zeit verkündet und scheinen doch zeitlos zu stehen, ewig neu wie am Tag, da sie geschaffen

In verschiedenen Jahrhunderten liegen diese Werke für die Völker — für die Romanen früher als für uns — für die Franzosen sind es die ersten Werke ihrer Klasse, jenes bewundernswert strengen Baues aus lateinischer Tradition und katholischem Glauben, für uns liegen sie nach der Mitte des vorvorigen Jahrhunderts. Klopstock scheint uns zuerst zu sprechen, wie wir reden, doch ist es nur nach Laut und Form und der Sinn seiner Rede erreicht uns kaum mehr. Mit ‚Emilia Galotti‘ und den ‚Leiden des jungen Werther‘ hebt unsere Zeit an, hier sind die ersten Werke, die ein Jahrhundert kennt, in denen in irgendeinem Sinn unser Leben gelebt wird trotz der großen zeitlichen Ferne.

Die ‚Leiden des jungen Werther‘, jedem vertraut, stets aufs neue gelesen, gelegentlich von besonders tatkräftiger Jugend unwillig beiseite geschoben und doch immer wieder gelesen — bald nach ihrem Erscheinen hat in einem Brief an Frau von Stein Johann Georg Zimmermann ausgedrückt, warum die Erzählung alles in ihren Bann schließt: ‚Ce roman si vrai, si naturel, si ressemblant à tout ce qu'on a senti mille et mille fois, en sa vie ... la naissance et la marche de l'amour le plus vif y est peint avec un pinceau de la nature même.‘ (Der Brief Zimmermanns jetzt bei Hermann Blumenthal, Zeitgenössische Rezensionen und Urteile über Goethes ‚Götz‘ und ‚Werther‘. Berlin 1935.) Den Jungen ist alles vertraut, weil sie aufs lebhafteste mitempfunden, was dem Alten ist alles vertraut, weil da etwas ist, das einmal in ihrer aller Leben wiederholbar ist. Dieser klare Bau eines Werkes der Kunst, heute wie vor fünf Menschenaltern dem begreifbar — was empfinden wir tiefer in ihm: die Schilderung des Mai- und Sommermonates des ersten Jahres, die selige Zeit des ersten unbewußten Suchens, das sein kann als alles Finden, mit dem ja doch fast immer die Wirrungen des ersten lichten Lebens beginnen, die Schwierigkeiten, die Hindernisse — oder das Miteinander hinleben, dies seelische Umeinander, dann das Deutlicherwerden der Unhaltbarkeit, trüb aufsteigende Gewißheit des Liebenden, daß der Weg, den er eingeschlagen, ein sinnvolles Ziel hat, dann die Verdüsterung in diesem Wissen um Unmöglichkeit, die Zersetzung einer Seele, den Abschied unter Tränen und auf immer, den bis ins geistlich Letzte dargetanen Hingang eines Armen, der keine Hilfe mehr sah? Es ist alles vor uns wie am Tag, da es geschrieben ward, in unvergänglicher seelischer Klarheit und Kraft, es scheint alles so unmittelbar unter dem Eindruck eigenen Leidens geschrieben, daß nichts zu bleiben scheint als eine verehrende Betrachtung der künstlerischen Kraft dieses Werkes. [...]“ (S. 155/156)

„[...] Bei Werken des 18. Jahrhunderts, in dem wie in keinem anderen der deutschen Entwicklung die Grundlagen der geistigen Existenz wechselten, einander lösten, gibt es einen untrüglichen Weg zum Innersten eines Kunstwerkes. Die Frage was das Kunstwerk zutiefst meint, beantwortet sich mit seiner Vorstellung von Gott. Die Antwort ist gleich wichtig, ob es die Idee eines persönlichen, überhaupt eines Gottes, nach dem sich die Menschen richten und der die Menschen leitet, bejaht

(114\*) Schöffler, Herbert: Deutscher Geist im 18. Jahrhundert. Essays zur Geistes- und Religionsgeschichte. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1967 (1956) = VR 25. Zuerst in: Wissenschaft und Gegenwart, Nr. 12. Verlag Vittorio Klostermann, Frankfurt/Main 1938.

verneint. Die Antwort ist gleich wichtig, welche Art Gottesidee auch immer das Kunstwerk verkündet.

Fragen wir die ‚Leiden des jungen Werther‘. Wir erhalten zweifache, doch inhaltlich identische Antwort, ohne Hörner und Zähne, d. h. ohne Entweder — Oder, ohne Mehrdeutigkeit.

Jedem Auge sichtbar ist der große Gegensatz, daß für den Sommer des Sichfindens Homer gilt, für das Jahr des Leidens Ossian. [...]“ (S. 158)

„[...] Kaum ein Jahrhundert der deutschen, der europäischen Entwicklung ist so von geistigem Streit erfüllt wie das achtzehnte. Wir reden nicht mehr von Glaubenskämpfen in dieser Zeit wie im 17., im 16. Jahrhundert, weil nicht mehr Feuer und Schwert die Waffen waren, und meinen, wenn statt Sengens und Brennens geistige Waffen das Wort haben, die Zeit sei ruhiger geworden. Kaum ein Jahrhundert ist aber auch leichter zu überschauen und zu gliedern in seinem Kampf um die Gottesidee als das deutsche 18. Jahrhundert. In drei Stromschnellen brausen die Wasser des Glaubens einher, Krise nach Krise wird durchlaufen, und immer neu zeigt sich dem Gläubigen sein Gott.

Wie hatte es im Jahre 1700 gestanden im deutschen Geistesleben?

Das Jahrhundert hatte angehoben mit einem im ganzen noch gesicherten Bestand dogmatisch gebundenen Glaubens. Es ist der alte Gott des 17., ja des 16. Jahrhunderts, der noch herrschte. Aus dem Erlösergott des einen ist der Schöpfergott des anderen Jahrhunderts geworden. Aber noch ist es der alte Gott in aller dogmatischen Klarheit. Aus dem ‚Ich‘ der alten Glaubenslieder ist ein ‚Wir‘ der Glaubensgemeinschaften geworden, aber noch hat sich kaum viel geändert. Seit 1699 erscheint zu Frankfurt, der Stadt der alten Büchermessen, Gottfried Arnolds Unparteiische Kirchen- und Ketzerhistorie, einer der nachdrücklichsten Angriffe, die der Kirchenbegriff je erfahren hat. Aber die Fülle des Dogmas wird auch vom Pietismus nicht eigentlich inhaltlich bezweifelt, nur in seinem Wert für das Leben der Seele bestritten. — 1700 wird Leibniz erster Präsident der von ihm angeregten Akademie der Wissenschaften zu Berlin — zweites Fanal dessen, daß diese noch traditionsschwachen Teile deutschen Landes und Volkes die Last der Entwicklung stärker zu tragen haben werden. Und soeben, 1699, ist an der hohen Schule zu Jena ein junger studiosus theologiae inskribiert worden, der eines Tages allen theologischen und allen philosophischen Fakultäten viel wird zu sagen haben, bei dem sie alle, ohne Ausnahme, in die Schule gehen werden, Christian Wolff.

Wie aber steht's am Ende desselben Jahrhunderts, wie steht's im Jahre 1800?

Das Denken Immanuel Kants ist eingegangen ins Denken unserer Klassik. Aus den zahlreichen kategorischen Prohibitiven, mit denen die Kirchen das Leben aller Gläubigen umgaben: ‚Du sollst nicht ...‘, war ein einziger Imperativ geworden — und seit Semestern schon war der, der all die neuen Ideen zur Religionsphilosophie geäußert hatte, verstummt, verstummt wegen der Anfeindungen einer Behörde, die glaubte, gegen den Denker die Kirchen schützen zu müssen vor Mißbrauch ‚mancher Haupt- und Grundlehren der Heiligen Schrift und des Christentums‘.

Und an derselben hohen Schule, an der vor hundert Jahren jener studiosus theologiae begonnen hatte, die Lehren der Religion anders zu schauen, war soeben, 1799, ein junger Professor extraordinarius wegen Unbotmäßigkeit und Atheismus entlassen worden. Wie immer die Dinge lagen, man kämpfte am Rande eines Gottesbegriffes alter Zeit.

So ist der Weg des deutschen Geisteslebens klar zwischen 1700 und 1800. [...]“ (S. 169/170)



»[...] Werther stirbt, weil Lotte ihm versagt bleibt. Die Geschlechterliebe ist der absolute Wert in diesem Kunstwerk, und kann dieser Wert nicht erlangt werden, wird das Leben wertlos. Ein wertloses Leben aber darf weggeworfen werden. Werther kann nicht mehr wie Emilia Galotti sagen: „Nichts Schlimmeres zu vermeiden, sprangen Tausende in die Fluten, und sind Heilige!“ — Sie geht um ihres Wertes, der Reinheit, willen in den Tod, und dieses Sterben steht noch unter dem Zeichen der alten Idee von Gott und seinen Satzungen. Werther aber stirbt nicht um jenseitigen Wertes willen. An den Ort des ehemals absoluten Wertes, der Gottesidee, ist ein anderer, derer, die Geschlechterliebe, getreten. Eine Fülle von Stellen lassen keinen Zweifel, daß das Kunstwerk so verstanden sein will: „Erinnerst du dich der Blumen, die dir die Hand mir schicktest ...? O ich habe die halbe Nacht davor gekniet, und sie versiegelten deine Liebe. Aber ach! Diese Eindrücke gingen vorüber, wie das Gefühl der Gnade seines Gottes allmählich wieder aus der Seele des Gläubigen weicht, die ihm mit gar keiner Himmelsfülle in heiligen sichtbaren Zeichen gereicht ward.“ — Christus erhält den Kelch des Leidens von Gott: „Soll ich den Kelch nicht trinken, den mir mein Vater gegeben hat?“ Werther erhält den Kelch von Lotte: „Du reichtest mir ihn, und ich trank ihn nicht!“ Das alte Evangelium ist die Urform eines Leidens und Sterbens um jenseitigen Wertes willen, die „Leiden des jungen Werther“ sind der Erzfall eines Leidens und Sterbens, in dem jenseitiger Wert diesseitigem gewichen ist. Die Evangeliumstöne des Leidens und Sterbens Werthers, durch die sich die Darstellung anschließt an alte Zeiten, dürfen genommen werden als Ausdruck für das Bewußtsein, daß dies Leiden ein diesseitiges Werte, dieses Zugrundegehen an der Liebe ebenso wichtig sei, ebenso wichtig, deutsam genommen werden solle wie jener abertausendmal erzählte Erzfall eines Leidens und Sterbens um jenseitigen Wertes willen. [...]“ (S. 175/176)

»[...] So scheint mir, die Zusammenhänge klären sich. Die „Leiden des jungen Werther“ sind der Urfall eines Leidens in Sehnsucht nach unerreichbarem diesseitigen Werte, eines übermächtig werdenden Begehrens nach des Nächsten Weibe. Die dogmatische Gottesidee hat sich verflüchtigt wie nach ihr die rationalisierend-deistische und diesseitige Werte, die im alten Glaubenssystem niedergehalten worden waren, sind aufgestiegen und sind ebenso wesentlich geworden, wie dieser ehemals einzige absolute Wert, die Gottesidee, es gewesen war. Das Begehren nach des Nächsten Weib, entfesselt hier alles Leiden und führt zu frühem Tode. Daß der wirkliche Dulder in lutherischen Landen eine Kanzel bestieg, verleiht den Zusammenhängen eigenen entwicklungsgeschichtlichen Reiz. — Die Darstellung dieses Leidens und Sterbens eines Liebenden enthält ständig erneuten Hinweis auf ein anderes Leiden und Sterben um jenseitigen Wertes willen. Gerade weil sich alle Inhalte zutiefst geändert haben und der Selbsterlösungstod Werthers von all seinen Leiden mit dem Erlösungstod nichts zu tun hat, werden Formen des uralten Leidensberichtes beibehalten. Leiden an der Liebe, diesem übermächtig werdenden diesseitigen Werte, Zugrundegehen an ihr darf sich in unserer Geistesgeschichte erstmalig heiligster Wendungen bedienen. [...]“ (S. 178)

#### 4.6. Thomas Mann: Goethe's „Werther“ (1940) <sup>115</sup>

»[...] Es ist ein Meisterwerk, worin hinreißendes Gefühl und frühreifer Kunststand eine fast einmalige Mischung eingehen. Jugend und Genie sind sein Gegenstand und aus Jugend und Genie ist es selbst geboren. Ich spreche zu Leuten, die das auf (115\*) Mann, Thomas: Werke. Schriften und Reden zur Literatur, Kunst und Philosophie, 2. Bd. Zitiert nach: Fischer-Bücherei MK 114, Frankfurt/Main 1968.

»[...] Werther stirbt, weil Lotte ihm versagt bleibt. Die Geschlechterliebe ist der absolute Wert in diesem Kunstwerk, und kann dieser Wert nicht erlangt werden, wird das Leben wertlos. Ein wertloses Leben aber darf weggeworfen werden. Werther kann nicht mehr wie Emilia Galotti sagen: „Nichts Schlimmeres zu vermeiden, sprangen Tausende in die Fluten, und sind Heilige!“ — Sie geht um ihres Wertes, der Reinheit, willen in den Tod, und dieses Sterben steht noch unter dem Zeichen der alten Idee von Gott und seinen Satzungen. Werther aber stirbt nicht um jenseitigen Wertes willen. An den Ort des ehemals absoluten Wertes, der Gottesidee, ist ein anderer, derer, die Geschlechterliebe, getreten. Eine Fülle von Stellen lassen keinen Zweifel, daß das Kunstwerk so verstanden sein will: „Erinnerst du dich der Blumen, die dir die Hand mir schicktest ...? O ich habe die halbe Nacht davor gekniet, und sie versiegelten deine Liebe. Aber ach! Diese Eindrücke gingen vorüber, wie das Gefühl der Gnade seines Gottes allmählich wieder aus der Seele des Gläubigen weicht, die ihm mit gar keiner Himmelsfülle in heiligen sichtbaren Zeichen gereicht ward.“ — Christus erhält den Kelch des Leidens von Gott: „Soll ich den Kelch nicht trinken, den mir mein Vater gegeben hat?“ Werther erhält den Kelch von Lotte: „Du reichtest mir ihn, und ich trank ihn nicht!“ Das alte Evangelium ist die Urform eines Leidens und Sterbens um jenseitigen Wertes willen, die „Leiden des jungen Werther“ sind der Erzfall eines Leidens und Sterbens, in dem jenseitiger Wert diesseitigem gewichen ist. Die Evangeliumstöne des Leidens und Sterbens Werthers, durch die sich die Darstellung anschließt an alte Zeiten, dürfen genommen werden als Ausdruck für das Bewußtsein, daß dies Leiden ein diesseitiges Werte, dieses Zugrundegehen an der Liebe ebenso wichtig sei, ebenso wichtig, deutsam genommen werden solle wie jener abertausendmal erzählte Erzfall eines Leidens und Sterbens um jenseitigen Wertes willen. [...]“ (S. 175/176)

»[...] So scheint mir, die Zusammenhänge klären sich. Die „Leiden des jungen Werther“ sind der Urfall eines Leidens in Sehnsucht nach unerreichbarem diesseitigen Werte, eines übermächtig werdenden Begehrens nach des Nächsten Weibe. Die dogmatische Gottesidee hat sich verflüchtigt wie nach ihr die rationalisierend-deistische und diesseitige Werte, die im alten Glaubenssystem niedergehalten worden waren, sind aufgestiegen und sind ebenso wesentlich geworden, wie dieser ehemals einzige absolute Wert, die Gottesidee, es gewesen war. Das Begehren nach des Nächsten Weib, entfesselt hier alles Leiden und führt zu frühem Tode. Daß der wirkliche Dulder in lutherischen Landen eine Kanzel bestieg, verleiht den Zusammenhängen eigenen entwicklungsgeschichtlichen Reiz. — Die Darstellung dieses Leidens und Sterbens eines Liebenden enthält ständig erneuten Hinweis auf ein anderes Leiden und Sterben um jenseitigen Wertes willen. Gerade weil sich alle Inhalte zutiefst geändert haben und der Selbsterlösungstod Werthers von all seinen Leiden mit dem Erlösungstod nichts zu tun hat, werden Formen des uralten Leidensberichtes beibehalten. Leiden an der Liebe, diesem übermächtig werdenden diesseitigen Werte, Zugrundegehen an ihr darf sich in unserer Geistesgeschichte erstmalig heiligster Wendungen bedienen. [...]“ (S. 178)

Der kleine Roman ist ein Meisterstück der Notwendigkeit, ein lückenloses, klug, zart und wissend gefügtes Mosaik seelischer Einzelheiten, psychologischer Momente und Kennzeichen, die zusammen das Bild der Lebenswürdigkeit und des Todes geben. Und dabei ist es dem Dichter gelungen, die tödliche Schwäche des Helden zugleich als überschwengliche Kraft empfinden zu lassen. Wirklich erinnert Werther an jene Art edler Pferde, von denen in dem Buch einmal die Rede ist, und die, wenn sie schrecklich erhitzt und aufgejagt sind, sich selbst aus Instinkt eine Ader aufbeißen, um sich zu Atem zu helfen. „So ist mir's oft“, sagt er, „ich möchte mir eine Ader öffnen, die mir die ewige Freiheit schaffte.“ [...]“

„[...] Die höchste und stärkste Form seelischer Expansion ist die Liebe — Werther sucht sie, ist in Bereitschaft für sie von Anfang an, und es ist sein Todesinstinkt, der ihn auf eine aussichtslose, verderbliche Liebe verfallen läßt. Da in seiner Natur etwas liegt, wozu alle Menschen, besonders aber das Volk und die Kinder Vertrauen haben, empfängt er die Geständnisse eines Bauernburschen, der eine inbrünstige Leidenschaft für seine Herrin, eine Witwe, hegt, die in ihrer Ehe schlechte Erfahrungen gemacht hat und nicht mehr heiraten will. Werther ist tief erschüttert von dem Gefühlsrausch, dessen er da ansichtig wird. Sein unbeschäftigtes Herz ist vom ersten Augenblick neugierig darauf. Er schreibt seinem Freunde: ‚Ich habe in meinem Leben die dringende Begierde und das heiße, sehnliche Verlangen nicht in dieser Reinheit gesehen, ja wohl kann ich sagen: in dieser Reinheit nicht gedacht und geträumt. Schelte mich nicht, wenn ich sage, daß bei der Erinnerung dieser Unschuld und Wahrheit mir die innerste Seele glüht, und daß mich das Bild dieser Treue und Zärtlichkeit überall verfolgt, und daß ich, wie selbst davon entzündet, lechze und schmache.‘ — Er ist in Liebe, bevor die Liebe einen Gegenstand hat. Der nächste Brief berichtet von seiner ersten Begegnung mit Lotte.

Was nun einsetzt, ist ein Liebesroman, dessen psychologischer Reichtum sich von idyllischen, humoristischen, reizenden bis zu dem finstersten Abgrund seelischer Verführung erstreckt, und über dem, auch in seinen glücklichsten Augenblicken, von Anfang an die Schatten des Todes liegen. Erinnern Sie sich an die Stelle, wo Werther von seinem Verhältnis zu Albert, dem Bräutigam, spricht und meint, das Wohlwollen, das dieser ihm entgegenbringe, sei gewiß mehr Lottens Werk als seine eigne Empfindung. Denn darin seien die Weiber fein: wenn sie zwei Verehrer in gutem Vernehmen miteinander erhalten können, ist der Vorteil immer auf ihrer Seite, so selten es auch angeht. An dergleichen denke ich, wenn ich von humoristischen Pointen spreche. Werthers Gemüt ist damals noch frei genug, um in aller Umfänglichkeit durch die Leidenschaft solcher heiteren Einblicke in die Diplomatie ‚der Weiber‘ im allgemeinen fähig zu sein. Aber gegen diesen selben Albert, den er Lotte's nicht für würdig halten kann, wird eines Tages Todeswünsche hegen, die anfangs nur in dem hypothetischen Gedanken bestehen: ‚Wie, wenn er stürbe‘, um ihn schließlich an ‚Abgründe‘ zu führen, vor denen er zurückbebt und die er nicht nennt, doch deren Name Mord ist.

Nicht nur der Haß, auch die Liebe führt ihn an Abgründe. Das Schicksal des unglücklich liebenden Bauernburschen, das unheimlich neben dem seinen herläuft, drängt seinem doch so reinen, so vornehm gewissenhaften Gemüt den Gedanken der Vergewaltigung auf. Der Knecht ist vom Hofe gejagt worden, weil er in einem Augenblick verzweifelter Leidenschaft versucht hatte, sich des Weibes mit Gewalt zu bemächtigen, — eine Tollheit, an der sie nicht ganz unschuldig ist, da sie, bewußt oder unbewußt, seine Leidenschaft durch ein halbes Gewähren, durch kleine Vertraulichkeiten genährt hat. Und Lotte? Ist es bei ihr nicht dasselbe? Es ist in dem Buch eine Szene, deren gefährliche Lieblichkeit etwas Himmelschreiendes hat und die in Unschuld gehüllte Koketterie charakterisiert, mit der das gute Mädchen Werthers Leidenschaft reizt: die Szene mit dem Kanarienvogel, von dessen Schnäbelchen sie sich vor seinen Augen küssen läßt, den sie von ihren Lippen zu seinen schickt und dem sie mit dem lächelnden Munde Brosamen reicht. Werther kehrt sein Gesicht weg. Sie sollte es nicht tun! denkt er; und das denken allerdings auch wir, da sie ja klug genug ist, um sich auf Werthers gefährdete Natur zu verstehen, und gütig genug, um besorgt um sie zu sein. Wenn sie ihn liebt, sollte das ein Grund mehr für sie sein, ihn zu schonen. Aber gerade die Liebe wieder, die sie trotz ihrer Treuebindung an Albert für ihn hegt, verführt sie zu den ‚kleinen Vertraulichkeiten‘, durch die jene Bauernwitwe den Knecht zum Äußersten treibt.“ (S. 344—347)

„Charlotte fand lange die Ruhe nicht, die — sie wohl nicht einmal aufrichtig suchte. Zwar verhüllte sie, nachdem sie die oberen Kleider abgelegt und sich, mit einem Plaid bedeckt, auf einem der Betten unter dem kleinen Mullhimmel ausgestreckt hatte, ihre Augen gegen die Helligkeit der Fenster, die ohne dunklere Vorhänge waren, mit einem Schnupftuch und hielt darunter die Lider geschlossen. Dabei aber trachtete sie nach ihren Gedanken, die ihr das Herz klopfen machten, mehr als nach dem vernünftigerweise wünschenswerten Schlummer, und dies um so entschiedener, als sie diese Unweisheit als jugendlich, als Beweis und Merkmal innerster Unverwüstlichkeit, Unveränderlichkeit durch die Jahre empfand und sich mit heimlichem Lächeln darin gefiel. Was jemand ihr einst geschrieben, auf einem Abschiedszettel: ‚Und ich, liebe Lotte, bin glücklich, in Ihren Augen zu lesen, Sie glauben, ich werde mich nie verändern —‘, ist der Glaube unserer Jugend, von dem wir im Grunde niemals lassen, und daß er Stich gehalten habe, daß wir immer dieselben geblieben, daß Altwerden ein Körperlich-Außerliches sei und nichts vermöge über die Beständigkeit unseres Innersten, dieses närrischen, durch die Jahrzehnte hindurchgeführten Ich, ist eine Beobachtung, die anzustellen unseren höheren Tagen nicht mißfällt, — sie ist das heiterverschämte Geheimnis unserer Alterswürde. Man war eine sogenannte alte Frau, nannte sich spöttisch auch selber so und reiste mit einer neunundzwanzigjährigen Tochter, die noch dazu das neunte Kind war, das man dem Gatten geboren. Aber man lag hier und hatte Herzklopfen genau wie als Schulmädchel vor einem tollen Streich. Charlotte stellte sich Betrachter vor, die das reizend gefunden hätten.

Wer lieber nicht vorzustellen war als Beobachter dieser Herzensbewegung, war Lottchen, die Jüngere. Trotz dem Versöhnungskuß hörte die Mutter nicht auf, ihr zu zürnen der ‚humorlosen‘ Kritik wegen, die sie an dem Kleide, den Schleifen geübt, und die im Grunde dieser ganzen, so würdig-natürlich zu begründenden und dennoch von ihr als ‚extravagant‘ beurteilten Reise galt. Es ist unangenehm, jemanden auf Reisen zu führen, der zu scharfblickend ist, um zu glauben, daß man seinetwegen reist, sondern sich als vorgeschoben erachtet. Denn ein unangenehmer, ein kränkender Scharfblick ist das, ein Scheelblick vielmehr, der von den verschlungenen Motiven einer Handlung nur die zart verschwiegenen sieht und nur diese wahrhaben will, die präsentablen und sagbaren aber, so ehrenwert sie seien, als Vorwände verspottet. Charlotte empfand mit Groll das Beleidigende solcher, ja vielleicht aller Seelenkunde und hatte nichts andres im Sinn gehabt, als sie der Tochter Mangel an Leutseligkeit vorgehalten.

Haben denn sie, die Scharfblickenden, dachte sie, nichts zu fürchten? Wie, wenn man den Spieß umkehrte und die Motive ihres Spürsinnns zu Tage zöge, die sich vielleicht nicht ganz in Wahrheitsliebe erschöpfen? Lottchens ablehnende Kälte, — nun, auch sie mochte ein boshafter Scharfblick durchschauen, auch sie bot zu Einblicken Anlaß, und nicht zu sonderlich gewinnenden. Erlebnisse, wie sie ihr, der Mutter, zuteil geworden, waren diesem hochachtenswerten Kinde nun einmal nicht beschieden gewesen, noch würden sie ihm seiner Natur nach je beschieden sein: ein Erlebnis wie das berühmte zu dritt, welches so fröhlich, so friedlich begonnen hatte, dann aber dank der Tollheit des einen Teiles ins Quälend-Verwirrende ausgeartet und zu einer großen, redlich überwundenen Versuchung für ein wohlgeschaffenes Herz geworden war, — um eines Tages,

(116\*) Mann, Thomas: Lotte in Weimar. Gesammelte Werke in 12 Bänden, Bd. 2. S. Fischer Verlag, Frankfurt/Main (Erstausgabe bei Bermann-Fischer, Stockholm 1939). Zitiert nach MK 103, S. 20—23, S. Fischer-Verlag.

o stolzes Entsetzen, aller Welt kundzuwerden, ins Überwirkliche aufzusteigen, ein höheres Leben zu gewinnen und so die Menschen aufzuwühlen und zu verwirren wie einst ein Mädchenherz, ja, eine Welt in ein oft gefährlich gescholtenes Entzücken zu versetzen.

Kinder sind hart und unduldsam, dachte Charlotte, gegen das Eigenleben der Mutter: aus einer egoistisch verbieternden Pietät, die fähig ist, aus Liebe Lieblosigkeit zu machen, und die nicht löblicher wird, wenn einfach weiblicher Neid sich darein mischt — Neid auf ein mütterliches Herzensabenteurer, der sich als spöttischer Widerwill gegen die weitläufigen Ruhmesfolgen des Abenteurers verkleidet. Nein, das gestrenge Lottchen hatte so furchtbar Schönes und schuldhaft Todsüßes nie erfahren wie ihr Mutter an dem Abend, als der Mann in Geschäften verritten gewesen und Jener gekommen war, obgleich er vor Weihnachtsabend nicht mehr hatte kommen sollen; als sie vergeblich zu Freundinnen geschickt und allein mit ihm hatte bleiben müssen, da ihr aus dem Ossian vorgelesen hatte und beim Schmerze der Helden überwältigt worden war von seinem eigenen allerdüstersten Jammer; als der liebe Verzweifelte zu ihren Füßen hingesunken war und ihre Hände an seine Augen, seine arme Stirn gedrückt hatte, da denn sie sich von innigstem Mitleid hatte bewegen lassen, auch seine Hände zu drücken, unversehens ihre glühenden Wangen sich berührt hatten und die Welt ihnen hatte vergehen wollen unter den wütenden Küssen, mit denen sein Mund auf einmal ihre stammelnd widerstrebenden Lippen verbrannt hatte . . .

Da fiel ihr ein, daß sie es auch nicht erfahren hatte. Es war die große Wirklichkeit und unterm Tüchlein brachte sie sie mit der kleinen durcheinander, in der es so stummisch nicht zugegangen war. Der tolle Junge hatte ihr eben nur einen Kuß geraubt — oder, wenn dieser Ausdruck zu ihrer beider Stimmung von damals nicht passen wollte, er hatte sie von Herzen geküßt, halb Wirbelwind, halb Melancholicus, beim Himbeersammeln, in der Sonne, — sie geküßt rasch und innig, begeistert und zärtlich begierig und sie hatt' es geschehen lassen. Dann aber hatte sie sich hienieden geradeso vortrefflich benommen wie droben im Schönen, — ja, eben darum durfte sie dort für immer eine so schmerzliche edle Figur machen, weil sie sich hier zu verhalten gewußt hatte wie auch die pietätvollste Tochter es nur verlangen konnte. Denn es war in aller Herzlichkeit ein wirrer und sinnloser, ein unerlaubter, unzuverlässiger und wie auf einer anderen Welt kommender Kuß gewesen, ein Prinzen- und Vagabundenkuß, für den sie zu schlecht und zu gut war; und hatte der arme Prinz aus Vagabundenland auch Tränen danach in den Augen gehabt und sie ebenfalls, so hatte sie doch in ehrlich untadligem Unwillen zu ihm gesagt: „Pfui, schäm' Er sich! Daß Er sich so etwas nicht noch einmal beikommen läßt, sonst sind wir geschiedene Leute! Dies bleibt nicht zwischen uns, daß Er's weiß. Noch heute sag' ich es Kestnern.“ Und wie er auch gebetet hatte, es nicht anzusagen, so hatte sie es doch an dem Tage noch ihrem Guten redlich gemeldet, weil er's wissen mußte: nicht sowohl, daß jener es getan, als daß sie es hatte geschehen lassen; worauf sich denn Albert doch recht peinlich berührt gezeigt hatte und sie im Lauf des Gesprächs, auf Grund ihrer vernünftig-unverbrüchlichen Zusammengehörigkeit, zu dem Beschlusse gelangt waren, den lieben Dritten nun denn doch etwas kürzer zu halten und ihm die wahre Sachlage entschieden bemerklich zu machen [..].“

## 3. Der Mythos vom Jüngling und jungen Mädchen

Bei der Entstehungsgeschichte des jungen Werther hat Goethes eigene Darstellung Dichtung und Wahrheit gemischt. Zwei Tatsachen nur scheinen festzustehen: die Nachricht von Jerusalems Tode war entscheidend für die Konzeption der Fabel. Wir vermuteten dabei, daß der Selbstmord von Bedeutung geworden war. Und: es gab 'Elemente', die Goethe schon vorher mit sich herumtrug. Wir bezweifelten, daß es sich bei diesen Elementen um Selbstmordgedanken oder Empfindungen des Lebensüberdresses handelte. Welcher Art aber waren die Elemente dann?

Zur Beantwortung muß eine Äußerung Goethes angeführt werden, die, obwohl an sich bekannt, in diesem Zusammenhang nicht hinreichend beachtet worden ist. In der Nummer 70 vom 1. September 1772 der Frankfurter Gelehrten Anzeigen erschien eine Kritik von Goethe, eine der unbestreitbar echten, in der es ganz aus der Besprechung fallend heißt:

„Laß, o Genius unseres Vaterlandes, bald einen Jüngling aufblühen, der voller Jugendkraft und Munterkeit zuerst für seinen Kreis der beste Gesellschafter wäre, das artigste Spiel angäbe, das freudigste Liedchen sänge, im Rundgesang den Chor belebte, dem die beste Tänzerin freudig die Hand reichte, den neuesten mannigfaltigsten Reigen vorzutanzten, den zu fangen die Schöne, die Witzige, die Muntre alle ihre Reize ausstellten, dessen empfindendes Herz sich wohl auch fangen ließe, sich aber stolz im Augenblicke wieder losriß, wenn er aus dem dichtenden Traum erwachend fände, daß seine Göttin nur schön, nur witzig, nur munter sei; dessen Eitelkeit, durch den Gleichmut einer Zurückhaltenden beleidigt, sich der aufdrängte, sie durch erzwungene und erlogene Seufzer, und Tränen, und Sympathien, hunderterlei Aufmerksamkeiten des Tags, schmelzende Lieder und Musiken des Nachts endlich auch eroberte und — auch wieder verließ, weil sie nur zurückhaltend war; der uns dann all seine Freuden, und Siege, und Niederlagen, all seine Torheiten und Resipiszenzen mit dem Mut eines unbezwungenen Herzens vorjauchzte, verspottete: des Flatterhaften würden wir uns freuen, dem gemeine, einzelne weibliche Vorzüge nicht genug tun.“

Aber dann, o Genius! daß offenbar werde, nicht Fläche, Weichheit des Herzens sei an seiner Unbestimmtheit schuld: laß ihn ein Mädchen finden, seiner wert!

Wenn ihn heiligere Gefühle aus dem Geschwirre der Gesellschaft in die Einsamkeit leiten, laß ihn auf seiner Wallfahrt ein Mädchen entdecken, deren Seele ganz Güte, zugleich mit einer Gestalt ganz Anmut, sich in stillem Familienkreis häuslicher, tätiger Liebe glücklich entfaltet hat. Die Lieblich, Freundin, Beistand ihrer Mutter, die zweite Mutter ihres Hauses ist, deren stets liebwirkende Seele jedes Herz unwiderstehlich an sich reißt, zu der Dichter und Weise willig in die Schule gingen, mit Entzücken schauten eingeborne Tugend, mitgeborenen Wohlstand und Grazie. — Ja, wenn sie in Stunden einsamer Ruhe fühlt, daß ihr bei all dem Liebesverbreiten noch etwas fehlt, ein Herz, das, jung und warm wie sie, mit ihr nach fernern, verhülltern Seligkeiten dieser Welt ahndete, in dessen belebender Gesellschaft sie nach all den goldnen Aussichten von ewigem Beisammensein, dauernder Vereinigung, unsterblich webender Liebe fest angeschlossen hinstrebte.

Laß die beiden sich finden: beim ersten Nahen werden sie dunkel und mächtig ahnden, was jedes für einen Inbegriff von Glückseligkeit in dem andern ergreift, werden

(117\*) In Kayser, Wolfgang: Kunst und Spiel. 5 Goethe-Studien. Kleine Vandenhoeck Reihe 128/129. Göttingen 1961, S. 5 ff. (zuerst DVJS 1941).

nimmer von einander lassen. Und dann lall er ahnend und hoffend und genießend, 'Was doch keiner mit Worten ausspricht, keiner mit Tränen, und keiner mit dem verweilenden vollen Blick und der Seele drin.' Wahrheit wird in seinen Liedern sein und lebendige Schönheit, nicht bunte Seifenblasenideale, wie sie in hundert deutschen Gesängen herum wallen. Doch ob's solche Mädchen gibt? ob's solche Jünglinge geben kann?'

Daß sich hierin ein Bezug auf Lotte findet, wurde schon in der Zeit gesehen. Am 14. Dezember 1774 gab der bekannte Arzt Zimmermann in einem Brief an Lavater den 'Schlüssel' zum Werther und fuhr dann fort: 'Wie sonst Herr Goethe die Madame Kestner auch anderweitig nach Natur und Leben (und abermals göttlich wahrhaft) beschrieben hat, kannst du sehen in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen vom Jahre 1772 S. 557 und 58', womit eben auf unsere Stelle gewiesen wird.

Es reicht offensichtlich nicht aus, wenn man die Absätze der Rezension als Beschreibung Lottes ansieht; es reicht ebensowenig aus, wenn man sie, wie Walzel (Jub.-Ausg. 36, S. 315) es getan hat, als 'Programm von Goethes eigener Jugendlyrik' betrachtet. So seltsame Programme es schon gegeben hat, — so sieht kein Programm aus! Es reicht schließlich nicht aus, wenn man darin ein 'Bittgebet' sehen möchte, was auch geschehen ist. Wohl bildet die Bitte um zwei besondere Menschen Einleitung und Schluß, aber zwischendurch sind sie ja da! Sie haben zunächst jeder für sich ihr Leben geführt, und der Held sogar ein ziemlich bewegtes, sie finden sich dann und erleben in dem Zusammensein etwas Besonderes. Und werden nimmer voneinander lassen. Wollte man sagen, sie sind trotzdem noch keine wirklichen Gestalten, sondern bloß erdichtete — so ist man schließlich genau da, wo wir beginnen wollen: daß hier eine Dichtung vorliegt. Es handelt sich freilich um keine der bekannten Formen der Lyrik oder Dramatik; auch um kein Epos oder Roman oder Novelle, sondern um eine einfachere Form, um eine der Einfachen Formen (Jolles, A.: Einfache Formen. Halle 1929. Vgl. bes. S. 91—125.) Wir wenden uns kurz dem Zusammenhang zu, in dem die Absätze stehen. Goethe ist bei der Besprechung von lyrischen Gedichten; er tadelt die Oberflächlichkeit des Verfassers in seinen Liebeleien, er tadelt die Oberflächlichkeit der geschilderten Mädchen. Der Absatz schließt: '... und das alles so ohne Gefühl von weiblichem Wert, so ohne zu wissen, was er will.' Und nun setzt die Dichtung ein, die also Antwort gibt auf die Frage: welches ist das Mädchen von höchstem weiblichem Wert, welches ist der wertvollste Jüngling, und was geschieht, wenn sie sich beide finden. Es ist eindeutig eine Mythe oder vielmehr, da es sich um Kunstdichtung handelt, ein Mythos, der Mythos vom Jüngling und jungen Mädchen.

Daß diese Dichtung engsten Bezug auf den Werther hat, bedarf kaum des Nachweises. Stil, Satzbau, ganze Perioden gleichen sich; die goldenen Aussichten von ewigem Beisammensein, dauernder Vereinigung, unsterblich webender Liebe sind Leitgedanken im Roman<sup>118</sup>; in kleinen Zügen noch herrscht Übereinstimmung (die zweite Mutter ihres Hauses); vor allem aber gleichen sich die Schauplätze und Figuren<sup>119</sup>. Und diese Figuren, die ja der Antrieb zu der Dichtung waren, müssen wir noch näher kennenlernen.

(118) Äußerungen über das Jenseits tauchen bei Goethe in dieser Zeit mehrfach auf. Wusste doch schon Kestner in dem großen Bericht über den neuen Wetzlarer Gast zu sagen: 'er glaubt ein künftiges Leben, einen besseren Zustand'. Das Wetzlarer Abschiedsgespräch fand nach der Rezension statt.

(119) Einen leichten Nachklang des Lebens in der Gesellschaft und Geselligkeit spürt man noch im ersten Brief Werthers.

Es sind Menschen mit einem reichen, warmen, empfindenden Herzen, so voll und reich, daß sie mit einseitigen Menschen nicht umgehen können. Es sind Menschen voller Seele, um das Wort zu gebrauchen, das Goethe, das Herder und den Gleichgesinnten damals solche Ganzheit und Fülle aussprach. Wenn der seelenvolle Jüngling von seiner Liebe sänge, so wäre Wahrheit darin, Leben, kein buntes Seifenblasenideal. Seele als Ganzheitsbegriff: einen 'unangenehmen Eindruck' machte die Einteilung von Lavaters 'Aussichten in die Ewigkeit' auf Goethe, der sie in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen besprach: 'Was heißt das anderes als durch gelehrtes Nachdenken sich eine Fertigkeit erworben zu haben, auf wissenschaftliche Klassifikationen eine Menschenseele zu reduzieren.' 'Eine Menschenseele', so hieß es von dem Roman der Sophie La Roche, und damit sollte das Buch aus den Händen des 'Ästhetikers, des Zeloten und des Kritikers' als einseitiger Beurteiler gerettet werden. Seele als innerste, wesentlichste Krankheit des Menschen lebt im Empfinden, Durchglühtwerden, im Streben und vor allem im Ahnden; denn im Ahnden vollzieht sich die Begegnung des Göttlichen in uns, der Seele, mit dem Göttlichen außer uns. In der so wichtigen Rezension von Lavaters 'Aussichten' setzt Goethe die ermüdende, unfruchtbare Spekulation über das Göttliche in Gegensatz zu der empfindenden, ahnenden Seele, wobei er zum Schluß Swedenborg als gewürdigten Seher preist. So dürfen wir sagen: die beiden Gestalten erleben in sich nicht nur die innigste Glückseligkeit, sondern sie erleben in und als Gemeinschaft das Höchste, was dem Menschen zu erleben möglich ist. Wir stehen vor dem neuen Wirklichkeitserleben jener Jahre, vor der ungeheuren Erschütterung, die sie erfüllte. Daraus erwachsen aber nicht nur die Figuren des Mythos, sondern erwuchs Werther und damit ein wichtiger Zweig des neueren deutschen Romans. Wir müssen deshalb an dieser Stelle kurz das Wesentliche des neuen Wirklichkeitsgefühls nennen.

Es ist bekannt, wie gerade zu jener Zeit Gedanken Leibniz' wirksam werden, vor allem seine Monadenlehre. Die Monaden sind als unteilbare Einheiten im Gegensatz zu den teilbaren Aggregaten Substanzen, sie sind real und und nur sie. Keine Monade kann der anderen gleich sein und, wie Leibniz in seinem berühmten Ansichtengleichnis lehrt, stellen sie alle zusammen und wegen ihrer Verschiedenheit das Universum dar. Jede spiegelt in sich das Universum. Für uns ist daran besonders wichtig, daß die Seelen als Substanzen das Reale sind. Eine ähnliche, noch wirksamere Umlagerung des Wirklichkeitserlebens kommt durch den Pietismus. 'Der Pietismus rückt die menschliche Seele, ihr Leben in den Mittelpunkt der Welt und entdeckt so ... im eigenen Inneren die wahre Wirklichkeit ... das Einzel-Seelische erhält nun einen ganz anderen Wertakzent, es tritt, ... als individuelle, nur einmal so lebendige Wesenheit sozusagen aus der Gattung des Allgemein-Menschlichen heraus, um fürderhin sein eigenes Wachstum, seine eigenen Schicksale zu erleben, seine eigenen Wege zu gehen. (Koch, Fr.: Goethes Stellung zu Tod und Unsterblichkeit, 1932, S. 16.)

Man muß in solchen Feststellungen die ganze Verschiebung des Wirklichkeitserlebens spüren, um die ungeheure Bewegung im Weltbild dieser Zeit zu begreifen. Nicht in dem Glanz allgemeinverbindlicher Wahrheiten, die der Verstand erkennt, nicht in der Herrlichkeit eines Jenseits, vor dem alles Hiesige nichtig und ungültig ist, nicht in einer von Gott gegebenen Offenbarung liegt die Wirklichkeit, sondern letzte, gültige Wirklichkeit ist in der individuellen Seele erfaßbar. 'Was ist dem Menschen wichtiger als der Mensch' mit diesem Satz leitete K. Ph. Moritz sein Magazin der Erfahrungsseelenkunde ein. Als Goethe 1774 den Schattenriß der Frau von Stein sah, rief er aus: 'Es wäre ein herrliches Schauspiel zu sehen, wie sich die Welt in dieser Seele spiegelte.' Unmöglich, sich diesen Satz in einem früheren Jahrhundert, ja nur in einem früheren Jahrzehnt zu denken. Lavaters Physiognomik wurzelt zu einem guten Teil in solchen Anschauungen, so daß Goethe hier mit vollem Herzen und tätigen Händen teilnehmen

konnte. Die Spannungen zu Lavater und seinem Kreis mußten indes bald sichtbar werden, denn hier herrschte zugleich der feste Glaube an Offenbarung, an die Zeugnisse. Im April 1774 schrieb Goethe: „Und daß du mich immer mit den Zeugnissen packen willst! Wozu die? Brauch ich Zeugnis, daß ich bin? Zeugnis, daß ich fühle? — Nur so schätz, lieb, bet ich die Zeugnisse an, die mir darlegen, wie Tausende oder einer vor mir eben das gefühlt haben, das mich kräftigt und stärkt.“ Als sein Zeugnis, daß er „erfahren hat“, weist er auf ein neues Manuskript, den Werther! Auch Herder wird sich kaum verstanden gefühlt haben, als Goethe ihm im Mai 1775 auf seine „Erläuterungen zum Neuen Testament“ antwortete: „Gott weiß, daß das eine gefühlte Welt ist! Ein belebter Kehrlichthausen . . . und doch — wenn nur die ganze Lehre von Christo nicht so ein Scheinding wäre, das mich als Mensch, als eingeschränktes bedürftiges Ding rasend macht, so wär mir auch das Objekt lieb. Wenn gleich Gott oder Teufel so behandelt mir lieb wird, denn er ist mein Bruder . . . Und so fühl ich auch in all deinem Wesen nicht die Schal und Hülle, daraus deine Castors oder Harlekins schlupfen, sondern den ewig gleichen Bruder, Mensch, Gott, Wurm und Narren.“ Wichtiger als die Tatsache, daß hier ein Objekt, ein Kehrlichthausen, zur lebendigen Pflanze unpalinogenisiert wird, daß in ihm der Gehalt an Gefühlen, Ahnungen strebender Menschlichkeit ans Licht gehoben wird, ist das Erlebnis des Menschen, der solche belebende Kraft in sich hat, der ihm Bruder, Mensch, Gott ist und Wurm und Narr. Diese göttliche Kraft ist das Wesentlichste, weil sie das Göttliche in der Welt erlebt. „Wenn das Bild des Unendlichen in uns wühlt . . . was ist das als Liebe!“ schreibt Goethe der Seelenfreundin Auguste von Stolberg. Nur in den tiefsten Empfindungen der göttlichen und zugleich individuellen Seele kommen wir zu der eigentlichen Wirklichkeit, — das ist es, was den Mythos wie den Werther schuf.

Von dieser Einsicht aus kann man Schöffler nur recht geben, der im Werther die Weihe eines Evangeliums spürt. Die Gestalt des Werther war Goethe, was ihm Christus, Herder und mancher andere Große sein mochte: Bruder, Mensch, Gott. So nannte er den Roman in einem Brief an Lotte vom 27. August 1774 „ein Gebetbuch, Schatzkästchen oder wie du's nennen magst“. Vielleicht darf man aber auch eine Wendung so verstehen, die sich in dem Brief an Sophie La Roche vom 20. August dieses Jahres findet: „Sobald ein Werther kommt, soll er bey Ihnen seyn, hier ist auch wieder das Testament das nicht Christi ist.“ [ . . . ]“ (S. 10—14)

#### „6. Goethe und der Untergang des Werther

Es wäre völlig ungoethisch, wenn wir ein System von Gedanken, eine durchgegliederte Weltanschauung suchen und entfalten würden. Die Interpretation des Werther wie anderer Äußerungen hat mit aller Behutsamkeit zu geschehen. Wenige Andeutungen genügen.

Daß auch Goethe der Trieb zur Einschränkung fehlte, d. h. die Möglichkeit, das Leben in einer idyllischen Sphäre, in der 'Hütte' zu führen, erkannten wir schon am 'Wanderer'. Darin kann also nicht der Mangel Werthers bestehen. Nun findet sich aber in dem erwähnten Brief an Jacobi vom 31. August 1774 neben der Absage an die Spekulation die ausdrückliche Bejahung der Schranken. Freilich nicht als Bekenntnis zu idyllischer Lebensform, sondern zu „herzlich wirkender Beschränkung“. Nicht an das Gaffen hierhin und dorthin solle sich der Mensch verlieren, sondern sich der „Kraft und allerlei Kunst“ bewußt werden, die Gott in ihm gelegt, solle sich im Wirken beschränken. Die Bejahung findet sich also in Verbindung mit dem Bewußtsein, Kraft und allerlei Kunst zu besitzen. Damit kommen wir zu Erlebnissen, die Goethe in dem berühmten Brief an Herder vom Juli 1772 als Aufgang einer neuen Welt in sich be-

kannt hat. „Über den Worten Pindars *επιχαταιν δυνασθαι* ist mirs aufgegangen.“ Wie im Brief an Jacobi nennt er beides, die seelische Kraft, sich selber zu lenken, in der Herrschaft zu haben, und die Fähigkeit zum Schaffen, Packen, Bilden. Von beidem aber wird ausdrücklich gesagt, daß es Werther fehle.

Wiederholt tadelt Lotte seine Unbeherrschtheit im Empfinden, die unbezwinglich haftende Leidenschaft. Er selbst legt in einem der ersten Briefe das bedenkliche Zeugnis ab, daß er sein Herz wie ein krankes Kind behandle, daß er ihm jeden Willen gestatte. Schon im Anfang der Bekanntschaft mit Lotte gibt er sich immer wieder das heilige Versprechen: „morgen wirst du einmal wegbleiben . . . und eh ichs mich versehe, bin ich bei ihr.“ Zum anderen fehlt ihm die Kraft zum Bilden und damit Festhalten, sowohl beim Erleben der Welt, wie beim eigenen Träumen. Am 24. Juli schreibt er: „Noch nie war ich glücklicher . . . Und doch — ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll, meine vorstellende Kraft ist so schwach, alles schwimmt und schwankt so vor meiner Seele, daß ich keinen Umriss geben kann.“ Das aber ist das entscheidende Erlebnis Goethes in diesen Jahren: Schöpfer zu sein.

Als Schöpfer ist der Mensch getragen von den Kräften der Natur. Er spürt nicht nur in gelegentlichen Ahnungen der Seele das Göttliche, er trägt es als Künstler stets in sich. Wenn Werther von dem neuen Wirklichkeitsempfinden der Seelenkultur aus konzipiert wurde, so konnte er als Todverfallener dargestellt werden von dem Wirklichkeitsempfinden der Geniekultur aus, ohne daß sein Besitz deswegen entwertet wurde. Der schöpferische Mensch kann sich nicht mehr mit der Natur entzweien, kein Vorhang kann sich zwischen beide schieben, weiß er sich doch selber als ihren Teil. Goethe hat diesen schöpferischen, naturverbundenen Menschen in sich, der „arbeitend immer gleich eine Stufe höher steigt“, in dem berühmten Brief an Auguste von Stolberg beschrieben<sup>120</sup>. Den Ahnungen der Seele, die sich zu den goldenen Gottgestalten eines Elysiums träumt, wird am Schluß des Gedichts „Sendschreiben“ von dem „fleißigen“ Künstler entgegengesetzt:

Dir im Herzen ist die Wonne da!  
Wer mit seiner Mutter, der Natur, sich hält,  
Findt im Stengelglas wohl eine Welt.

Eine Absage an die Spekulationen<sup>121</sup>, denen der nur aus der Seele Lebende verfallen muß, enthält „Künstlers Abendlied“, und zugleich das Bewußtsein schöpferischen Kraftbesitzes:

Bedenk ich dann, wie manches Jahr  
Sich schon mein Sinn erschließet,  
Wie er, wo dürre Heide war  
Nun Freudenquell genießet —

(120) Am 13. Februar 1775. Vorher geht die Beschreibung des lebenslustigen, des Fastnachtsgoethe. Da es uns hier nur um bestimmte Schichten, nicht um die ganze Gestalt Goethes geht, können wir diese so wichtige Beschreibung außer acht lassen, freilich in dem ausdrücklichen Bewußtsein, mit unseren Bemerkungen über Seele und Genie nicht die ganze Gestalt Goethes in jenen Jahren erfaßt zu haben. Das gängige Bild von Goethe als Stürmer und Dränger, mit jenen beiden Farben gemalt, erscheint arm gegenüber der Wirklichkeit, als von der Wissenschaft erdichtete Figur: von scharfen inneren und äußeren Umrissen, aber unzureichend angesichts der Fülle der wirklichen Gestalt.

(121) Der wörtliche Anklang an die Mephistoworte vom spekulierenden Kerl verlangt diese Deutung.

Wie sehn ich mich, Natur, nach dir,  
Ein lustger Springbrunn wirst du mir  
Dich treu und lieb zu fühlen,  
Aus tausend Röhren spielen.

Daß die heiligsten Sehnsüchte der auf das Uneingeschränkte gerichteten Seele unerfüllt bleiben, das wird immer wieder Erfahrung Goethes werden; der Schmerz des ‚Entsagen mußt du‘ wird noch späte Werke durchschwingen. Aber schon der frühe Goethe weiß, daß man das Leben nicht zu hassen braucht, weil nicht alle Blütenträume reiften. Die so gehaltreichen Szenen des Prometheusfragments von 1773, die von dieser Stelle aus entstanden, sind der mit dem Werther entstehende Antiwerther <sup>122</sup>.

Von daher aber wird nun auch die bedrängende Erfahrung des flüchtigen Augenblicks überwunden, die an sich gilt, wie alle Erfahrungen Werthers gelten. Der von den Kräften der Natur getragene, schaffende Mensch gibt durch seine Schöpfung dem Augenblicke Dauer. Das so bedeutungsvolle Nebeneinander von Hier und Ewigkeit findet sich im Prometheus:

So bin ich ewig, denn ich bin! —

an dieser Stelle freilich aus Trotz und beinahe in Naivität gesprochen, aus der Prometheus im weiteren Verlauf herausgeführt werden sollte. Verbindlich aber wird es, und nun bei ausdrücklicher Geltung der menschlichen Eingeschränktheit, die im Prometheus erst noch darzustellen war, als Schlußrede an die Natur in ‚Künstlers Abendlied‘ verkündet:

Wirst alle deine <sup>123</sup> Kräfte mir  
Zu meinem Sinn erheitern,  
Und dieses enge Dasein hier  
Zur Ewigkeit erweitern.

Der ältere Goethe wird darüber hinaus in der Schau des Typus die Verfallenheit an die Zeit überwinden <sup>124</sup>.

#### 4.9. Marie Luise Kaschnitz: Werther (1960) <sup>125</sup>

„Werther, der tränenselige, ossianschwärmende junger Werther ist, was wir heute einen zornigen jungen Mann nennen würden, ein ewig unzufriedener, ein Rebell. Er ist auch ein Hypochonder, der den Sturm in seinem Innern zur Ruhe bringen möchte und ängstlich beobachtet, ob ihm das auch gelingt. In der fremden Stadt ohne eigentliche Beschäftigung, streift er im frühen Sommer viel vor den Toren umher und entdeckt Orte, die ihm, obwohl gelegentlich auch schaurig und anzüglich, doch besonders er-

(122) Schon in dem bald darauf begonnenen Singspiel ‚Die ungleichen Hausgenossen‘ kann der nur aus der Empfindung lebende Dichter dem Spott verfallen:

Allein an ihm ist unerträglich,  
Daß alles auf ihn wirkt, wie er es nennt,  
Daß er zu jeder Zeit empfindet.

(123) So in der Fassung an Lavater vom April 1775: im Brief an Merck vom 5. Dezember 1774 hieß es „meine“ Kräfte.

(124) Vgl. Staiger, E.: Die Zeit als Einbildungskraft des Dichters, 1939.

(125) Kaschnitz, Marie Luise: Aufsätze zur Deutschen Literatur. Vorträge an der Universität Frankfurt/Main im Sommersemester 1960. — Zitiert nach: Insel-Almanach auf das Jahr 1971, hrsg. von Hans Bender für Marie Luise Kaschnitz. Insel-Verlag, Frankfurt/Main 1970, S. 13 ff.

holsam erscheinen, einen schön angelegten Garten, einen Brunnen, ein paar Lindenbäume, deren Schatten er genießt. Seine Gesundheit beschäftigt ihn, er spürt, daß er nicht im Gleichgewicht ist und will ins Gleichgewicht kommen durch frische Luft und Bewegung, einfache ländliche Beschäftigungen und gesunde natürliche Kost. Obwohl er in der neuen Umgebung zusehends heiterer wird, nennt er, in einem der Briefe an seinen Freund, sein Herz noch ein krankes Kind, das gewiegt werden muß, und spricht ein andermal von der Freiheit des Menschen, diesen Kerker zu verlassen, wann er will. Er zeichnet nach der Natur und knüpft unterwegs Gespräche an, immer wieder wie ein Kranker, der Heilung sucht im einfachen Leben und unter einfachen Leuten, denen er dann auch gleich alle guten Eigenschaften zuschreibt, Aufrichtigkeit, Herzlichkeit, Reinheit des Gefühls. Immer aufs neue spricht er von dem Aufruhr in seinem Innern, den es zu beruhigen, dem Feuer, das es zu löschen gilt. [...]

„[...] Ein Kranker, möchte man meinen, ein ewig Unzufriedener, ein Querulant. Aber dies gerade ist Werther nicht. Er möchte nichts lieber als seinen Frieden mit der Welt machen, möchte einmal übereinstimmen, einmal wirklich zu Hause sein. Er war es für kurze Zeit in Lottes Nähe, und alles zieht ihn zu ihr zurück.

Es ist eine alte Erfahrung, daß man Orte ehemaligen Glücks nicht wieder aufsuchen soll. Das Leben dort ist weitergegangen, was noch in der Schwebeweise war, hat sich verfestigt, schon der Wechsel der Jahreszeiten macht dem wiedergekehrten Werther die Unwiederbringlichkeit seiner Hoffnungen klar. Er sucht noch einmal Frieden und ist doch selbst alles andere als friedlich gestimmt, von Anfang an. Mit einem Male sieht er den Albert, wie er wirklich ist, nüchtern, hausbacken und engherzig, glaubt auch, daß er Lotte nicht glücklich machen könne und selbst nicht einmal glücklich mit ihr sei. Schon spielt er mit dem Gedanken an Alberts Tod. Lotte ist weiter lieb und freundlich, aber doch auch recht kokett, und die neue Erzählung des Bauernburschen von der gemeinen Gefallsucht seiner Liebsten rückt Lottes Verhalten in ein häßliches Licht. Werther nennt sie weiterhin unschuldig, auch als sie ihm das Theater mit dem Vögelchen vorspielt, das seine Verliebtheit doch gefährlich anstacheln muß. Er verkennt sie noch immer, schwärmt auch noch immer und glaubt sein Herz in Schlaf gewiegt, aber das hindert ihn nicht, den einen einzigen Kuß immer leidenschaftlicher zu begehren. Oft verfällt er jetzt in die üble Laune, die er einmal so heftig getadelt hat, bei dem Gedanken, wie wenig ein Mensch dem andern sein kann, möchte er sich die Brust zerreißen, und der Anblick von ein paar mutwillig gefällten Lieblingsbäumen versetzt ihn in mörderischen Zorn. Er fängt an, über den Durst zu trinken, und muß sich von Lotte, die ihm doch selbst den ungesunden Trank bereitet, zur Mäßigkeit ermahnen lassen. Die Religion ist ihm nichts oder zuviel, auf jeden Fall keine Beruhigung, der Gedanke an die Worte Christi am Kreuz regt seine Phantasie fürchterlich an. Am 30. November trifft er auf einem Regenspaziergang den grüngleideten Irren, der in der öden Spätherbstlandschaft seufzend Sommerblumen für seinen Schatz sucht und von einem Ort schwärmt, wo ihm so wohl wie einem Fisch im Wasser war. Der Ort ist, wie sich herausstellt, das Narrenhaus, der erträumte Schatz ist Lotte, bei deren Vater der Irre einmal Schreiber war. — Nach diesem Erlebnis kann Werther Lottes sentimentales Klavierspiel nicht mehr ertragen, flieht und hat doch Lottes schwarze Augen immer unter den geschlossenen Lidern, will vergehen und wird doch immer aufs neue zu einem kalten stumpfen Bewußtsein gebracht. Einige Tage lang schreibt er keine Briefe mehr, was wir aus diesen erfahren, wird nun vom Berichterstatter mitgeteilt, der Werther völlig zerstört, ungerecht und unglücklich nennt.

In der Pistolenszene, als Albert die Waffen mit den Worten ‚Ich lasse ihm glückliche Reise wünschen‘ dem Boten übergibt, und Lotte, die nicht gewagt hat, ihrem Mann Werthers gewaltsame Küsse zu gestehen, dazu schweigt, da ist alles atemberaubend auf

die Spitze getrieben, und doch ist da kein Wort, das nicht möglich, kein Gedanke, der nicht menschlich wäre. Jeder übernimmt seinen Teil Schuld, Albert das spöttische Verkennen, Lotte das ängstliche Verschweigen, keiner von den beiden wird in späterer Zeit dem andern Vorwürfe machen können. Werther aber, der junge aufsässige Werther wird fallengelassen, nicht bewußt, aber doch deshalb bewußt: damit ist der Familienfriede gesichert und das bürgerliche Glück.

Um Bürgerlichkeit und Rebellentum geht es aber in Werthers Leiden letzten Endes doch nicht. Es geht um Alter und Jugend, um die Krankheit Jugend, von der er mit den wachsenden Jahren genesen oder von der er sich auf Kosten seines Lebens befreien kann. Ihre Erscheinungen sind Egozentrik, Hypochondrie, Maßlosigkeit, Unbedingtheit, Unduldsamkeit und Zorn. Die Heimatlosigkeit gehört zu ihrem Bild, die Heimat Elternhaus ist verlassen, eine neue findet sich nicht so schnell. Der junge Mensch ist zu begabt, um nicht anspruchsvoll, zu empfindlich, um nicht stolz zu sein, sein Urteil ist unerbittlich und so leicht genügt ihm nichts. Immer wieder trifft er auf schon in sich gefestigte Verhältnisse und sieht sich immer wieder ausgestoßen als ein unbequemer, die Zufriedenen überfordernder Gast. Seinem einfallreichen, aber undisziplinierten Geist wird die rechte Möglichkeit nicht gegeben, die Vernünftigen regieren, die frühzeitig Altgewordenen lassen dem Außenseiter keinen Platz in ihrer durch ein dichtes Netz fragwürdiger Beziehungen zusammengehaltenen Welt. Er will am Ende vergewaltigen, was sich seiner arglosen Zuneigung nicht ergeben hat, und bleibt danach vollends einsam, vollends gebrandmarkt zurück.

Das alles kann sich lösen und löst sich auch in den meisten der Fälle, ein Freund findet sich schließlich, auch eine Frau, und manch einer rettet den feurigen Zorn seiner Jugend ohne Kompromisse in ein fruchtbares Zusammenleben hinein. Es kann aber auch zu der vorübergehenden Krankheit ein Selbstvernichtungswille treten, der die letzte Folge strenger unabdingbarer Forderungen an das Leben ist. Kein Sichbescheiden, kein Sichzufriedengeben mit der Gerade-noch-Heimat der nun einmal bestehenden Verhältnisse, — das ist der Fall des jungen Werther, für den der treffliche Albert die Pistolen von der Wand holte, die Lotte ihm dann noch abstaubte ‚mit zitternder Hand‘. [...]

4.10. Reinhard Baumgart: „Das Erbe des jungen Werthers“ (1966)<sup>126</sup>

[...]

Die Liebe in unseren Büchern ist die Trauer über ihre Abwesenheit.

*Alfred Andersch*

... die Liebe treibend und doch nur diese erwartend, essend und hungernd zugleich ...

*Paris Gütersloh*

Literatur hat ein zähes Gedächtnis. Seit Jahrzehnten verabschiedet sie sich von einem Thema, das sie kaum noch auszusprechen wagt, aber auch nicht lassen mag. Zwar, was sich vom ‚Werther‘ bis zu Proust als ein unbefragt großes, wenn nicht das größte Thema durchs europäische Erzählen zieht, hat seit Proust kaum noch einen repräsentativen Roman des neuen Jahrhunderts ganz und gar auf sich verpflichtet, doch in Erzählungen von mittlerem Rang lebt es fort, sogar wild. Da wird also nichts Neues gegründet, sondern nur ein Verlust nachvollzogen, und das voller Anspielungen an alte Zustände und Romane. Der Abstand zwischen Tradition und Gegenwart stellt sich nirgends deutlicher her als in solchen Büchern, trotz ihres geringeren, ja oft nur von

(126\*) Baumgart, Reinhard: Das Erbe des jungen Werthers. edition suhrkamp 186, Frankfurt/Main 1966, S. 59 ff.

fernher erborgten Ranges, gerade deshalb lohnt ihre Untersuchung. Mitgedacht ist in ihnen immer, wie das Bild zum Negativ, was früher einmal unbefragt galt, etwa das Pathos des Vorworts zum ‚Werther‘: ‚Was ich von der Geschichte des armen Werther nur habe auffinden können, habe ich mit Fleiß gesammelt und lege es euch hier vor, und weiß, daß ihr mir's danken werdet. Ihr könnt seinem Geist und seinem Charakter eure Bewunderung und Liebe, seinem Schicksal eure Tränen nicht versagen.‘

Unverkennbar verrät schon der alte Tonfall seine Anleihen aus religiösen Traktaten der empfindsamen Zeit, der pietistischen Zirkel. Einer Gemeinde von Gleichgesinnten soll Werther vorgestellt werden als der Inbegriff dessen, was man selbst gern wäre, ein Held des autonomen, durch keinen Kompromiß abzufindenden Gefühls. Wie jäh erst und wie zäh dann die Ansteckungskraft dieses Buches und seiner Philosophie war, ist bekannt. Noch vier Jahre vor der übernächsten Jahrhundertwende setzt sich Teplew in Tschechows ‚Möve‘ die Werther-Pistole an die Stirn.

Nach zwei Weltkriegen, sechs Jahrzehnte später, im Jahr 1955, legt ein anderer erfundener Herausgeber seinen Lesern einen anderen Liebesroman vor. Sein Vokabular klingt blanker, sein Überredungsversuch phrasenhaft: ‚Als klinischer Fall wird ‚Lolita‘ zweifellos in psychiatrischen Fachkreisen einen klassischen Rang einnehmen. Noch wichtiger aber als die wissenschaftliche Bedeutung und der literarische Wert ist der ethische Appell, den dieses Buch an jeden verantwortungsbewußten Leser richten sollte, denn in dieser bitteren persönlichen Studie steckt eine allgemeingültige Lehre; das moralisch gefährdete Kind, die egoistische Mutter, der keuchende Besessene: sie warnen uns vor gefährlichen Strömungen, sie zeigen uns die Macht der bösen Triebe. ‚Lolita‘ sollte uns alle — Eltern, Fürsorger, Erzieher — dazu veranlassen, uns mit größerer Wachsamkeit und Hellsicht der Aufgabe zu widmen, eine bessere Generation in einer weniger unsicheren Welt aufzuziehen.‘

Die Temperatur des Redens ist zwar kaum gesunken, doch wie künstlich und lächerlich diese Hitze ist, das läßt sie selbst spüren. Ausgeborgt erscheint, statt des pietistischen Gestus, der Jargon der amerikanischen Frauenvereine, und allzu deutlich zittert sein platt moralisches Tremolo. Es soll sich, als seine eigene Parodie, hinter dem eigenen Rücken verraten. In diesem Text herrscht nicht mehr, wie im Vorwort zum ‚Werther‘, Einigkeit zwischen Autor, vorgeschobenem Herausgeber und angesprochenem Leser. Die Worte meinen etwas anderes, als sie sagen: sie schillern.

Mehrdeutig wie diese Sätze, jedes Mißtrauen einladend, hält Nabokovs ganzer Roman seine Figuren und ihre Emotionen. ‚Lolita‘ erzählt eine Liebesgeschichte, in der ein kostbares und lange ungeprüftes Apriori, eben die Liebe, sich keineswegs mehr von selbst versteht. Noch in ‚Lady Chatterley‘, nur drei Jahrzehnte vorher, hatten sich die Gefühle ungebrochen rein, naiv und vertrauenswürdig entfaltet. Die Lady, wenn sie den Wildhüter zum ersten Mal und heimlich beobachtet, sieht ihn kaum anders als Werther die berühmte, Brot für ihre Geschwister aufschneidende Lotte, in einer Blickrichtung von unten nach oben nämlich, in der die Szene sich ins Riesige, ins Mythische verzerrt und steigert. Nur daß der kommende Liebhaber auch einen Körper hat, wird 1928 deutlicher, als es um 1770 sein konnte und durfte. Humbert Humbert dagegen, der Liebhaber der Lolita, notiert in seinem Tagebuch die erste Erscheinung seines 12jährigen Nymphchens so:

‚Sie trug ein kariertes Hemd, Blue Jeans und Segeltuchschuhe. Jede Bewegung, die sie in den Sonnensprenkeln machte, zupfte an der geheimsten, empfindlichsten Saite meines infamen Körpers. Nach einer Weile setzte sie sich neben mich auf die unterste Stufe der hinteren Veranda und fing an, mit ihren Füßen Kiesel hochzuheben — Kieselsteine, großer Gott! — dann die gewölbte Scherbe einer Milchflasche, die wie eine gefletschte Lippe aussah — und sie gegen eine Konservendose zu schleudern. Ping. Ein

zweites Mal kannst du es nicht — kannst nicht treffen — dies ist qualvoll — ein zweites Mal. Ping. Wunderbare Haut — oh, wunderbar: zart und gebräunt, nicht der kleinste Makel. Sahneis macht Pickel. Ein Überschuß an der öligen Substanz, Sebum genannt, die die Flaumfollikel der Haut nährt, verursacht, wenn sie zu reichlich vorhanden ist, einen Juckreiz, der Infektionen die Wege bahnt. Aber Nymphchen haben keine Pickel, so sehr sie sich auch mit fetthaltiger Nahrung überfressen mögen. Mein Gott, welche Qual — der seidige Schimmer über der Schläfe, der in das glänzende braune Haar übergeht.

Auch in dieser Schilderung steigert zwar Emphase das Wahrgenommene, doch sie kann die Vorgänge nicht aus ihrer peinlichen Banalität reißen, und außerdem: die Begeisterung Humbert Humberts schlägt sich selbst unermüdet ins Gesicht. 'Großer Gott', kann er ausrufen, 'mein Gott, welche Qual'; aber die Qualen, darüber werden wir im gleichen Atemzug unterrichtet, verdankt er nur seinem 'infamen Körper'. 'Wunderbare Haut', so heißt es, und gleich darauf werden zitiert Sebum, Flaumfollikel und Juckreiz. Von Anfang an wird Liebe niedergedrückt ins Physische, in ihre wissenschaftliche Desillusion. Die Gefühle und ihr Kommentar beginnen sich zu verachten.

Für Humbert Humbert, der aus der Begeisterung herabsieht auf deren nichtige Motive, wird die unersetzliche Lolita immer bleiben, was sie tatsächlich ist, ein zwölfjähriges, in Jargon und Allüren aufs Typische beschränktes Collegegirl. Er läßt sich hinreißen, doch er weiß Bescheid. Seine Geschichte setzt kein heroisches Beispiel wie die Geschichte Werthers, sie ist Tragikomödie von Anfang an, zerrissen von innerem Widerspruch bis in die Sprache, in der pathetische und groteske Gesten sich dauernd gegenseitig ins Wort fallen.

Nicht nur in 'Lolita', auch in anderen Romanen setzt die Emotion sich neuerdings selbst das Mißtrauen entgegen. Der Widerspruch, der dem Paar früher dramatisch aus der Gesellschaft entgegentrat, wirkt nun psychologisch von innen her, ist ein Moment der Passion selbst geworden. Die alten Geschichten spielten bewußt oder unbewußt immer das Modell der Romeo-und-Julia-Situation nach, denn erst gegen Widerstände und Tabus kann die Leidenschaft ja beweisen, wie rücksichtslos sie mit der üblichen Welt und ihren Traditionen umgeht. Scheinbar nur erinnern auch neuere Romane noch an das alte Modell, denn sie erzählen ja noch immer nicht den Alltag, sondern den Skandal der Liebe, ganz gleich ob Humbert Humbert die Lolita umarmt oder Baldwins Amerikaner seinen Giovanni, ob Frischs Homo faber mit seiner eigenen Tochter reist oder Bölls Clown mit einem katholischen, ihm nicht angetrauten Mädchen. In diesen Büchern scheinen wesentliche Bedingungen des klassischen Liebesromans noch einmal wiederholt: gezeigt werden Konstellationen, die notwendig unglücklich und notwendig verschämt und verschwiegen bleiben müssen.

Tatsächlich hat Lionel Trilling Nabokovs Roman die Diagnose gestellt, er gehöre als Nachfahre in die abendländische Tradition der Leidenschaftslove, des amour passion, er habe ihn wiederentdeckt in einer heute noch möglichen Form. Denn in unserer Gesellschaft, so Trilling, mit ihrer weitgehenden Duldung und Banalisierung der Sexualität, ihrem trostlos vernünftigen Eheideal, könne eine Leidenschaft alten Stils nur noch sozusagen in Sträflingskleidung, also asozial, pathologisch und kriminell auftreten. Nur so werde erreicht, was die Leidenschaftslove seit der Troubadourzeit auszeichne: der schöne Wahnsinn, der gesellschaftliche Skandal und vor allem auch die Unmöglichkeit ehelicher Erfüllung. 'Deshalb', so schloß Trilling, 'ergeben heute ein von seinen Trieben überwältigter Mann und ein zwölfjähriges Mädchen das ideale Paar für eine Liebesgeschichte.'

Die Analyse ist bestechend, doch nicht in allen Punkten genau, verschleierte sie doch wesentliche Unterschiede zwischen damals und heute. Romeo etwa hatte Julia nie ver-

achten müssen, weil sie eine Capulet war. Er sah sie ganz ohne Vorbehalt, feierlich losgelöst aus ihrem Milieu, anders als Humbert Humbert die Lolita. Hindernisse traten, wie noch in Kellers 'Romeo und Julia auf dem Dorfe', nur von außen zwischen die Liebenden: sie waren, soziologisch gesprochen, institutioneller Natur und, metaphysisch verstanden, fatum. Der Liebe selbst jedenfalls konnten sie nichts anhaben, die meinte sich in 'Romeo und Julia' und im 'Werther', ja noch bei Lawrence und Miller durchaus im Recht gegen die sie umgebende und mit ihr verfeindete Welt. Sie führte, selbstbewußt, ein Plädoyer gegen den zeitgenössischen Weltzustand und utopisch für einen glücklicheren, das heißt, für einen, in dem auch für solche Liebe Platz wäre. Noch im Pathos des Wildhüters aus der 'Lady Chatterley' schlägt diese Absicht durch: 'Ich stehe ein für das Band körperlicher Bewußtheit zwischen den Menschen ... und für das Band der Zärtlichkeit. Und sie ist mein Gefährte. Es ist ein Kampf gegen das Geld und die Maschinen und die fühllose Affschkeit der Welt in allem Ideellen. Und sie wird dabei hinter mir stehen. Dem Himmel sei Dank, daß ich eine Frau gefunden habe, die mit mir ist und zärtlich und meiner bewußt.'

Das Zitat stammt aus dem Jahre 1928, scheint aber älter. Viel Rousseau und sogar eine frühfaschistische Wut gegen die rationalisierte Welt tönt heraus. Von heute aus sieht diese Pose einer wilhelminischen Postkarte fatal ähnlich. Daß Liebe zu zweit die Gesellschaft missionieren könnte und sollte, wird man nur noch in Kioskheften lesen können. In neueren Romanen ist sie eingesperrt in sich selbst, ratlos und wirkungslos, über sich und ihre Unvernunft eher beschämt.

Auch darin zeigt sich ein Unterschied zum herkömmlichen, dem heroischen amour passion. Der mochte zwar gegen die gesellschaftlichen Konventionen der Zeit stehen, doch nie außerhalb der Gesellschaft. Selbst Tristan und Isolde verlassen schließlich die Minnegrotte und kehren zurück an den Hof Markes. Die entscheidende Stelle bei Gottfried von Straßburg lautet: 'Sin haeten umbe ein bezzet leben / niht eine böne geben / wan eine umb ir ère. (Sie hätten für ein besseres Leben nicht eine Bohne gegeben, außer eine für ihre Ehre.) Ehre, das hieß damals: Ansehen vor der Welt, Geltung in der Gesellschaft. Denn in einem außergesellschaftlichen Jenseits, nur für eine von allen sozialen Zusammenhängen isolierte Liebe ließ sich ein sinnvolles Leben nicht vorstellen, ja, diese Gesellschaft hat der klassischen Leidenschaftslove, und sei es auch nur durch ihren Widerstand, erst ihre heroischen Konturen, sogar einen tragischen Sinn gegeben. Nur in den Spannungen zu ihr und ihren Forderungen konnte ein rebellierendes Paar sein Beispiel setzen, und selbst um eine Emma Bovary, eine eigentlich klein gewachsene Seele, steht am Ende die Aura des für eine gute Sache Hingerichteten, des tragischen Helden.

Die moderne Leidenschaftslove dagegen löst sich, ob in 'Lolita', im 'Ruhkissen' oder in Ingeborg Bachmanns 'Gutem Gott von Manhattan', aus fast allen sozialen Kontakten und verliert damit an Form wie an Glauben. Sie ist kein Gefühl mehr, das die Welt neu erschließt durch eine Vision des richtigen Lebens — im Gegenteil, sie erblindet eher. Der Liebhaber der Lolita entdeckt einen merkwürdigen Zusammenhang. 'Je geringer die menschlichen Kontakte wurden', so notiert er, 'desto mehr wuchs meine Leidenschaft, meine Qual.' So treibt zwar gerade die Isolation der Leidenschaft diese höher, aber auch ihre Absurdität. Es wiederholt sich der alte Topos der Minnegrotte, doch seine Vorzeichen sind ausgetauscht. Die Einsamkeit des Paares, früher Hinweis auf ein gewesenes und wiederkehrendes Paradies, noch bei Henry Miller und Lawrence, fängt jetzt einen düsteren Abglanz auf von Sartres 'Geschlossener Gesellschaft': Die Hölle, das ist der andere.

Die Topographie dieses Zustandes, gewöhnlich ein Zimmer, das fern und jenseits der übrigen und üblichen Welt zu liegen scheint, hat zeitgenössische Autoren merk-





würdig fasziniert, auch Ingeborg Bachmann in ihrem Manhattan-Hörspiel, Nossack in 'Spätestens im November' und Böll in den 'Aufzeichnungen eines Clowns'. Fast immer zeigt der Ort der scheinbar vollkommenen Freiheit die Merkmale eines Gefängnisses für zwei. Nicht die störende Welt scheint abwesend, wie in der alten Minnegrotte, sondern eher das Paar aus der Welt ausgesperrt. Wenn früher die Idylle zu zweit Raum- und Zeitbegriffe aufhob, so wurde schon das bei Gottfried von Straßburg als Bedingung und Zeichen des Glücks und der Entrückung verstanden. Jetzt hat dieser Verlust an Bewußtsein und Realität den Beigeschmack von Leere.

'Wenn ich das Bett verlasse', heißt es im 'Ruhekissen' der Christiane Rochefort, 'diese zeitentrückte Welt, wo Tag und Nacht durcheinander gerieten und wo keine Ordnung, kein Merkzeichen, kein Stützpunkt wahrnehmbar sind, dann komme ich tatsächlich von einem anderen Planeten und erkenne diesen nicht wieder. Mit unsicheren Händen wende ich mich hierhin und dorthin — was ist mit mir geschehen? Dieser Mann hat die Zeit zunichte gemacht, er hat sie zu einer großen, einförmigen Nacht umgewandelt, darin keine Anrufe aus der Außenwelt mehr zu dringen vermögen: ich bin aus der Zeit herausgeglitten, ich bin in Renauds düsteres Königreich gelangt, und Renaud ist tot. Ich lebe zusammen mit einem Toten, der mich in sich einsaugt.'

Dieses Bett und Zimmer in Paris, in St. Germain-des-Près, ist bestückt mit düsteren Objekten, mit vollen Aschenbechern, Schundromanen, Whiskyflaschen. Eine kleine Lampe brennt auch tagsüber. Nirgends nimmt die Dingwelt, wie in 'Tristan und Isolde', im 'Werther' oder bei Lawrence, leuchtend, bestätigend teil an der Passion. Sie umstellt sie nur, fast feindlich. Die Liebe scheint aus der Welt gefallen. James Baldwin hat sogar seinen Roman nach dem Ort des erotischen Verhängnisses genannt: 'Giovannis Zimmer', und auch seinem Erzähler scheint, 'daß sich das Leben in jenem Zimmer auf dem Meeresgrund abspielte, während die Zeit gleichgültig über uns hinwegstrich. Stunden und Tage waren Begriffe ohne jede Bedeutung... Ich zitterte. Wenn ich nicht sofort die Tür aufmache und gehe, dachte ich, dann bin ich verloren. Aber ich wußte, daß ich die Tür nicht aufmachen konnte, und ich wußte, es war zu spät...'

Immer wieder läßt sich die von Nabokov entdeckte Motivationskette beobachten: die menschlichen Kontakte schwinden, die Moral als der normative Anstand verfällt, die Leidenschaft steigert sich. Absolutheit erreicht sie in einem Zustand der Anarchie, also formlos. Sie blendet und triumphiert nicht mehr wie der alte amour passion, denn ihr ist kein Sinn und kein Rechtsanspruch mehr unterlegt. Diese neuen Passionen verstehen sich selbst schon als kriminell oder pathologisch. Anders als etwa Genet führt James Baldwin so wenig ein Plädoyer für die Homosexualität wie der 'Homo faber' für den Inzest. Noch die Bücher von Lawrence oder Miller dröhnen von Selbstbewußtsein und Pathos, vergleicht man sie mit dem mezza voce neuerer Beichten, deren schlechtes Gewissen ihnen melancholisch oder ironisch die Stimme bricht und den gesellschaftlichen Normen schweigend Recht gibt. Auch die strenge Monologform bestätigt nur die Einsamkeit des Schreibenden.

Die Prosa von Lawrence oder Miller und auch Genet hält sich offen zum Leser hin. Rhetorisch hochgereizt, überredend sucht sie Kontakt, das Einverständnis der Lesenden, nirgends drastischer als durch die offene Provokation. Gerade die Obszönität möchte sehr zweckbewußt reizen, zu einer erotischen Freiheit nämlich über die verordneten Grenzen des Verhaltens hinaus. Da hat sich der utopische Ehrgeiz des alten Liebesromans regeneriert oder erhalten, und es scheint, über den gemeinsamen Ahnherrn Rousseau vermittelt, sogar eine späte Verwandtschaft zu Wertherschem Pathos und Pantheismus durch. In neueren Büchern dagegen haben die obszönen Suggestionen ihre Leuchtkraft verloren. Selbst bei Grass trübt sie schon sexueller Ekel. Das schlechte Gewissen kann sich aber auch sehr indirekt und diskret andeuten, in der Verschleierung

nämlich der von Henry Miller nackt gefeierten Vorgänge. Gerade der nur scheinbar ruchlose Humbert Humbert läßt sich an heiklen Stellen gern zu puccinihaftem Schmelz hinreißen. Pretiöse Metaphern umschreiben dann, wie auch bei Durrell, was nicht mehr triumphierend beim Namen genannt wird. Die Liebe schämt sich im Kopf und in allen Gliedern.

Die genannten Unterschiede zwischen klassischen Liebesromanen und einigen neueren, zwischen diesen und den Romanen etwa von Genet, Miller und Lawrence, können allein von der Neuheit der neueren Bücher kaum überzeugen. Sind sie überhaupt so aktuell, wie ihre Erscheinungsjahre versprechen? Immer noch reden sie, nur eben ratlos, von der gleichen Passion, die auch Werther oder Treplew oder Julien Sorel bewegte. Daß Passion ja beides bedeutet, Leidenschaft und Leiden, sollte man erinnern, wobei auffällt, daß die neuen Romane zwar die Leiden, nicht aber die Leidenschaft des jungen Werthers nachvollziehen.

Die Passion, früheren Figuren angeheftet wie ein Orden, eine Auszeichnung, scheint nun ihr Pariazeichen oder Kainsmal. Das einmal weltaufschließende Gefühl, dem sich alles in Neuheit verklärte, die Welt der Erscheinungen und die Rangordnung der Werte, sieht sich nun selbst ratlos als alt, müde, aus früheren Zeiten übriggeblieben, ist der Welt entfremdet, blind für sie, nur noch in sich selbst verstrickt.

Seit Henry James, Proust und Virginia Woolf hat das Individuum im Roman an deutlichem Umriss verloren. Was sich seitdem und erst jetzt deutlich im Roman vollzieht, ist die Selbstzersetzung auch des einmal ranghöchsten individuellen Gefühls, der Liebe. Christiane Rochefort hat für sich und ihre schreibenden Gesinnungsgenossen ein Schlagwort ausgegeben: sie alle seien 'Arrièregarde'. Der Begriff schließt viel in sich ein: Kampf auf dem Rückzug, die historische Vergeblichkeit des Kampfes, die Anhänglichkeit an ein erschöpftes Ideal. 'Eines Tages', so heißt es also folgerichtig im 'Ruhekissen', 'werde ich einen Traktat schreiben. Ich werde ihn 'Über die Liebe' nennen. Ich werde dagegen sein.' Denn die Unerfüllbarkeit der alten Passion, früher durch äußeren Zwang über sie verhängt, ist längst in ihr selbst entdeckt worden. 'In der Tat', meditiert Humbert Humbert, 'es kann wohl sein, daß die eigentliche Anziehungskraft, die die Unreife auf mich ausübt, nicht so sehr auf der Klarheit reiner, junger, verbotener Feenkindschönheit beruht, als vielmehr auf der Garantie einer Situation, in der unbegrenzte Vollkommenheit die Lücke zwischen dem kleinen Gegebenen und dem großen Verheißenen ausfüllt — das große rosagraue Nie-zu-Erlangende.'

In diesem Programm der Unerfüllbarkeit tönt das müdeste, das spätromantische 19. Jahrhundert durch, Tristanliebe, wie Wagner sie verstanden und orchestriert hat, in der Unendlichkeit chromatisch aufsteigender Tonreihen. Auch die Passion Humberts erhofft sich am Ende eine Verklärung, allerdings in einem ästhetischen Jenseits. Gelesen soll seine Geschichte nämlich einen Sinn versprechen, den sie gelebt nicht abgab. Die letzten Sätze der 'Lolita' lauten: 'Ich denke an Auerochsen und an Engel, an das Geheimnis dauerhafter Pigmentierung, an prophetische Sonette, die Zufluchtsstätte der Kunst. Und dies, meine Lolita, ist die einzige Unsterblichkeit, an der wir gemeinsam teilhaben dürfen, du und ich, meine Lolita.'

Exegi monumentum, aere perennius — Verewigung durch die Kunst, wieder ein traditionsreicher, ein antiker Topos. Überall scheinen durch diesen Roman die alten Muster als geborgte durch, doch meist, wie sich gezeigt hat, mit ihrer Kehrseite. 'Trotz aller modernen Posen', schreibt Trilling, 'ist das Buch bemüht um die Wiederherstellung einer überlebten Gefühlsweise' — und Trilling nennt sie 'archaisch'.

Daß 'Lolita' einen zeitgenössischen Zustand der Liebe entwirft, scheint also fragwürdig. Ihr Autor hat sich gegen eine solche Absicht selbst verwahrt. 'Es ist kindisch', behauptet er, 'ein aus der Phantasie geborenes Werk zu lesen, um Aufschluß über ein

Land oder über eine Gesellschaftsschicht oder gar über den Autor selbst zu bekommen, womit er sich entweder zu groß oder zu klein sieht. Denn wie jeder Roman enthält auch dieser reichlich Information. Er führt sein Paar nicht blind 50 000 Kilometer über amerikanische Landstraßen: genau und boshaft überliefert er die Kulissen der gegenwärtigen Zivilisation. Nur bleiben es immer Kulissen. Wie ein grotesk geschnittener Film gleitet die Außenwelt vorüber und schenkt durch ihre öde Verrücktheit dem erhabener Verrückten Humbert Humbert nur neue Motive für seine Einsamkeit und Monomanie: auf eine solche Welt kann man sich doch gar nicht einlassen.

Das Reisen, die Flüchtigkeit der Weltkontakte, gehört ins Repertoire dieser Bücher, auch in Frischs ‚Homo faber‘ und Bölls ‚Aufzeichnungen eines Clowns‘. Wieder wird da spät und verzweifelt ein romantischer Topos zitiert. Wie schon in Schuberts ‚Winterreise‘ soll die Bewegung durch den Raum der heimatlosen, bewegten Innerlichkeit entsprechen. Starr, abweisend steht gegen sie die Fassade der alten oder neuen Restauration. Selbsthaft kann oder mag man nicht werden, fremd muß oder möchte man bleiben. Doch was der feierlichen individuellen Passion von außen an Ernüchterung entgegenwirkt, hat längst auch auf die neuen Winterreisenden selbst übergegriffen. Diese Flüchtenden können sich nirgends retten, nicht einmal in den Glauben an ihre eigene Würde. Sie sind Figuren eines Satyrspiels.

Größer als das ganze verwandte Genre schon durch größere Konsequenz, grotesk bis in den hohen Ton seiner letzten Apotheose, erzählt Nabokovs Roman einen Trauerfall, einen Fall ohne Fallhöhe, und zwar als Gegengesang, Parodie. Das Erbe des jungen Werthers scheint damit verschlissen, kaum zum letztenmal, doch endgültig. Was in diesem und ähnlichen Büchern ausgeträumt wird, als Alptraum, ist die höchste Bestätigung des bürgerlichen Individualismus: durch die individuelle Liebe.“ (S. 63—73)

### III. Die Wirkungsgeschichte des ‚Werther‘

#### 1. Der literaturimmanente Ansatz

##### 1.1. Fritz Brüggemann: Einleitung zur ‚Geschichte des Fräulein von Sternheim‘ (1938)<sup>127</sup>

„[...] Es entsteht nun die Frage, inwiefern in der ‚Geschichte des Fräuleins von Sternheim‘, die noch ausgesprochenermaßen als ein Produkt der Aufklärung, wenn auch unmittelbar vor der Schwelle einer anderen Zeit, in die Erscheinung getreten ist, bereits die seelische Haltung dieser neuen Zeit in einer Form zum Ausdruck gekommen ist, die auf die Jugend von 1771 faszinierend hat wirken können. Zur Beantwortung dieser Frage muß zunächst darauf hingewiesen werden, daß in den mehr oder minder begeisterten Urteilen über den Roman stets zum Ausdruck kommt, daß durch ihn weniger der Verstand als das Gefühl der jungen Generation getroffen worden ist. Äußerungen des Gefühlslebens waren aber nicht neu in den Tagen des Sturmes und Dranges. Eine neue Gefühlskultur verzeichnen wir schon seit den fünfziger Jahren. Die Art des Fühlens dieses Jahrzehnts und des folgenden war aber wesentlich anders als die Art des Fühlens der neuen jungen Generation der siebziger Jahre. Und nur eine

(127\*) La Roche, Sophie von: Geschichte des Fräulein von Sternheim, hrsg. von Fritz Brüggemann. Deutsche Literatur in Entwicklungsreihen, Reihe Aufklärung. Ph. Reclam jun., Leipzig 1938, S. 5 ff.

der ihren kongeniale Gefühlsweise in dem Roman der La Roche kann sie so stark berührt haben, wie es tatsächlich der Fall gewesen ist. Es muß also über die besondere Gefühlsnote, um die es sich hier gehandelt hat, Klarheit geschaffen werden.

Neuere Beurteiler haben die ‚Geschichte des Fräuleins von Sternheim‘ den ersten empfindsamen deutschen Roman genannt (so Christine Touaillon in ihrem vortrefflichen Buch: Der deutsche Frauenroman des 18. Jahrhunderts, Wien 1919, S. 72). Der Ausdruck ‚empfindsam‘ ist schon im 18. Jahrhundert gebräuchlich geworden zur Bezeichnung jeder seelischen Äußerung, die im Gegensatz zum Rationalismus vom Gefühl getragen gewesen ist; und zwar seitdem Lessing im Jahre 1768 seinem Freunde Bode das Wort zur Verdeutschung des englischen ‚sentimental‘ empfohlen hatte, wie es im Titel von Sternes ‚Yoriks sentimental journey‘ gebraucht wird. Lessing hat damit offenbar eine besondere Note des Gefühlslebens bezeichnen wollen, die sich nicht etwa mit dem sonst gebräuchlichen Wort ‚gefühlvoll‘ ausdrücken läßt. So wird das Wort ‚empfindsam‘ auch heute noch allgemein unter Leuten, die nicht literarhistorisch beeinflusst sind, nicht als Bezeichnung des Gefühls schlechthin im Gegensatz zum Rationalismus, sondern als Bezeichnung eines kraftlosen Gefühls, als Bezeichnung einer gewissen weichen Sentimentalität empfunden.

Das Bedenkliche der Verallgemeinerung der Anwendung von ‚empfindsam‘ wird anschaulich, wenn man darauf hinweist, daß gelegentlich sowohl Goethes ‚Werther‘ wie die Romane Richardsons aus den Jahren 1740—53 als empfindsame Romane bezeichnet worden sind, wo doch beide offensichtlich in einem erheblichen Gegensatz stehen, da zwar der ‚Werther‘ ein Ergebnis der vorausgegangenen empfindsamen Literatur gewesen ist, in ihm aber gerade die weiche, unentschlossene Haltung des bisherigen Gefühlslebens verworfen worden ist, und Goethes Roman hierdurch so unerhört ‚neu‘ gewirkt hat. Der ‚Werther‘ ist letzten Endes eben kein empfindsamer Roman mehr! Wenn das ‚Fräulein von Sternheim‘ dem entgegen mit Recht noch als ein ‚empfindsamer‘ Roman bezeichnet werden dürfte, dann entspräche die Gefühlsnote der Sternheim nicht der seelischen Grundhaltung, aus der der ‚Werther‘ entsprungen ist. Das mag in gewisser Hinsicht auch tatsächlich der Fall sein. Die Jugend von 1771 hat es aber offenbar anders empfunden. Sie spürte in der ‚Sternheim‘ etwas Neues, das sich (in anderer Form als hernach im ‚Werther‘) ebenso wie das Neue in Goethes Roman gegen die kraftlose Sentimentalität der vorausgegangenen Zeit wandte. Die ‚Sternheim‘ ist deshalb so wenig ein empfindsamer Roman wie der ‚Werther‘.

Wenn man Richardsons Romane als empfindsam bezeichnet hat, dann darf man auch Gellerts ‚Schwedische Gräfin‘ einen empfindsamen Roman nennen. Elemente des Gefühls spielen auch hier schon eine große Rolle, aber es ist ein ausgesprochen ‚empfindsames‘ Gefühl, weil ihm jede Kraft persönlichen Verlangens abgeht. Die Entschiedenheit des ‚Diese oder keine‘ fehlt in der Liebe durchaus. Unendlich liebenswert erscheint dem Menschen der vierziger Jahre jeder andere, der von dem gleichen aufkeimenden Gefühlsleben erfüllt ist. Man findet sich daher leicht mit der gegebenen Fügung ab und liebt, wen das Schicksal zu lieben gewährt. Ein Begehren darüber hinaus kennt man nicht. Das ist typisch ‚empfindsam‘ und bleibt im vollsten Gegensatz zum ‚Werther‘ bezeichnender Wesenszug reiner Empfindsamkeit.

In den fünfziger Jahren ist das allgemeine Gefühl zu einem persönlicheren Gefühl geworden, das schmerzlich empfindet, was das Schicksal nicht gewährt. Über diesen Schmerz aber kommt man nicht hinaus. Er wird jetzt der eigentliche Inhalt des Gefühls. Man gibt sich dem Schmerz mit einer Lust hin, die in dieser Zeit des sonst noch wenig entwickelten subjektiven Selbstbewußtseins Ausdruck wird für die sich im Schmerz selbst fühlende Menschenseele. Man schwelgt daher in den sich im Schmerz